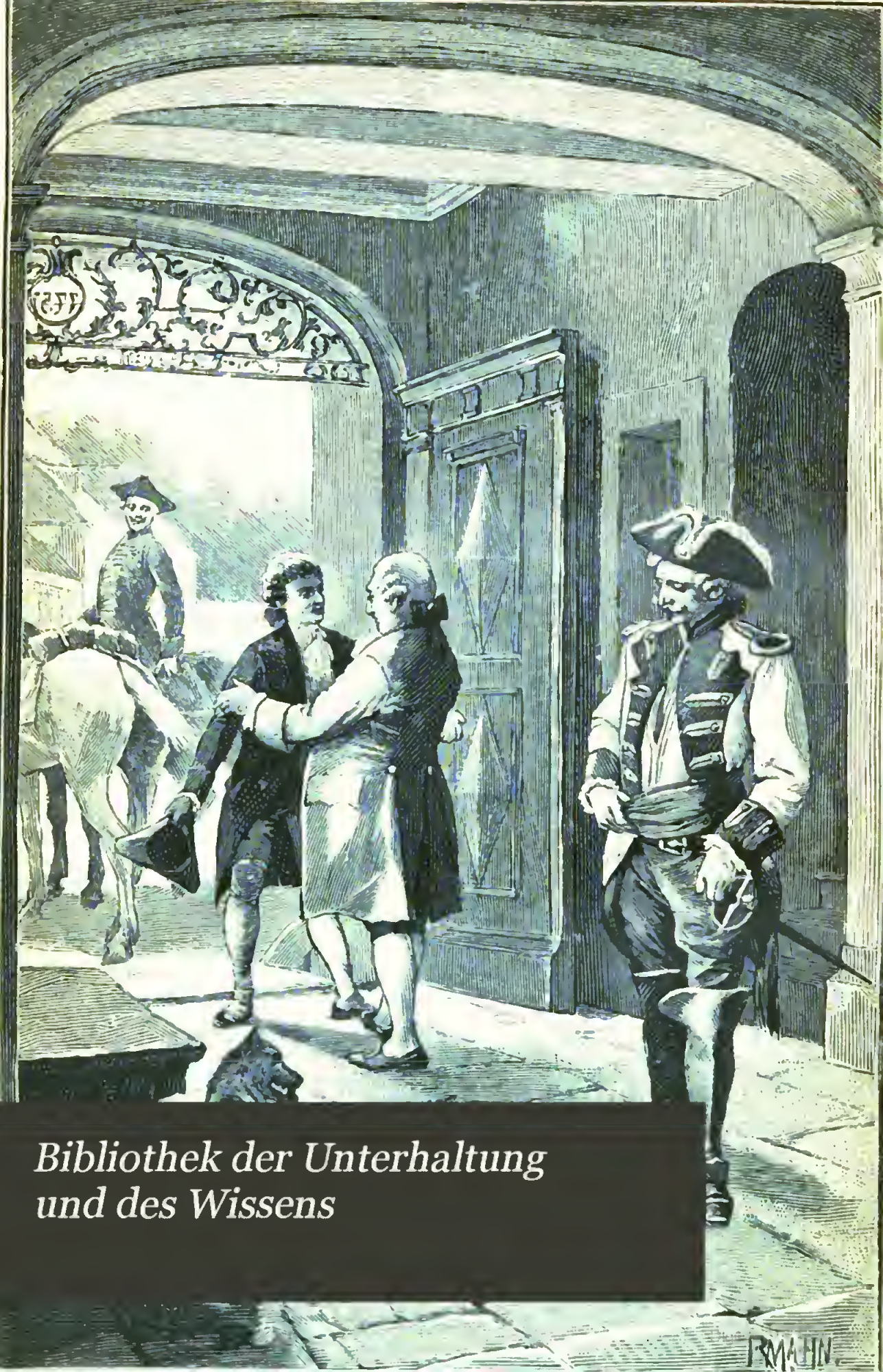


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

AUS
DER BIBLIOTHEK

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzuges 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, so daß ihre Verbreitung nach vielen, vielen Tausenden zählt, wie denn auch für die **außerordentlich große Beliebtheit** des Werkes der Umstand spricht, daß, nachdem dasselbe längst im Buchhandel vergriffen gewesen, fort und fort, bis in die neueste Zeit hinein, noch Bestellungen darauf an die Verlagshandlung gelangt sind.

Wie die erste Ausgabe unsrer Kriegsgeschichte durch **Frische und Lebendigkeit der Darstellung**, sowie durch **große Mannigfaltigkeit** sich ausgezeichnet hat, so soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

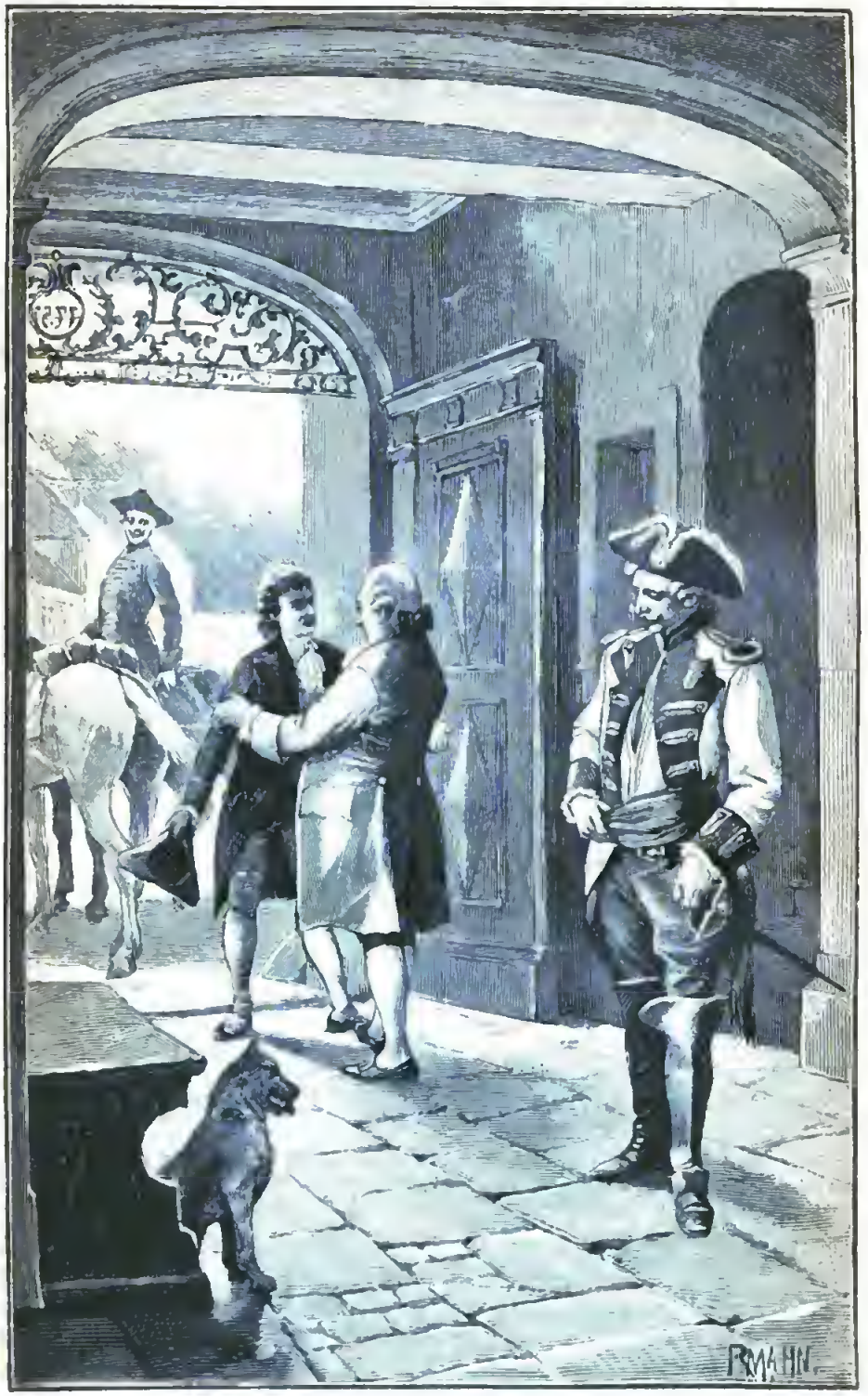
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Junge Leute — alte Seelen!“ von J. v. Ettmüller (S. 74)
Originalzeichnung von R. Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275425A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Schlächter von Moncalieri. Kriminalroman von Jul. Mary (Fortsetzung) 7

Junge Leute — alte Seelen! Eine wahre Geschichte, die nicht mit einer Heirath schließt. Von J. v. Ettmüller 57

Mit Illustrationen von R. Mahn.

Czentowo. Novelle von Fedor v. Zobeltitz 98

Der Kampf um die spanische Corrida. Momentbilder aus der Arena. Von Hermann Brink 157

Mit 6 Illustrationen.

Verschwundener Glanz. Plaudereien aus den Tuilerien. Von Aug. Scheibe 172

Mit 3 Porträts.

Falsche Fürstlichkeiten im 19. Jahrhundert. Ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Neuzeit. Von Theodor Schön 187

Die Reiskultur im Reiche der Mitte. Bilder aus dem chinesischen Landleben. Von Hans Gerstner . . 200

Mit 12 Illustrationen.

Nadelhelden. Skizzenblatt von Richard March . . . 214

Mannigfaltiges:

Schicksalswege 225

Seite

Die Gewinnung des Schellacks 228
Eine Aufschneiderin, die nicht aufschneidet 232
Ist der Laubfrosch ein Wetterprophet? 232
Ein pumpender Kaiser 234
Der Weiberfeind 235
Hungersnoth 235
Die Ursachen von Dampfkesselexplosionen 236
Der Pünktliche 238
Major v. Lützow als Räuberhauptmann 238
Buchstäbliche Auslegung des Gesetzes 239
Geistesgegenwart 239
Ein Unverbesserlicher 240

Der Schlächter von Moncalieri.

Kriminalroman von **Jul. Mary.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte Longhi die Schlächterei verlassen. Zwei Bäuerinnen aus Serravalle waren ihm auf dem Wege begegnet, der über die Hügelreihe hinter dem Heidenacker durch das Gehölz nach ihrem Dorfe führte, und hatten ihn gefragt, wohin er bei dieser Hitze ginge.

„Ich will nach Chieri zum Pächter Longobuco," hatte er geantwortet, „und dort einen Ochsen kaufen."

Longhi hatte auf dem Kopfe einen weichen Filzhut. Er trug eine weiße Drillichhose, die unten umgekrempt war, und die weite blaue Bluse, mit der Schlächter und Viehhändler stets über Land gehen. In der Hand hielt er einen schweren Stock, der beim Treiben des Viehes zugleich als Peitsche diente, weshalb oben eine mit dicken Knoten versehene Schnur daran befestigt war.

Die bei dem Pächter Longobuco angestellten Nachforschungen hatten ergeben, daß Longhi dort in der That zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags angelangt war und einen Ochsen gekauft hatte. Er fesselte dem Thiere vorsichtigerweise die Vorderfüße, so daß es eben noch gehen konnte, und nahm es dann mit sich, indem er wieder den

Rückweg über Serravalle einschlug. Der Weg, der von dort durch den sich weithin ausdehnenden Wald und über die Hügel im Norden des Heidenackers nach Moncalieri führte, ging jedoch etwas vor dem ebengenannten Dorfe bei einer Meierei, welche „Eremitaggio" (die Einsiedelei) hieß, in westlicher Richtung von der Landstraße Chieri-Serravalle ab.

Dort begann das Geheimniß.

Gegen sieben Uhr Abends waren zwei Knechte aus der Einsiedelei am Eingange des Waldes dem Schlächter begegnet, der seinen Ochsen mit sich führte. Neben Paolo ging Carlotta, welche die Burschen recht gut kannten. Sie hatte sie gegrüßt und war dabei roth geworden. Auch Longhi war zuerst etwas verlegen gewesen, hatte dann aber lachend auf das mächtige Thier, das er am Stricke leitete, gedeutet und gemeint: „Das ist einmal ein Kapitalvieh, was?"

Die beiden Knechte hatten ihnen wiederholt nachgeblickt, so lange sie sie überhaupt sehen konnten, und gelacht, denn dies Trio: Paolo, Carlotta und der Ochse, erschien ihnen komisch.

Das Thier trottete schwerfällig und mit gesenktem Kopfe hinter dem Metzger her; man sah, wie die Fessel es hinderte, und daß es von Zeit zu Zeit widerspenstig wurde und sich loszureißen suchte. Wenn der Metzger ein verliebtes Stelldichein mit dem hübschen Mädchen verabredet hatte, so mußte das unter solchen Umständen sehr wunderlich erscheinen.

Was sich nun aber weiter begeben hatte, das wußte Niemand.

Wie und wo war der Mord verübt worden, was war das Motiv dazu gewesen? Das blieb noch immer in Dunkel gehüllt.

Der Polizeikommissar hatte sich nicht mit den Aussagen

der Frau Longhi und ihrer Tochter begnügt, sondern weiter nachgeforscht und insbesondere auch La Fina, die Tochter des Pächters Novelli, der Paolo früher den Hof gemacht hatte, vernommen. Es ging aus allen Aussagen hervor, daß die schöne Carlotta in der That recht gefallsüchtig gewesen war und sich von allen Burschen hatte den Hof machen lassen. Dadurch erklärte es sich zur Genüge, daß Paolo zeitweise von einer wilden Eifersucht erfaßt worden war; in derartigen Augenblicken hatte er zu verschiedenen Malen vor einigen ihm bekannten Bauernburschen aus Serravalle geäußert, daß, wenn Carlotta je im Ernste daran denken sollte, einen Anderen als ihn zu heirathen, er zuerst sie und dann sich selber tödten werde.

Es erschien mithin durchaus nicht unmöglich, daß er in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth seine Braut geschlagen hatte. Und da seine ungewöhnliche Kraft allgemein bekannt war, so konnte er, wenn der Jähzorn ihn von Sinnen gebracht hatte, dabei recht wohl derartig zugeschlagen haben, daß schon dieser eine Hieb hinreichte, die Unglückliche zu tödten, ohne daß Paolo diese Absicht gehegt hatte.

Der Untersuchungsrichter hatte den Fall mit aller Aufmerksamkeit studirt, die er erheischte. Es handelte sich in erster Linie darum, festzustellen, wo Longhi in der Zeit von jener Begegnung mit den beiden Knechten bis elf Uhr Abends, wo er nach Aussage seiner Schwester heimgekehrt, gewesen war und was er in diesen Stunden gethan hatte. Der Schlächter selbst war noch nicht darum befragt worden; ohne Zweifel aber würde er auf den Umstand, daß Niemand außer ihm diese Auskunft geben konnte, seine Vertheidigung stützen und zu diesem Zwecke irgend ein Märchen erfinden.

Das Verhör erstreckte sich zunächst auf die durch die Zeugenvernehmungen festgestellten Thatsachen und berührte

hierauf die Zwiſchenzeit von acht bis elf Uhr Abends, über die man bis jetzt nur Vermuthungen hegen konnte.

„Sie wollten alſo einen Ochſen kaufen," fragte der Gerichtsrath, „und ſind um halb fünf Uhr auf dem Gehöft des Pächters Longobuco angelangt. Sie haben dasſelbe eine Stunde ſpäter mit dem erſtandenen Thiere wieder verlaſſen. Iſt das richtig?"

„Jawohl."

„Auf dem Rückwege waren ſie zwiſchen ſieben und acht Uhr bis zur Einſiedelei gelangt."

„Das iſt richtig."

„Sie waren aber nicht mehr allein."

„Das gebe ich zu. Carlotta war mir bis dort entgegen gegangen. Wir hatten ein Zuſammentreffen verabredet."

„Zu welchem Zweck?"

„Ei nun, ich liebte ſie, das werden Sie wohl ſchon gehört haben, und ſie liebte mich auch."

„Warum denn aber dieſe Täuſchung und Heimlichkeit? Wenn Sie Beide ſich liebten, wozu dann ein Stelldichein vereinbaren? Was hatte das für einen Zweck? Carlotta war doch in Ihrem Geſchäft thätig, Sie konnten ſie den ganzen Tag über ſehen und ſprechen."

„Ja, ich ſah ſie freilich wohl, aber ich konnte nicht mit ihr reden, wie ich wollte."

„Warum denn nicht?"

Paolo zögerte, und eine tiefe Falte zeigte ſich auf ſeiner Stirn. Es ſchien, als ob peinliche Erinnerungen auf ihn eindrängen und ihm von Neuem bitteren Schmerz bereiteten. Aber er mußte doch antworten und ſagte endlich ſtockend: „Wegen der Mutter. Sie wollte lange nichts von unſerer Heirath wiſſen und ſuchte ſie mit aller Macht zu hintertreiben. Sie gab zuletzt zwar ihre Einwilligung, aber ſie ließ uns nie aus den Augen, und deswegen werden

Sie es verstehen, wenn wir allerlei Listen gebrauchten, um uns ungestört sehen und sprechen zu können."

„Aus welchem Grunde war denn Ihre Mutter gegen diese Heirath?"

„Ich weiß es nicht, Herr Gerichtsrath."

Herr de Valtimare verfolgte diesen Punkt nicht weiter, sondern fragte: „Um welche Zeit trennten Sie sich von Carlotta?"

„Um acht Uhr."

„Und was ist dann mit ihr geschehen?"

„Ach, wenn ich das wüßte!" stöhnte der Metzger, seine Hände ringend. „Ja, wenn ich das wüßte!"

„Ihre Mutter behauptet, Sie seien um acht Uhr oder um halb neun heimgekommen. Das war also unmittelbar, nachdem Sie sich von Ihrer Braut getrennt hatten?"

Diese im unbefangensten Tone gestellte Frage sollte eine Falle für Paolo sein, der nach der Behauptung seiner Schwester erst um elf Uhr zurückgekehrt war. Aber er erklärte sofort:

„Da irrt sich meine Mutter um drei ganze Stunden. Für gewöhnlich gehe ich allerdings um neun Uhr schlafen, indessen vorgestern Abend war es bald Mitternacht — ganz genau weiß ich die Zeit nicht — es kann auch um halb Zwölf gewesen sein."

Der Untersuchungsrichter schaute ihn aufmerksam an. Die einfache, natürliche Art, in der er alle seine Antworten gab, machte ihn stutzig.

„Der Bursche ist sehr auf seiner Hut und scheint seiner Sache sicher," dachte er bei sich. „Ohne Zweifel hat er sich sein Alibi zurecht gemacht." Dann fragte er plötzlich:

„Und was haben Sie zwischen acht und elf Uhr gethan?"

„Ich bin hinter meinem Ochsen hergerannt."

Herr de Valtimare erhob abermals den Kopf, um den

Schlächter genauer in's Auge zu faſſen, und ſagte: „Erklären Sie ſich deutlicher.“

„Nun, ich hatte, während ich mit Carlotta ſprach, nicht auf meinen Ochſen geachtet, und den Strick nicht mehr feſt gepackt. Plötzlich machte das Thier einen mächtigen Satz, riß ſich los und ſtürmte in den Wald hinein. Ich hatte nämlich nicht gemerkt, daß ſich vorher die Feſſel um ſeine Vorderfüße gelockert und dann ganz abgeſtreift hatte. Meine ganze Aufmerkſamkeit war durch Carlotta in Anſpruch genommen geweſen, das iſt ja natürlich. Als ich den Ochſen nun aber davonlaufen und alsbald in dem Unterholz verſchwinden ſah, da war ich mir ſofort klar darüber, daß ich ihm nacheilen müſſe, um ſeiner wieder habhaft zu werden. Ich ſagte deshalb zu Carlotta: ‚Nun muß ich Dich leider allein gehen laſſen und den Ochſen einfangen.‘ Sie lachte darauf und meinte: ‚Ja, geh' nur, ich nehme es Dir nicht übel, daß Du Deinen Ochſen mir vorziehſt!‘ Ich gab ihr geſchwind noch einen Kuß und ſagte, ſie möge ſich nicht weiter aufhalten, ſondern den Weg nur gerade verfolgen, der direkt zur Stadt und zum Bahnhofe führe. Zur größeren Sicherheit drückte ich ihr noch meinen derben Stock in die Hand, mit dem Hinzufügen, ſie möge ihn auf der Station nur bei einem der Gepäckträger, die mich Alle kennen, abgeben. Dann machte ich mich daran, den Ochſen zu verfolgen, der noch immer durch das Unterholz weiterſtürmte und von Zeit zu Zeit brüllte. Es gab einen Höllenlärm, und die Leute, welche um die Zeit in der Nähe vorüberkamen, haben ſicherlich nicht gewußt, was dort im Walde los ſei.“

„Waren denn Leute im Walde?“

„Das weiß ich nicht.“

„Iſt Ihnen Niemand begegnet?“

„Nur zwei Knechte aus der Einſiedelei, die ich kannte; aber das war ſchon vorher.“

Digitized by Google

„Somit haben Sie also keinen einzigen Zeugen," fuhr der Richter in strengem Tone fort, „der das bestätigen könnte, was Sie zuletzt erzählten. Es hat Sie von acht bis elf Uhr Niemand gesehen?"

„O, das ist doch sehr wohl möglich. Ich war nur viel zu sehr mit meinem Ochsen beschäftigt, um darauf achten zu können. Und übrigens," setzte er ganz naiv hinzu, „kann Ihnen ja Niemand genauere Auskunft über Alles geben, was geschehen ist, als ich selber."

Das Gesicht des Herrn de Valtimare hatte seinen Ausdruck verändert. Die Gewißheit, daß Longhi schuldig sei, begann sich in seinem Geiste festzusetzen. Bei dem ersten Anblick des jungen Menschen war er in Zweifel gerathen. Es wollte ihm nicht möglich dünken, daß dieses harmlose Gesicht mit den großen blauen Augen, daß dieser Ausdruck von Gutmüthigkeit, den es trug, nur eine trügerische Maske sein könne, wohinter sich düstere Gedanken und sogar ein entsetzliches Verbrechen verbargen. Jetzt freilich hielt er das nicht mehr für unmöglich. Der Schlächter spielte ihm, um seinen Kopf zu retten, augenscheinlich eine ausgezeichnet einstudirte Komödie vor. Das sagte sich der Untersuchungsrichter, und dann fragte er wieder:

„Wie lange dauerte diese Verfolgung?"

„Ei, gewiß zwei Stunden. Und als ich das Thier endlich glücklich wieder erwischt hatte, mußte ich nun den ganzen weiten Weg nach Hause mit ihm machen, denn es war gerade in entgegengesetzter Richtung davon gelaufen. Es war gewiß elf Uhr, als ich daheim anlangte, wo ich das Thier zunächst in den Stall brachte, um dann so leise wie möglich auf meine Kammer zu gehen, damit meine Mutter und Schwester nicht geweckt würden."

„Ihre Schwester aber hat Sie dennoch gehört."

„Ja, das ist wohl möglich, sie hat einen sehr leichten Schlaf. Ach, die Arme wird sich überhaupt sehr um mich

ängſtigen. Ich hoffe, daß Sie mich bald wieder in Freiheit ſetzen werden, nicht wahr? Sie werden aus meiner Erzählung ja wohl entnommen haben, daß ich es unmöglich geweſen ſein kann, der die arme Carlotta getödtet hat."

„Schweigen Sie," erwiederte der Richter. „Warten Sie, bis ich Sie frage."

„Ja, es iſt nur, weil ich gern ſo bald wie möglich wieder heim möchte, denn ſie werden zu Hauſe in großer Aufregung um mich ſein. Ich bin ſicher, daß ſich Peppina die Augen aus dem Kopfe weint, und daß die Mutter krank iſt."

Herr de Valtimare zuckte mit den Achſeln.

„Schon gut. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie zu ſchweigen hätten," ſagte er ſcharf.

Longhi wurde ſehr roth und verlegen und wagte nun kein Wort mehr zu ſagen.

Der Unterſuchungsrichter machte ſeinem Protokollführer ein Zeichen.

„Bringen Sie die Gegenſtände, welche Herr Parenti geſchickt hat!" gebot er.

Der Gerichtsſchreiber entfernte ſich gemeſſenen Schrittes und brachte gleich darauf die Beweisſtücke, die er auf dem Tiſche vor ſeinem Vorgeſetzten niederlegte.

„Paolo Longhi," begann der Unterſuchungsrichter von Neuem, „Sie ſind angeklagt, Ihre Braut, Carlotta Bacci, getödtet zu haben."

„Das iſt nicht wahr!" fuhr der Schlächter auf.

„Kennen Sie dies?"

Und der Richter zeigte ihm die beiden blutbefleckten Stücke des Peitſchenſtieles, mit dem die That verübt worden war.

„Jawohl, das iſt mein Peitſchenſtock."

„Sie haben damit das Mädchen getödtet, indem ſie ihr einen furchtbaren Schlag gegen die linke Schläfe ver-

ſetzten. Der Stock iſt dabei entzwei gebrochen ... das daran klebende Blut rührt von Ihrem Opfer her, ebenfalls die Haare. Wollen Sie jetzt geſtehen?"

„Was, ich ſoll das geſtehen?" ſchrie Longhi. Ein furchtbarer Zorn ſtieg in ihm auf, und ſeine Hände krampften ſich zuſammen.

„Der Stock iſt in Ihrem Schlachthauſe gefunden worden. Wie wollen Sie es erklären, daß er in dieſem Zuſtande dorthin gekommen iſt, wenn Sie die That ableugnen? Sie hatten ihn doch in der Hand, als Sie nach Chieri gingen."

„Das hatte ich allerdings, aber ich habe Ihnen ja ſchon auseinandergeſetzt, was weiter geſchah. Als ich mich von Carlotta trennte, habe ich ihr den Stock zu ihrem Schutze mitgegeben."

„Beharren Sie doch nicht auf dieſem Syſtem der Vertheidigung. Sie haben ſich dieſe Verfolgung Ihres Ochſen ausgedacht, um Ihren Verbleib von acht bis elf Uhr zu erklären. Aber Sie thun nicht wohl daran, wenn Sie in dieſer Weiſe das Gericht hinter's Licht zu führen ſuchen, denn Sie machen es dadurch ganz unmöglich, daß Ihnen mildernde Umſtände zugebilligt werden können. In Ihrem eigenen Intereſſe ermahne ich Sie nochmals, Longhi: leugnen Sie nicht länger, ſondern geſtehen Sie die Wahrheit."

„Ich habe Ihnen ja nichts als die Wahrheit geſagt!"

„Nein, Sie lügen — Alles beweist das. Sie ſehen hier ein Strumpfband, das in Ihrem Garten gefunden wurde, und hier ein Büſchel Haare, das ſich eben dort an dem herabhängenden Zweige einer Trauerroſe befand. Dazu einen im Gebüſch hinter dem Heidenacker gefundenen Schuh und endlich einen Fetzen von dem Kleide Ihrer Braut, der an einer Brombeerranke hängen geblieben war. Alle dieſe Zeichen weiſen auf die Schlächterei als den Ausgangspunkt der That hin, von wo man die Leiche fortgeſchleift hat."

Longhi lachte so gellend auf, daß der Schreiber ganz entsetzt von seinem Stuhle auffuhr, und es selbst den doch an alle Ausbrüche der Verzweiflung gewöhnten Richter kalt durchrieselte.

„Aber wenn ich wirklich dieses zarte Wesen getödtet hätte," rief der Schlächter, „so hätte ich sie doch nicht fortzuschleifen brauchen. Es wäre mir ja ein Leichtes gewesen, stundenweit den Körper auf meinen Armen zu tragen. Stark genug bin ich dazu, das können Sie mir glauben."

„Das Entsetzen über die begangene Unthat hatte Sie eben der ruhigen Ueberlegung beraubt."

Der Schlächter wurd dunkelroth, er spürte, daß er die Herrschaft über sich verlor. Er gab sich alle Mühe, um gelassen zu bleiben, aber vergebens. Seine sonst so ruhige Natur war außer Fassung gebracht, und ein furchtbarer Sturm erschütterte sein schlichtes Gemüth. Seine Fäuste öffneten und schlossen sich, wie um die unsichtbaren Fesseln zu zerreißen, die er zwar nicht sah, von denen er sich aber bei jeder ferneren Frage des Untersuchungsrichters enger umwunden und schwerer belastet fühlte.

Dieser fuhr kalt und gelassen fort: „Von den Fußstapfen des Thäters, die um den Schober herum und an anderen Stellen des Heidenackers deutlich sichtbar waren, hat man mehrere Gypsabgüsse genommen. Hier sind sie; die Länge und Breite Ihrer mit Nägeln beschlagenen Schuhe stimmt ganz genau damit überein."

„Wie können Sie das wissen? Die Schuhe, welche ich vorgestern anhatte, trage ich auch heute an den Füßen."

Um die Lippen des Richters spielte ein skeptisches Lächeln. Er deutete auf die Schuhe, die auf dem Tische vor ihm standen.

„Erkennen Sie diese Schuhe als Ihnen gehörig an?"

„Gewiß."

„Nun, so sehen Sie!"

Herr de Valtimare nahm einen der Schuhe und stellte ihn auf den Abguß; er paßte auf das Genaueste. „Sind Sie nun überzeugt von der Vergeblichkeit Ihres Leugnens?"

Longhi antwortete nicht. Er wurde plötzlich wieder leichenblaß und hatte einen ganz irren Blick.

„Nun, was sagen Sie?" fuhr der Richter triumphirend fort.

„Ich weiß nicht, wie das zugeht," stammelte der Angeklagte endlich, „aber es gibt ja so viele Schuhe, die einander vollkommen gleichen."

„Trotzdem ist in diesem Falle keine Täuschung möglich. Vor wenigen Tagen erst sagten Sie zu dem Schuster Tizzi, der in Ihrer Nähe wohnt, daß die Schuhe, welche Sie gerade trugen, neu besohlt werden müßten. Sie hoben dabei den rechten Fuß auf, und Tizzi sah, daß auf der Sohle jenes Schuhes zwölf Nägel fehlten. Die Schuhe, welche ich hier habe, sind von Tizzi als dieselben wieder erkannt worden, welche Sie damals trugen: hier sehen Sie die Stellen, wo zwölf Nägel fehlen, und auf dem einen Gypsabguß können Sie sie gleichfalls ganz deutlich erkennen. Der Augenschein straft Sie Lügen, wenn Sie noch ferner leugnen wollen."

Longhi murmelte einige unverständliche Worte.

„Was sagen Sie?" fragte der Richter.

Allein er schwieg jetzt, mit entsetztem Blick die Schuhe musternd, die sein Urtheil sprachen. Er versuchte aber doch noch dagegen anzukämpfen, schüttelte den Kopf, als ob er irgend einen ihn bedrückenden Gedanken fortscheuchen wolle, und meinte: „Wo hat man sie gefunden?"

„In dem Raum hinter Ihrem Laden. Sie sind noch nicht geputzt, und es klebt noch Erde vom Heidenacker daran."

Longhi wiederholte mechanisch: „Wie ich schon sagte, habe ich diese Schuhe vorgestern nicht angehabt."

Der Richter machte eine ungeduldige Bewegung. „Dann sprechen Sie doch: hatte sie etwa Jemand von Ihnen entliehen? Wer ist der Andere, der sie getragen hat?"

Der Schlächter verbarg sein Gesicht in den Händen und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, aber mit grellleuchtenden riesengroßen Buchstaben stand vor denselben ein Name, der Name eines Wesens, das ihm theuer war vor allen anderen. Es war der Name seiner Mutter!

Er erhob sich, indem er murmelte: „Es ist entsetzlich, was mir da in den Sinn kam!"

Der Richter und der Protokollführer beobachteten ihn voll Spannung. Herr de Valtimare hub wieder an: „Sie antworten mir nicht?"

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll — ich weiß es nicht."

Plötzlich ward es ihm kalt, und er schauderte vor Frost. Dem Richter entging das nicht; er hoffte, den verstockten Verbrecher jetzt eher mürbe machen zu können, und drang unerbittlich mit Fragen auf ihn ein. Allein Longhi sagte nichts mehr, es schien ihm Alles gleichgiltig geworden zu sein, was ihn betraf.

Der Richter ließ indessen nicht von ihm ab.

„Das ist noch nicht Alles," sagte er. „Man hat in Ihrer Kammer auch die weiße Hose gefunden, welche Sie vorgestern trugen. Der Kommissar hat festgestellt, daß Sie sie erst kurz vorher anzogen, als Sie aufbrachen. Abends haben Sie sie ausgezogen, und am andern Morgen, als man Sie verhaftete, trugen Sie sie nicht. Nun, diese Hose ist mit Blut befleckt."

Longhi murmelte: „Bei einem Schlächter kann das doch nicht weiter auffallen."

„Ich war auf diese Einrede gefaßt. Haben Sie denn vorgestern Abend noch im Schlachthause zu thun gehabt?"

„Nein, nur am Morgen."

„Und da trugen Sie Ihren gewöhnlichen Arbeitsanzug. Woher kommt also das Blut auf der Drillichhose? Die gerichtsärztliche Untersuchung hat außerdem bereits festgestellt, daß es nicht das Blut eines Thieres ist, sondern Menschenblut."

„Ich weiß es nicht, wie ich Ihnen schon erklärte. Mir dreht sich Alles im Kopfe herum. Von dem, was Sie mir da gesagt haben, fühle ich mich ganz krank und elend."

„Sie weigern sich also, mir zu antworten?"

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, dann machte Longhi eine neue Anstrengung.

„Als ich durch das Unterholz, in dem allerlei Dorngestrüpp war, hinter meinem Ochsen herlief, wurden mir die Hände zerkratzt . . . sehen Sie nur! Ohne Zweifel habe ich sie dann an meiner Hose abgewischt . . . ja, ja . . . ich erinnere mich jetzt auch, daß sie stark bluteten."

„Sie bleiben also bei Ihrem Leugnen und dabei, daß Sie den Ihnen entlaufenen Ochsen verfolgt hätten, wodurch Sie nach Ihrer Meinung erklären wollen, was Sie in der Zeit von acht bis elf Uhr angefangen haben?"

„Ja, ich bleibe dabei . . . ich bleibe dabei," bestätigte Paolo wie geistesabwesend.

„Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Doch, doch," entgegnete er, sich gewaltsam zusammenraffend, „ich möchte doch noch etwas sagen."

Longhi hatte sich erhoben und trat dicht an den Gerichtsrath heran. Thränen rollten ihm aus den Augen über das vor Schmerz ganz verzerrte Gesicht.

„Ich habe nicht viel zu sagen" stammelte er. „Wenn ich schuldig wäre, würde ich mich vielleicht besser zu vertheidigen verstehen. Ich würde dann schon Erklärungen für Alles finden. Aber ich frage nur: weshalb hätte ich denn die Kleine, die ich liebte, tödten sollen? Sie meinen

aus Eifersucht, aber dann hätte ich mich doch nicht an ihr vergriffen, sondern an dem, auf den ich eifersüchtig war. Ja, einem solchen wäre es übel ergangen! Aber Carlotta — o nein! Nein, ihr hätte ich nie etwas zu Leide gethan."

Longhi hielt inne, wischte sich mit der Rückseite seiner Hand die Augen und fragte dann zögernd, mit einem bangen Lächeln: „Sie werden mich doch gewiß wieder freilassen, wie?"

Der Richter gab ein Glockenzeichen, worauf ein Gerichtsdiener eintrat.

„Lassen Sie die beiden Zeuginnen, die Frauen Ferrari und Rolla, eintreten."

Der Gerichtsdiener verschwand, und gleich darauf öffnete sich die Thür wieder, um zwei Bäuerinnen einzulassen, die unaufhörlich vor dem Richter und dem Protokollführer ihre Knixe machten.

Es waren die Bäuerinnen aus Serravalle, die dem Schlächter unterwegs begegnet waren. Sie wiederholten ihre bereits gemachten Aussagen, worauf ihnen der Untersuchungsrichter den zerbrochenen Peitschenstock zeigte. Beide erkannten ihn als denjenigen, welchen Paolo bei der Begegnung in der Hand gehabt hatte, und fügten noch hinzu, er sei gerade dabei gewesen, die Schnur um sein Handgelenk zu wickeln.

Dann konnten sie wieder abtreten, und es erschienen nunmehr die beiden Knechte aus der Meierei, die ebenfalls in Gegenwart des Schlächters ihre Aussagen wiederholten.

Es fanden noch verschiedene Konfrontationen statt, endlich, nachdem alle Zeugen wieder abgetreten waren, erhob sich der Untersuchungsrichter und sagte zu dem Gefangenen: „Niemand hat Sie also gesehen, während Sie Ihren Ochsen verfolgten?"

„Nein, Niemand — Niemand!" antwortete Longhi in dumpfer Verzweiflung.

Herr de Valtimare und der Protokollführer verließen das Zimmer, in das nun zwei Gefängnißwärter traten, die dem Schlächter vorsichtigerweise die Arme mit festen Stricken auf dem Rücken festbanden.

„Nun vorwärts," sagte der Eine zu ihm, indem er ihm einen derben Stoß in den Rücken versetzte.

„Wo wollt ihr mich hinbringen? Komme ich denn nicht frei?" fragte er ängstlich.

Die Wärter lachten. „Dich freilassen? Ja, das fehlte gerade! Man macht nicht alle Tage einen so guten Fang."

„So, ich bin also ein guter Fang?" murmelte Longhi. „Es ist klar, daß sie mich Alle für den Mörder halten."

Er senkte den Kopf und ließ sich geduldig durch den Gang führen, auf den die Thür des Amtszimmers mündete.

Auf einer hölzernen Bank saß dort eine alte Frau, schwarz gekleidet, mit einem kleinen schwarzen Shawl um die Schultern und einer schwarzen Haube auf dem Kopfe.

Es war die Wittwe Longhi.

Als sie ihren Sohn gefesselt zwischen den beiden Gefängnißwärtern herankommen sah, erhob sie sich plötzlich mit einem dumpfen Ausrufe. Paolo zuckte zusammen, als er sie gewahrte; er wurde blaß und zitterte.

Der voranschreitende Untersuchungsrichter hatte sich umgedreht, so daß ihm diese Scene nicht entgangen war.

„Wer ist diese Frau und was will sie?" fragte er.

Mit leiser Stimme antwortete Frau Longhi, indem sie auf ihren Sohn deutete: „Ich bin die Mutter."

„Sie hätten die Frau nicht herein lassen dürfen," sagte hierauf der Richter zu den Wärtern, doch der Eine von ihnen entschuldigte ihr Versehen:

„Verzeihung, Herr Gerichtsrath, wir hielten sie für eine Zeugin und wollten sie gerade nach ihrer Vorladung fragen, als Sie klingelten."

„Was wünschen Sie, Frau Longhi?"

„Ich will nur meinen Sohn sehen und fragen, weshalb man ihn hier zurückhält. O, glauben Sie mir, er hat nichts Böses gethan, er ist ja so gutmüthig."

„Haben Sie nähere Mittheilungen über das Verbrechen zu machen? Was wissen Sie darüber?"

„Ich weiß, daß er schuldlos ist!"

Der Richter machte eine Bewegung der Ungeduld und sagte zu den beiden Wärtern: „Dann vorwärts, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Aber Longhi, dessen Gesicht noch immer bleich war, rührte sich nicht von der Stelle. Die beiden Wärter stießen ihn mit aller Gewalt vorwärts. Da schrie die alte Frau auf und schloß ihn mit schmerzlich verzogenem Gesicht in ihre ausgebreiteten Arme, als ob sie ihn beschirmen wollte.

„Ihr sollt ihn nicht schlagen und stoßen, er hat ja nichts gethan!" rief sie, ihn fest umklammert haltend.

„Entfernen Sie die Frau!" gebot der Richter.

Darauf packten die Wärter die Wittwe bei den Handgelenken, rissen sie von ihrem Sohne los und stießen sie so heftig auf die Seite, daß sie schmerzvoll aufstöhnte.

„Die Hölle über euch!" schrie der Schlächter.

Er wand sich wie eine Schlange und zerriß dabei die Stricke, welche ihn fesselten. Die Wächter waren einen Moment starr und wichen entsetzt zurück.

„Ihr sollt mir der Alten nicht wehe thun, oder ihr bekommt es mit mir zu thun!" rief Longhi drohend, doch Herr de Valtimare beeilte sich, dazwischen zu treten.

„Longhi, in Ihrem Interesse: keine Ausschreitung, keine Gewaltthat!" mahnte er.

Doch schon war der Zorn des Riesen verraucht, und er meinte mit schüchternem Blick: „Aber man soll mich meine Mutter umarmen und ihr Lebewohl sagen lassen."

Der Richter nickte gewährend, und schon lag die alte Frau an der Brust ihres Sohnes und überschüttete ihn mit Liebkosungen; sie weinte aber nicht dabei, ihre Augen blieben immer trocken und funkelten.

Die Wärter hatten sich einige Schritte zurückgezogen.

„Mutter," flüsterte der Sohn ihr zu, „beantworte mir eine Frage . . ."

„Welche denn, mein armer Junge?"

„Wer hat vorgestern meine alten Schuhe genommen und angezogen — an dem Abend, als Carlotta ermordet worden ist?"

„Niemand!" versicherte die Alte, indem ihr braunes Gesicht bleicher wurde, so daß es jetzt die Farbe von gelbem Wachs annahm.

„Doch, doch! Es hat sie Jemand angehabt. Das ist nachgewiesen."

Eine furchtbare Angst drückte sich in den Worten des Schlächters aus. Seine Mutter machte eine Anstrengung, um ihm zu antworten. Aber blos einige unverständliche Worte kamen über ihre Lippen, dann schwieg sie.

Dann starrte der Sohn sie einen Moment mit weitaufgerissenen Augen an, in denen namenloses Entsetzen lag; plötzlich trat eine tiefe Abspannung seiner auf's Aeußerste erregten Nerven ein, er stieß einen schweren, dumpfen Seufzer aus und sank bewußtlos zu Boden.

5.

Herr de Valtimare stieg mit seinem Protokollführer in den Hof des Gerichtsgebäudes hinab, wo ein Wagen für sie bereit stand. Eine zweite Droschke fuhr vor, worin die Polizisten mit dem Gefangenen Platz nahmen.

Die Wagen durchfuhren in raschem Tempo verschiedene Straßen und hielten endlich vor einem kleinen niedrigen Gebäude, das zahlreiche Neugierige umgaben, die mit

Spannung auf die Erlaubniß zum Eintreten zu warten schienen.

Paolo Longhi war häufig in Turin gewesen und auch schon einmal aus Neugierde in jenes Gebäude eingetreten, das er sofort wieder erkannte.

Es war das Leichenschauhaus.

Beim Aussteigen aus dem Gefährt schauderte Longhi. „Aha, sie bringen mich hierher," murmelte er. „Ohne Zweifel ist die Leiche drinnen, und sie wollen sie mir zeigen, um mir Furcht einzujagen."

Man führte ihn erst in die Kanzlei, dann öffnete sich eine Thür, und er kam in einen kalten und düsteren Raum mit kahlen Wänden. In der Mitte lag auf einem Tische der Leichnam Carlotta's ausgestreckt.

Der junge Mann ließ sich auf einen Schemel sinken. Seine Hände zitterten. Der Anblick der Leiche erneuerte seine Verzweiflung, und tiefe Seufzer drangen über seine Lippen. Der Richter legte ihm einige Fragen vor, die sich auf die ihn am schwersten belastenden Verdachtsmomente bezogen, jedoch Longhi antwortete ihm nicht.

Einer der Polizisten enthüllte das häßlich verzerrte, entstellte Antlitz der Todten, und Herr de Valtimare trat nun ganz dicht an Paolo heran, um ihn abermals zu fragen: „Angesichts der Leiche des von Ihnen um's Leben gebrachten Mädchens fordere ich Sie zum letzten Male auf, von Ihrem Leugnen abzulassen. Wollen Sie jetzt Ihre That bekennen?"

„Ich habe kein Verbrechen begangen, ich kann nichts gestehen! O, meine arme kleine Carlotta, wenn Du reden könntest!" stieß Paolo hervor.

„Er ist ein Starrkopf, wir werden nichts weiter aus ihm herausbringen," sagte der Richter. „Nach einigen Tagen Einzelhaft wird er wohl mürbe sein und eher mit sich reden lassen. Bis dahin müssen wir warten. Kommen Sie!"

Paolo Longhi wurde in die Untersuchungshaft zurückgebracht.

— — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage verflossen, ohne irgend etwas Neues zu bringen. Die Zeitungen hatten zuerst alle Tage lange Berichte über das geheimnißvolle Verbrechen des „Schlächters von Moncalieri" gebracht, und dadurch das allgemeine Interesse rege gehalten, aber gegenwärtig hatte sich dieses bereits anderen Ereignissen zugewendet. Das war jedoch in Moncalieri anders, denn in diesem kleinen Städtchen fand natürlich das Verbrechen Longhi's, das auch hier allgemein als erwiesen galt, einen länger währenden Nachhall.

In der ersten Zeit standen fortwährend ganze Gruppen von Neugierigen um die Schlächterei herum, deren Fensterläden im Erdgeschoß geschlossen blieben. Ihre Insassen: die alte Frau Longhi und die kranke Cazzatella, bekam man jedoch nur selten zu Gesichte. Sie fürchteten sich vor der neugierigen Zudringlichkeit und den taktlosen Redensarten der Menschen, und vermieden es deswegen soviel wie möglich, sich auf der Straße zu zeigen.

Die Kranke saß des Nachmittags gern im Garten in der Sonne; traurig schweiften ihre Blicke über die Blumen auf den Beeten hin, die ihr Bruder sonst gepflegt und begossen hatte. Ein großer Trost für das arme Kind waren die Besuche Ninetta Novelli's, die jetzt wieder in der Schlächterei erschien; vorher hatte sie das Haus gemieden, seitdem Paoli Longhi sich plötzlich von ihr abgewendet hatte, um sein Herz der allerdings viel schöneren Carlotta zu Füßen zu legen. Peppina fühlte sich Ninetta gegenüber zuerst etwas bedrückt um dieses Unrechtes willen, das ihr Bruder früher an ihr begangen, aber Ninetta schien das vergessen und vergeben zu haben. Sie wußte die arme Kranke in so liebevoller Weise zu trösten, daß diese ihr

gar nicht genug danken konnte. Was jedoch Peppina noch mehr rührte, das war die überzeugte Festigkeit, mit der La Fina für die Unschuld ihres ehemaligen Verehrers eintrat. „Möge man," erklärte sie, „noch so viele Verdachtsmomente gegen ihn ausfindig machen, noch so viele Zufälle zu seinen Ungunsten deuten, es ist vollständig unmöglich, daß Paolo ein derartiges Verbrechen begangen hat."

Solche Aussprüche waren ein Labsal für die arme Kranke, die mit so zärtlicher Neigung an ihrem Bruder hing. Dagegen vergingen ganze Tage, ohne daß zwischen Mutter und Tochter auch nur ein Wort gewechselt wurde.

In der Frühe besorgte die alte Frau die Hausarbeit, dann kochte sie etwas zu essen, und die übrige Zeit saß sie in einer dunklen Ecke des Gemaches hinter dem Laden, mit vor sich hin blickenden Augen, unbeweglich wie eine Statue. Man hätte sie für todt halten können, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Seufzer ihre Brust gehoben hätte. Das Geschäft ruhte. Die Vorräthe an Fleisch, welche noch vorhanden gewesen waren, hatte ein anderer Metzger des Ortes zu wohlfeilem Preise übernommen.

So wenig auch Mutter und Tochter zusammen sprachen, hatten doch ihre Gedanken fast immer das gleiche Ziel: das Gefängniß, in dem der Sohn und Bruder zurückgehalten wurde.

Seit Paolo's Verhaftung waren sie von Seiten der Polizei und des Gerichts durchaus in Ruhe gelassen worden. Weder Parenti oder einer seiner Beamten, noch Herr de Valtimare hatte sich bei ihnen sehen lassen. Ein Tag verfloß wie der andere in ihrer Einsamkeit.

Frau Longhi hatte sich noch ein zweites Mal nach Turin begeben, um den Versuch zu machen, ihren Sohn sehen und sprechen zu dürfen, war aber überall abgewiesen worden. Seitdem hatte sie das Haus immer nur auf wenige

Augenblicke verlassen, um in der Nähe die nöthigen Einkäufe zu machen.

Der Gerichtsrath de Valtimare war jedoch inzwischen keineswegs unthätig. Obwohl er nicht umhin konnte, Paolo Longhi für schuldig zu halten, so hatten doch gewisse Ausbrüche der Trauer und Verzweiflung bei dem jungen Menschen fast gegen seinen Willen den Weg zu seinem Herzen gefunden. Mehrmals war er erstaunt, ja wirklich gerührt gewesen, und sein durchdringender Blick, der den verschlagensten Verbrecher durchschaute, hatte in den Zügen des Schlächters mitunter neben der bangen Furcht vor dem ihm drohenden Geschick doch auch ganz unverkennbar den Schmerz verkannter Unschuld zu lesen geglaubt.

Die Untersuchung war jetzt abgeschlossen; die Verdachtsmomente erschienen geradezu vernichtend, auch wenn der Angeklagte sich zu keinem Geständniß herbeilassen wollte. Trotzdem zögerte der Untersuchungsrichter noch immer, die Akten mit seinem Berichte dem Präsidenten des Gerichtshofes, der ihm die Untersuchung übertragen hatte, zurückzusenden, damit der Fall vor die nächsten Assisen verwiesen werden konnte.

Was erwartete er noch, worauf hoffte er? Vielleicht auf irgend einen Zufall, der den ganzen Hergang klarstellte?

Auf seinen Antrag hatte ihm die Turiner Polizeipräfektur drei ihrer gewandtesten und erfahrensten Agenten zur Verfügung gestellt, die bis auf Weiteres in Moncalieri stationirt waren, um Tag und Nacht — natürlich in entsprechender Verkleidung — die Schlächterei abwechselnd zu beobachten und ihre Bewohner nicht aus den Augen zu lassen.

Dies war Seitens der erfahrenen Beamten auch in der gewissenhaftesten Weise geschehen; sie hatten die beiden Frauen unausgesetzt überwacht, aber bisher nicht das Mindeste entdeckt, was zur Aufklärung des Falles beitragen konnte.

In einer Nacht hatte Laborel, so hieß der älteste und schlaueste der Agenten, die Wache mit zwei Polizisten aus Moncalieri, die man ihm unterstellt hatte. Den Einen hatte er auf der Straße hinter einen Baum postirt, von wo er den Hauseingang beobachten konnte, den Anderen an das Ende des Gartens. Er selbst stand an die Wand des Schlachthauses gelehnt, von wo er das Fenster von Peppina's Kammer und die vergitterte Glasthür, die vom Hofe in das Haus führte, beobachtete.

Die Nacht war dunkel, da dichtes Gewölk am Himmel dahinzog und den Mond fast fortwährend verschleierte. Ein frischer Wind hatte sich erhoben und wehte den Blumenduft aus dem Garten zu dem auf seinem Posten regungslos verharrenden Agenten herüber. Die beiden Kollegen, die er abgelöst, hatten ihm gemeldet, daß die Alte nach dem Abendessen kurze Zeit im Garten spazieren gegangen und dann wieder in das Haus zurückgekehrt sei. Um sieben Uhr sei die Lampe angezündet und um neun Uhr wieder ausgelöscht worden, da um diese Zeit Mutter und Tochter schlafen zu gehen pflegten. Die Kranke hatte sich auch heute gleich darauf in ihre Kammer zurückgezogen; die Mutter hatte dagegen das Licht in ihrem Schlafzimmer im ersten Stock noch nicht angezündet. Wahrscheinlich saß sie noch im Dunkeln auf ihrem gewöhnlichen Platze hinter dem Laden.

Mit unhörbaren Schritten war Laborel dichter an das Wohnhaus herangetreten, doch blieb dort Alles dunkel. Jetzt stand er wieder da, fortwährend scharf Achtung gebend, wie ein Soldat auf einem besonders gefährdeten Posten. Und sie waren ja auch in der That Soldaten, er und seine Kollegen, die die öffentliche Sicherheit zu schützen hatten, wie die Armee den vaterländischen Boden. Sie hatten persönlich nicht das Mindeste gegen den Schlächter Longhi und konnten durch ihre stille und verschwiegene

Wirksamkeit unter Umständen ebensogut seine Schuldlosigkeit darthun, wie die völlige Gewißheit seiner Schuld erbringen.

Der Regen, der schon den ganzen Nachmittag gedroht hatte, begann jetzt niederzurieseln. Laborel machte einige vorsichtige Schritte auf und nieder, indem er murmelte: „Alle Wetter, werden Einem bei so fruchtlosem Warten die Beine steif!“

Plötzlich horchte er auf, um sich sofort an der Gartenhecke niederzuducken. Die Glasthür öffnete sich, und trotz der Dunkelheit konnte man erkennen, daß es die hagere Gestalt der Mutter Longhi war, die jetzt über die Schwelle trat. Sie zögerte einen Augenblick und schritt dann in einer ganz seltsamen Haltung durch den Hof in den Garten hinein.

Erstaunt folgte ihr der Agent zunächst mit den Augen, als er aber sah, daß sie durch das Pförtchen in der Hecke auf die Landstraße hinaustrat, eilte er ihr geräuschlos nach, indem er seinen beiden Untergebenen durch Winke andeutete, sie sollten auf ihren Posten bleiben.

Die Wittwe öffnete den Schlagbaum und betrat den Heidenacker; sie schritt steif aufgerichtet dahin, während ihre Arme schlaff am Körper niederhingen. In angemessener Entfernung ging Laborel hinter ihr her, immer bestrebt, jedes Geräusch zu vermeiden. Sie verfolgte, ohne sich einmal umzusehen, zunächst den Pfad, der am Rande des Buschwerkes hinführte, das auf der Seite des Heidenackers den Bach, der seine Nordgrenze bildete, einfaßte. Dann überschritt sie die über den Bach gelegten Planken und drang jenseits desselben eine Strecke weit in das Unterholz ein.

„Merkwürdig, sie nimmt genau denselben Weg, den damals die Leiche getragen und geschleift worden ist!“ dachte der Agent, der sie beobachtete.

In der That kam die alte Frau jetzt wieder zu dem Brückensteg zurück und ging alsdann über den freien Acker

bis zu der Stelle, wo sich der Strohschober befunden hatte. Hier blieb sie längere Zeit unbeweglich stehen, um schließlich nach der Schlächterei zurückzukehren. Dorthin war der Agent bereits vorausgeeilt und hatte sich hinter der Gartenhecke verborgen. Die Alte kam ganz dicht an ihm vorüber, und nun erkannte er bei dem Schimmer des seit einiger Zeit aus den Wolken hervorgetretenen Mondes deutlich, daß sie im Schlafe wandelte, also in einem Anfall von Somnambulismus diese befremdliche nächtliche Wanderung ausgeführt hatte.

Der Rest der Nacht verlief ohne weitere bemerkenswerthe Vorfälle. Es fing bald wieder an zu regnen, und die Beamten waren froh, als beim Morgengrauen die Ablösung erschien. Laborel gönnte sich aber nur wenige Stunden Ruhe, ehe er nach Turin fuhr, um Herrn de Valtimare seine Beobachtungen mitzutheilen. Der Gerichtsrath hörte seinen Bericht sehr aufmerksam an und überlegte dann eine Weile.

„Mir scheint hieraus ganz unzweifelhaft hervorzugehen," meinte er dann, „daß Frau Longhi alle Einzelheiten des Verbrechens und der darauf folgenden Bemühungen, den Leichnam zu verbergen, auf das Genaueste bekannt sind. Vielleicht hat der Sohn den Todtschlag unter Mitwirkung der Mutter verübt, andererseits ist es aber offenbar nur eine einzige Person gewesen, die nachher den Körper bis zu dem Schober geschleppt hat. Das beweisen die aufgefundenen Spuren, und diese weisen auch unbedingt auf den Sohn als Denjenigen hin, der sie hinterlassen hat.... Und trotz alledem scheint mir dabei noch irgend ein Geheimniß obzuwalten, das ich bisher nicht zu enthüllen vermocht habe."

„Darf ich dem Herrn Gerichtsrath gegenüber meine Meinung äußern?"

Herr de Valtimare kannte die Umsicht und die Er-

fahrenheit des Beamten, den man auf der Polizeipräfektur und bei Gericht wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit besonders schätzte. Es konnte ihm also nur von Nutzen sein, in diesem schwierigen Falle die Ansicht eines so kompetenten Fachmannes zu vernehmen.

„Selbstverständig, Laborel, sprechen Sie, bitte!"

„Wenn der Herr Gerichtsrath trotz aller Verdachtsmomente noch einige Zweifel hegen, so gibt es ein ebenso sicheres als einfaches Mittel, sie zu beseitigen."

„Und das wäre?"

„Man wendet es nur in äußerst schwierigen Fällen an, denen anders nicht beizukommen ist. Sie brauchen nur den Erlaß zu unterzeichnen, wodurch der Prozeß niedergeschlagen wird. Alsdann wird Longhi aus der Untersuchungshaft entlassen, kehrt nach Hause zurück und kann dann thun, was er will; sicherlich wird er auch keinerlei Mißtrauen hegen. Selbstredend aber werde ich ihn mit Hilfe meiner Kollegen fortwährend überwachen, und ich verspreche dem Herrn Gerichtsrath, daß der Schlächter keinen Schritt machen soll, ohne daß wir ein Auge auf ihn haben. Ich wiederhole: es ist ein äußerstes Mittel, das man nur selten anwendet, aber es hat noch immer zum Ziele geführt."

Herr de Valtimare nickte nachdenklich mit dem Kopfe und meinte: „Ich werde es mir überlegen."

Laborel grüßte höflich und ging, um nach Moncalieri zurückzukehren.

Eine Stunde hernach befand sich der Untersuchungsrichter in seinem Amtszimmer im Justizpalast, um nochmals die Akten durchzusehen.

„Ohne Zweifel ist dieser Mensch der Thäter," murmelte er, als er nach längerer Zeit damit fertig war, „aber ich will nicht, daß auch nur die geringste Ungewißheit bleibe."

Er nahm ein gedrucktes Formular, das er ausfüllte, und diktirte dann dem Gerichtsschreiber eine Notiz, die den verschiedenen Zeitungen zugesandt werden sollte.

Noch an demselben Tage meldeten die Abendblätter ohne weiteren Kommentar, daß Paolo Longhi, der Schlächter von Moncalieri, aus der Untersuchungshaft entlassen und in Freiheit gesetzt worden sei.

6.

Es war gegen sieben Uhr Abends. Frau Longhi und ihre Tochter hatten soeben das bescheidene Nachtmahl eingenommen. Auf dem Tische stand noch eine Flasche mit einem kleinen Reste Wein darin, ein Teller mit Polenta, Käse, Früchten und Grünzeug. Peppina, die auf einem sehr hohen Stuhle saß, wie ihn sonst die kleinen Kinder zu haben pflegen, hielt beständig den Kopf auf die Brust gesenkt. Ihr gegenüber saß die Wittwe, welche ihre gefalteten Hände auf den Knieen ruhen ließ; ihre Augen waren geschlossen, da sie schon gleich nach dem Essen der Schlaf befallen hatte.

In einem Messingleuchter steckte eine Kerze, die beinahe ausgebrannt war und einen brenzlichen Geruch verbreitete; ihre Flamme flackerte in einem Luftzuge, der durch eine zerbrochene Fensterscheibe hereindrang, unruhig hin und her.

Die Wittwe hatte im Laufe des Tages einen abermaligen Versuch gemacht, zu ihrem Sohne gelassen zu werden, jedoch wiederum fruchtlos. Da sie den Gerichtsrath und seinen Schreiber nicht sprechen konnte, hatte sie sich wieder entfernt, ohne zu ahnen, daß um jene Stunde Herr de Valtimare gerade den Befehl zur Freilassung ihres Sohnes unterzeichnete.

Als die Mutter zurückkam, hatte Peppina gar nicht gewagt, sie zu befragen. Sie sah schon an dem entstellten

Ausdrucke ihres Gesichtes und an den Augen, die noch stärker wie gewöhnlich funkelten, daß sie keinen Erfolg gehabt hatte.

Jetzt ließ sich die Kranke von ihrem Stuhle hinabgleiten und ging zu ihrer Kammer, wobei sie sich an den Möbeln festhalten mußte, so schwer fiel ihr das Gehen. Als sie schon ihre Hand auf die Thürklinke gelegt hatte, drehte sie sich nach ihrer Mutter um und fragte: „Du hast ihn also nicht gesprochen?"

Die Alte fuhr auf und erwiederte: „Nein, sie wollten mich ja nicht zu ihm lassen."

„Und Du hast auch sonst nichts Neues erfahren? Man hat Dir nichts gesagt?"

„Nein, sonst hätte ich es Dir ja schon erzählt."

„Gute Nacht, Mutter!" brachte die Kranke mit Anstrengung hervor.

„Gute Nacht! Soll ich Dir nicht beim Ausziehen helfen?"

„Nein, ich gehe noch nicht zu Bett."

Sie öffnete ihre Kammerthür, blieb aber plötzlich zum zweiten Male stehen. Gleichzeitig war die Wittwe hastig von ihrem Stuhle emporgefahren. Man hatte heftig den Thürklopfer an der Hausthür niederfallen lassen.

„Was mag das sein?" murmelte die Alte erschrocken.

Beide horchten gespannt, während das Herz ihnen lebhaft pochte. Es klopfte abermals und diesmal noch stärker.

Die Wittwe ging durch den Laden bis zur Thür und fragte zitternd: „Wer ist draußen?"

„Ich bin's, Mutter — ich, Paolo!"

Seltsamerweise war die Alte leichenblaß geworden; ihre Linke, welche den Leuchter hielt, zitterte heftig, und um nicht zu fallen, mußte sie sich gegen die Wand lehnen, eine solche Schwäche überkam sie. Mit Mühe nur vermochte sie endlich den von innen im Schlosse steckenden Schlüssel herumzudrehen.

Die Thür ging auf. Ihr Sohn trat ſchweigend über die Schwelle und ſchritt an ſeiner Mutter vorüber, ohne ſie zu umarmen.

Peppina war auf dem Platze, wo ſie ſtand, zu Boden geſunken und ſchluchzte vor Freude, während ihr die Thränen aus den Augen über das Geſicht rannen. Sie vermochte nichts hervorzubringen, als die abgeriſſenen Worte: „Biſt Du es, Bruder? Biſt Du es wirklich?"

Er hob ſie mit ſeinen ſtarken Armen auf und küßte ſie wiederholt und heftig.

„Nun freilich, ſie haben mich freigelaſſen. Sie haben es endlich doch eingeſehen, daß ich kein Mörder bin."

„Du biſt alſo vollſtändig frei — und für immer, nicht wahr?"

„Ich denke, daß ſie mich jetzt in Ruhe laſſen werden."

Mit leiſer Stimme ſagte die Alte: „Ich wußte es wohl, mein Sohn, daß Dir nichts geſchehen würde."

Paolo antwortete nicht. Er hörte nicht auf, ſeine Schweſter zu liebkoſen, die noch immer weinte. Dann fragte ſeine Mutter furchtſam: „Es iſt doch Alles erledigt, und Du brauchſt uns nicht wieder zu verlaſſen, wie?"

Der Schlächter murmelte ein paar unverſtändliche Worte, ohne die Mutter anzuſehen, und dann entſtand ein langes Schweigen. Es war etwas vorhanden, was die Drei bedrückte und an einer offenen Ausſprache hinderte. Paolo hatte ſich niedergeſetzt und die Schweſter auf ſeinen Schoß genommen, als ob er ſie gar nicht nahe genug bei ſich haben könne. Die Mutter ſchlich unruhig um Beide herum und blieb nur hin und wieder ſtehen, um ſie anzuſehen. Dabei zuckten ihre Hände, als wenn eine wüthende Eiferſucht ſie peinige. Ihre Augen funkelten, und wiederholt öffnete ſie die Lippen zu einem ungeſtümen Ausruf, den ſie aber jedesmal wieder zurückdrängte. Endlich vermochte ſie ſich nicht mehr zu halten.

„Du kennſt mich wohl gar nicht mehr?“ ſtieß ſie hervor. „Du thuſt ſo, als ob ich gar nicht mehr Deine Mutter wäre! Du haſt nur Augen für Peppina! Was iſt denn nur in Dich gefahren?“

Paolo nahm die Kranke in ſeine Arme und trug ſie ganz ſanft bis in ihre Kammer, wo er ſie noch einmal küßte. Dabei ſagte er: „Nun geh' ſchlafen, Schweſterchen, und ruhe ſanft!“ Dann verließ er das Gemach, ſchloß die Thür und war nun mit ſeiner Mutter allein, zu der er ſich mit den Worten wandte: „Komm', wir haben miteinander zu reden.“

Seine Stimme zitterte dabei. Die Alte folgte ihm, ohne etwas zu erwiedern, nachdem ſie eine neue Kerze auf den Leuchter geſteckt hatte. Sie nahm das Licht und ſtieg hinter ihrem Sohne in den erſten Stock hinauf, wo ſich deſſen Zimmer befand, in das ſie eintraten. Hier ſtellte die Wittwe den Leuchter auf den Tiſch und ließ ſich dann auf einen Stuhl ſinken, wobei ſie ihren Sohn mit unſäglicher Angſt unverwandt anſchaute. Ihre Zähne ſchlugen aufeinander.

„Jetzt können wir ſprechen!“ ſagte der junge Menſch mit einer ganz verändert klingenden Stimme.

— — — — — — — — — — — —

Laborel ſtand im Garten auf der Lauer, während er ſeine beiden Kollegen anderwärts poſtirt hatte. Sonſt hatte immer nur Einer von ihnen die Nachtwache gemeinſam mit einem oder zwei Poliziſten aus Moncalieri übernommen, aber heute mußten ſie, wie Laborel ihnen auseinandergeſetzt hatte, alle Drei auf dem Poſten ſein.

Er ſelbſt war Paolo Longhi, ohne daß dieſer es gewahr wurde, vom Bahnhofe aus gefolgt, bis er ihn hatte in das Haus eintreten ſehen. Dann hatte er ſich im Garten aufgeſtellt, weil man von hier aus am beſten überſehen konnte, was in dem ganzen Hauſe vorging. Laborel

bemerkte es auch sofort, als das Fenster von Paolo's Zimmer sich erhellte, das gerade über dem flachen Dache des Schlachthauses lag.

Gar zu gern hätte er einen Blick in das Innere dieses Gemaches geworfen, zumal in dem hellen Rahmen des Fensters sich für einen Augenblick der Schatten der Mutter neben dem des Sohnes abzeichnete.

Der Agent zerzauste seinen Schnurrbart und murmelte: „Zum Henker, die Beiden haben da sicher eine Auseinandersetzung, die ich mir nicht entgehen lassen darf. Wie aber das anfangen?"

Plötzlich fiel ihm ein, daß ja im Hofe eine Leiter lag, mit deren Hilfe er auf das flache Dach unterhalb des Fensters steigen konnte. Wenn er dann behutsam weiter kroch, so mußte es ihm gelingen, Einblick in das Zimmer zu gewinnen. Eilends führte er seinen Plan aus und befand sich schon nach wenigen Minuten auf dem Dache des Schlachthauses, wo er nun auf Händen und Füßen vorwärts kroch.

Der Gedanke war ein sehr guter gewesen, aber der Agent konnte doch einen derben Fluch nur mit Mühe unterdrücken, als er gewahrte, daß das Fenster geschlossen war. Hätte es offen gestanden, so wäre ihm kein Wort von dieser Unterredung zwischen Mutter und Sohn entgangen, während er jetzt nicht das Geringste hören konnte. Freilich entging ihm dafür wenigstens keine ihrer Bewegungen, wenn er behutsam sich aufrichtete und in das Zimmer schaute, und befremdlich genug war die Scene, die sich da drinnen abspielte.

Paolo saß auf einem Schemel neben seinem Bett, auf dessen Rand er seinen Kopf stützte, die Mutter in der Nähe der Thür auf einem Stuhle; sie wagte sich ihm nicht zu nähern. So saßen Beide lange schweigend da. Dann stand Paolo auf, machte einige Schritte auf sie zu

und ſtieß mehrere kurze Fragen hervor, auf die ſie keine Antwort gab.

Laborel konnte es deutlich wahrnehmen, wie ſein Geſicht ſich mehr und mehr röthete. Mit ungeſtümen Bewegungen ſprach er auf die Alte ein, er rang die Hände, wie um flehend etwas von ihr zu erbitten, und ballte dann wieder die Fäuſte in furchtbarer Seelenpein oder wildem Zorn.

Bald aber änderte ſich das Bild.

Der Schlächter ſchwieg und ſtand mit übereinandergeſchlagenen Armen da. Jetzt war es die Mutter, welche ſprach. Sie ſank vor ihm nieder, ſchleppte ſich ſo bis zu ihm hin und umklammerte ſeine Kniee mit ihren Armen, während ſie ihr Geſicht tief herab beugte. Sie weinte, ihr magerer, knochiger Körper ward von heftigem Schluchzen erſchüttert. Mit Bitten und Flehen drang ſie in den Sohn, der ſie jedoch nicht anſchauen mochte, ſondern geradeaus vor ſich hinſtarrte.

Endlich, als er noch immer nichts ſagte, erhob ſich die alte Frau und breitete ihre Arme aus, als ob ſie ihn hätte umarmen wollen. Der Sohn aber wich zurück, und als ſie ihm folgte, ſtieß er ſie von ſich.

Wie eine Wahnſinnige lief ſie dann einige Male in dem Zimmer hin und her, hielt ſich die geballten Fäuſte gegen die Schläfen und warf ſich endlich auf das Bett, den Kopf in den Kiſſen verbergend.

Paolo ſtand noch immer unbeweglich da, bis er plötzlich eine Bewegung machte, die zugleich eine furchtbare Herzensangſt und die tiefſte Verzweiflung ausdrückte. Er preßte ſeine Hände gegen die Augen, ließ ſie dann wieder ſchlaff herunterſinken, vergoß aber keine einzige Thräne. Darauf warf er einen Blick um ſich, als ob er aus einem Traum erwache, und ſeine Augen blieben lange auf der Mutter haften, die ihm den Rücken zukehrte.

Tief aufseufzend schritt endlich er zu einer Kommode, aus der er Wäsche hervorholte, dann nahm er einige Kleidungsstücke hinter einem Vorhange hervor und einen Handkoffer, der dort auf der Erde stand.

„Aha, er will sich aus dem Staube machen!" murmelte Laborel. Hastig kroch er wieder rückwärts, stieg die Leiter herab und eilte durch das Thürchen in der Gartenhecke auf die Landstraße, wo die beiden Kollegen, die ein leiser Pfiff benachrichtigt hatte, sich alsbald zu ihm gesellten. In kurzen Worten unterrichtete er sie von dem Stande der Dinge.

„Longhi will auskneifen," sagte er, „er ist gerade dabei, seinen Koffer zu packen. Jedenfalls wird er sich zum Bahnhofe begeben; geht ihr also schon dorthin voraus, während ich ihm folgen werde. Geht er an den Fahrkartenschalter, so stellt euch neben ihn und nehmt eine Fahrkarte dorthin, wohin er sie verlangt. Mit Geld seid ihr ja ausreichend versehen. Ihr weicht ihm nicht von der Seite und begebt euch überall hin, wohin er geht. Ich selbst werde ihn jetzt nur so lange begleiten, bis ich ihn in eurer Obhut weiß, und dann hierher zurückkehren, um für den Rest der Nacht die Mutter und die Tochter zu beobachten. Morgen in aller Frühe muß ich sofort Herrn de Valtimare benachrichtigen. Eure Depeschen, mit Mittheilungen, wohin sich Longhi begibt, treffen mich auf der Präfektur in Turin; ich werde dann schleunigst nachkommen. Nöthigenfalls müßt ihr aber auch ohne mich handeln, darum merkt euch, daß ihr unter allen Umständen Longhi am Verlassen des Landes zu hindern habt. Hier ist zu dem Zwecke ein Verhaftsbefehl, den ich im Voraus für alle Fälle habe ausfertigen lassen. Ihr dürft ihn jedoch erst in dem Augenblick verhaften, wo er nicht mehr leugnen kann, daß es seine augenscheinliche Absicht gewesen ist, über die Grenze zu flüchten. — Habt ihr mich genau verstanden?"

„Natürlich," versicherten die Beiden, „wir wissen genug."

„Dann vorwärts!"

Die Beiden gingen zum Bahnhof voraus, und Laborel übernahm allein die Bewachung der Schlächterei. Er hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht.

Es dauerte noch etwa eine halbe Stunde, bevor Longhi erschien. Er hatte inzwischen seinen Koffer gepackt und seiner Schwester Lebewohl gesagt. Dann trat er mit dem Koffer in der Hand auf die Straße hinaus und ging in die Stadt, ohne sich noch einmal umzuschauen. Fünf Minuten später war er am Bahnhofe in Moncalieri, wo die beiden Agenten bereits auf ihn warteten. Er beachtete sie nicht, sondern trat an die Kasse und nahm eine Fahrkarte nach Genua für den in einer Viertelstunde ankommenden Nachtschnellzug. Es traf also Alles ein, wie es Laborel vorausgesehen hatte.

Als der Zug anhielt, stieg Longhi ein, und mit ihm die beiden Agenten. Er sah blaß und verstört aus und achtete gar nicht auf das, was um ihn herum geschah, sondern starrte entweder vor sich hin oder schloß die Augen, ohne jedoch einschlafen zu können.

Die Bahnlinie Turin-Genua berührt als Hauptzwischenstationen Asti, Alessandria und Novi. Als der Morgen dämmerte, fuhr der Zug durch den langen Tunnel von San Lazaro unter der Vorstadt delle Grazie weg und hielt dann im Bahnhofe von Genua.

Longhi stieg aus und begab sich ohne Aufenthalt nach dem Hafen, wo ungeachtet der frühen Stunde bereits ein geschäftiges Leben und Treiben herrschte.

Die Bureaux der verschiedenen Dampfschifffahrtsgesellschaften und ihrer Agenturen waren jedoch noch geschlossen. Paolo wartete einige Stunden in einer Kneipe und trat dann in das Bureau der „Navigazione Generale Italiana",

um ſich zu erkundigen, wann der nächſte Dampfer nach Buenos-Aires abgehen werde. Er erhielt den Beſcheid, daß die „Regina Margherita“ fahrplanmäßig am anderen Morgen um acht Uhr die Anker lichte, und ließ ſich für das Zwiſchendeck einſchreiben. Dann begab er ſich in einen kleinen Gaſthof am Hafen, den man ihm auf ſeinen Wunſch auf dem Bureau genannt hatte.

Als am nächſten Morgen gegen halb acht Uhr Paolo Longhi mit ſeinem Handköfferchen am Quai erſchien, wo die „Regina Margherita“ lag, und gerade die Laufbrücke betreten wollte, welche nach dem Deck des Dampfers hinüberführte, legte ſich eine Hand feſt auf ſeine Schulter. Gleichzeitig flüſterte ihm eine Stimme höflich, aber doch mit unverkennbar ſpöttiſchem Ausdrucke zu: „Herr Longhi, nur ein paar Worte, wenn ich bitten darf!“ Es war Laborel.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte der Schlächter. „Ich habe nicht viel Zeit mehr übrig.“

„Ich begreife Ihre Ungeduld, aber ich habe doch guten Grund zu der Annahme, daß Sie mir eine Unterredung nicht verweigern werden. Im Namen des Königs verhafte ich Sie!“

Longhi machte eine Bewegung wie ein wildes Thier, das in Wuth geräth. Aber wie aus dem Boden herausgewachſen, ſtanden plötzlich vier Männer um ihn herum, die ſeine Hände und Arme ergriffen und ihm im Augenblick die Handſchellen anlegten.

Paolo murmelte: „Das muß ein Irrthum ſein — der Unterſuchungsrichter in Turin hat mich doch freigelaſſen.“

„Und Sie gedachten ſich dieſe Freiheit ſchleunigſt zu Nutze zu machen, um einige Tauſend Meilen zwiſchen die Guillotine und Ihren Kopf zu bringen, was? Sie ſind gar nicht ſo dumm, das muß ich ſagen!“

Longhi antwortete nicht. Er ſah plötzlich ein, daß ihn

jetzt Alles für schuldig halten müsse. Er hatte ja entfliehen wollen. Wie sollte er diese Flucht sonst erklären?

„Ach, ich bin verloren," murmelte er zusammenschaudernd, „jetzt bin ich unbedingt verloren!"

Dann ließ er sich fortführen, wobei in seinem schwerfälligen Geiste die Vorstellung aufdämmerte, daß er jetzt selber den wehrlosen Thieren gleiche, die er sonst nach seinem Schlachthause zu führen gewohnt war.

7.

Schon Paolo Longhi's Vater hatte das Schlächtergewerbe betrieben, jedoch nicht in Moncalieri bei Turin, sondern in dem Städtchen Giussano bei Mailand. Dort hatte er seinen Laden und sein Schlachthaus gehabt, und jeden Mittwoch und Samstag fuhr er mit einem Wägelchen über Land, um seine auswärtigen Kunden mit Fleisch zu versorgen. Da er sich große Mühe gab, alle seine Abnehmer zufrieden zu stellen, und dabei fleißig, umsichtig und sparsam war, so gelang es ihm, sein Geschäft vorwärts zu bringen und sich ein kleines Vermögen zu erwerben.

Erst dann dachte er daran, sich zu verheirathen, und seine Wahl fiel auf Teresa Pradella, eine nicht unvermögliche Bauerntochter aus einem nahen Dorfe, in dem er häufig geschäftlich zu thun hatte.

Wer heute die alte Frau Longhi mit ihrem verrunzelten, knochigen und raubvogelähnlichen „Abruzzengesichte" sah, der konnte es sich freilich nur schwer vorstellen, was für ein schmuckes Mädchen mit rosigen Wangen und blitzenden, schwarzen Augen sie damals gewesen war.

Es gelang Jacopo Longhi, der als gute Parthie für Teresa angesehen wurde, leicht, ihr Jawort und die Einwilligung ihrer Eltern zu erlangen, und die Hochzeit fand bald statt.

Jacopo Longhi verlegte ſich nunmehr hauptſächlich auf den größeren Gewinn bringenden Viehhandel und überließ ſeiner Frau das Geſchäft im Hauſe faſt gänzlich. Er mußte dabei ſehr oft tagelang über Land, und ſo kam es, daß Tereſa viel allein blieb und nur noch ſelten das Haus verließ.

Der Verkauf im Laden beſchränkte ſich der Hauptſache nach auf beſtimmte Zeiten, waren dieſe verſtrichen, und die übrigen häuslichen Geſchäfte erledigt, dann ſaß ſie oft ſtundenlang, mit einer Handarbeit beſchäftigt, am Fenſter. Das eine Ende des Muſſelinvorhanges pflegte ſie über einen auf dem Fenſterbrett ſtehenden Blumenſtock zu hängen, um beſſer ſehen zu können, was ſich auf der Straße begab und wer vorüberging. Der kleine Paolo machte ihr nicht viel Arbeit. Der ſpielte den ganzen Tag auf der Straße und im Garten mit ſeinen Kameraden.

Die junge Frau langweilte ſich. Da traf es ſich, als ſie ſechs oder ſieben Jahre verheirathet war, daß ein gewiſſer Ciro Bacci an ihrem Fenſter vorüber kam, ſie ſah und in beſonders verbindlicher Weiſe grüßte. Er war ein gewandter, lebensluſtiger Mann, nicht viel älter als ſie; er beſaß ein kleines Goldwaarengeſchäft in Giuſſano. Außerdem hatte er gefällige Manieren, einnehmende Geſichtszüge und einen hübſchen blonden Schnurrbart, auf den er augenſcheinlich nicht wenig ſtolz war.

Wenn die junge Frau, wie gewöhnlich, allein war, ſo trat er auch oft in den Laden, nicht um Einkäufe zu machen, ſondern um mit ihr zu plaudern. Er kam immer nur auf einen Augenblick, wie er erklärte, um im Vorübergehen guten Tag zu ſagen, allein die Unterhaltung zog ſich meiſt ſehr lange hin. Sie ſcherzten und lachten miteinander und wurden immer vertrauter.

Es war unklug von Jacopo Longhi, daß er ſeine Frau ſo viel allein ließ. Allein er war ein argloſer, gutmüthiger

Menſch, der glaubte, daß Tereſa glücklich und zufrieden ſei, einen braven Mann, einen prächtigen Knaben und ein behagliches Heim zu beſitzen.

Sie aber war heißblütig und lebensluſtig; das einförmige, gleichmäßige Daſein ödete ſie an, ſie fühlte ſich unbefriedigt, und als ihr Bacci eines Tages erklärte, daß er ohne ſie nicht länger leben könne, daß ſie ſich ſcheiden laſſen und die Seine werden möge, er wolle mit ihr nach Amerika gehen, da ſtimmte ſie jubelnd zu und ſank ihm in die Arme.

Der Freudenrauſch, die Hoffnung auf ein neues, ſchöneres Daſein währte aber nur kurze Zeit. Bacci machte keine Anſtalten zur Flucht, und als ihn Tereſa heftig dazu drängte, fing er an, ſich zurückzuziehen. Jetzt ſchrieb ſie an ihn und forderte ihn zu einer Zuſammenkunft zum Zweck einer endgiltigen Auseinanderſetzung auf.

Er kam. Bleich vor Erregung ſtellte ſie ihn zur Rede. Er ſetzte ihr darauf auseinander, daß der Plan, den ſie gemeinſam entworfen hatten, unausführbar ſei. Er wäre völlig außer Stande, ihr in Amerika eine nur halbwegs geſicherte Exiſtenz bieten zu können, ſeine Lage ſei eine ſehr üble, er ſei durch ungünſtige Verhältniſſe in Schulden gerathen, und unter dieſen Umſtänden habe er ſich entſchließen müſſen, die Hand eines wohlhabenden Mädchens anzunehmen, die Verwandte ihm angetragen hätten. Die Verlobung ſei bereits vollzogen, und er bitte nun Tereſa —

Er konnte den Satz jedoch nicht zu Ende führen, denn mit einem Wuthſchrei ſtürzte das junge, leidenſchaftliche Weib auf ihn los.

„Hinaus, elender Verräther!“ ſchrie ſie, auf die Thür deutend. „Fort, Feigling! Und laß Dich nie wieder vor mir ſehen!“ Bacci ging ſchweigend. Als er fort war, that ſie einen dumpfen Schrei und ſank ohnmächtig zu Boden.

Jacopo Longhi war nicht wenig erſchrocken, als er bei der Heimkehr ſein Weib in heftigem Fieber liegend fand. Sie ſchwebte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod, erholte ſich aber dann raſch wieder.

Ciro Bacci, den Tereſa jetzt aus tiefſter Seele haßte, verheirathete ſich. Er hatte die Mittel, die ihm ſeine Frau zubrachte, ſehr nöthig, denn er war in der That ſtark verſchuldet, jedoch nicht infolge ungünſtiger Verhältniſſe, wie er Tereſa vorgeſpiegelt hatte, ſondern weil er ſein Geſchäft vernachläſſigte, um ſich mit gleichgeſinnten Kumpanen dem Kartenſpiel hinzugeben.

Nach Jahresfriſt wurde ihm ein Töchterchen geboren, aber ſeine Frau kränkelte ſeitdem und ſtarb etwa drei Jahre darauf. Schon damals liefen üble Gerüchte über Bacci in dem Städtchen um; augenſcheinlich hatte ihm das Geld, wegen deſſen er ſeine Gattin heimgeführt, keinen Segen gebracht. Er ſtand abermals vor dem Bankerott und war eines ſchönen Tages zum Bedauern ſeiner zahlreichen Gläubiger verſchwunden.

Hinterher vernahm man, daß er nach Amerika gegangen ſei; er ſtarb einige Jahre nachher in Rio de Janeiro am gelben Fieber. Vor ſeiner Abreiſe hatte er ſein Töchterchen nach Turin zu ſeiner einzigen Schweſter, einer Wittwe Mamiani, gebracht und ſie beſchworen, ſich der Kleinen anzunehmen.

Dies verlaſſene, elternloſe Kind war Carlotta Bacci geweſen.

— — — — — — — — — — — —

Tereſa's Tochter hatte zwar Eltern, allein Beide liebten das Kind nicht, das von der Geburt an ein armſeliges krankes Geſchöpf geweſen war. Die kleine Peppina bildete einen ſeltſamen und ſchmerzlichen Gegenſatz zu ihrem kräftigen, von Geſundheit ſtrotzenden Bruder. Das arme Kind hatte die engliſche Krankheit in hohem Grade und war

völlig mißgestaltet. Ihre Schultern waren hoch und spitz, die Beine krumm, einzig und allein die Arme waren wohl gebildet. Dazu hatte die Laune der Natur dem kleinen Mädchen die schwarzen Augen ihrer Mutter gegeben, deren Feuer jedoch durch eine große Sanftmuth und durch den Ausdruck einer unendlichen Güte gemildert erschien.

In den folgenden Jahren trat ihre Krüppelhaftigkeit immer mehr zu Tage, und Jacopo Longhi fragte sich oft, wie er zu einem solchen Krüppel käme. Teresa hatte ihr Töchterchen nicht selbst nähren wollen, sondern es mit der Flasche aufgezogen. Wenn ihr Mann keine Liebe für das unglückliche Kind empfand, so haßte die Mutter es geradezu. Paolo war der Einzige, der die arme Kleine liebte. Da er sieben Jahre älter und schon sehr stark und kräftig war, so trug er sie in seiner Mußezeit stundenlang wie eine Puppe umher und gab ihr, getrieben von einem angeborenen Gerechtigkeitsgefühl, einen Theil der Zärtlichkeit zurück, mit der ihn der Vater und die Mutter gleichmäßig überhäuften.

Als Peppina sechs und Paolo dreizehn Jahre zählte, starb Jacopo Longhi plötzlich und unter qualvollen Schmerzen infolge eines giftigen Insektenstiches. Die Wittwe verkaufte die Schlächterei sehr günstig und verließ Giussano, an das sich für sie zu peinigende Erinnerungen knüpften. Das Anerbieten einer Kommissionärs veranlaßte sie, sich in Moncalieri anzukaufen, wo sie auch bald eine gute Kundschaft gewann.

Teresa Longhi war eine leidenschaftliche, liebebedürftige und eifersüchtige Natur. Sie beneidete Peppina um die Neigung des Bruders. Zürnend gebot sie Paolo oft, die Schwester in ihr Bett zu legen oder in ihren Sessel zu setzen und nicht länger herumzutragen. Wollte er mit ihr spielen oder an ihrem Lager sitzend sie erheitern, so schickte sie ihn scheltend fort, und solche Scenen erneuerten sich

faſt alle Tage. Es war eine krankhafte Eiferſucht auf die arme Peppina, welche ihre Mutter empfand, und die immer mehr zunahm.

Paolo aber ſorgte, als er längſt im Geſchäfte mithalf, ſtets noch mit der gleichen Sorgfalt für die Schweſter, und ſelbſt, als die Leitung der Schlächterei ganz auf ihn übergegangen war, vernachläſſigte er ſie nicht über ſeinen neuen Pflichten. Er war ſich jetzt längſt klar darüber, daß ſeine Mutter die Schweſter nicht liebte und auf ſie eiferſüchtig war; um ſo mehr fühlte er ſich verpflichtet, der Kranken beizuſtehen. Darüber kam es dann oft genug zu unerquicklichen Scenen, in deren Verlauf die Padrona in leidenſchaftliches Weinen ausbrach, wenn ſie ſah, mit welcher Wärme ihr Sohn für die mißachtete „Cazzatella" eintrat.

Die letzten zehn Jahre hatten die einſt ſo ſtattliche Frau merkwürdig verändert. Sie war vor der Zeit gealtert und erſchreckend mager geworden. Zahlreiche Runzeln durchfurchten ihr Geſicht, in dem nur noch die blitzenden Augen von ihrer unverwüſtlichen Lebenskraft zeugten. Ihre für eine Frau auffallende körperliche Kraft, die ſie von jeher gehabt, hatte ſich dagegen noch nicht vermindert, wie ſich oft zeigte, wenn ſie ihrem Sohn bei ſeiner ſchweren Arbeit zur Hand ging.

Eines Morgens trat eine Frau von etwa fünfundfünfzig Jahren in die Schlächterei und fragte nach Frau Longhi. Dieſe war nach der Stadt gegangen, um einen Einkauf zu machen, und Paolo ſagte das der Beſucherin mit dem Hinzufügen, ob er ſeiner Mutter vielleicht eine Beſtellung ausrichten ſolle oder ob die Fremde dieſe perſönlich zu ſprechen wünſche.

„Allerdings," lautete die Antwort. „Ich bin auch aus Giuſſano, wohne aber ſchon ſeit langen Jahren in Turin.

Ich heiße Mamiani und bin die Schweſter von Ciro Bacci, deſſen Namen Sie vielleicht früher gehört haben."

„Iſt das jener Bacci, der nach Amerika gegangen und dort geſtorben iſt?"

„Ja."

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, Frau Mamiani. Meine Mutter wird ſehr erfreut ſein, Sie zu ſehen; man hat hier ſo ſelten Gelegenheit, Leute aus der alten Heimath zu ſprechen. Sie muß auch jeden Augenblick wiederkommen."

Dann machte er ſich wieder mit den Fleiſchſtücken zu ſchaffen, die er zerſchnitt und für den Verkauf herrichtete. Bald kehrte auch ſeine Mutter zurück. Frau Mamiani erhob ſich und ging ihr entgegen, indem ſie ihr die Hand reichte.

„Wäre ich Dir draußen begegnet, Tereſa," meinte ſie, „ſo würde ich Dich kaum erkannt haben. Ich finde Dich ſehr verändert."

Frau Longhi murmelte: „Ah, Du biſt's, Andrea? ... Ja, es iſt wahr, ich bin recht alt geworden. Ich habe viel Schweres durchmachen müſſen. Dich aber habe ich gleich wieder erkannt." Und nach einer kurzen Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Was führt Dich denn zu mir?"

Paolo hatte nach einem höflichen Gruße den Laden verlaſſen; Peppina ſaß in ihrem Seſſel und ſchlief.

„Das will ich Dir erzählen," verſetzte Frau Mamiani und berichtete nun, daß die Tochter ihres Bruders, Carlotta, noch immer bei ihr ſei und ihr wegen ihrer Zukunft viele Sorgen mache. „Das Kind hat nichts, und wenn ich plötzlich ſterben ſollte, kann ſie betteln gehen. Ob ſie einen Mann bekommt, iſt ja doch immer ungewiß. Sie muß lernen, ſich ſelber zu erhalten. Aber ſie iſt verwöhnt und eigenwillig, dazu etwas leichtfertig und ich möchte ſie nicht gern aus den Augen laſſen. In der Stadt gibt es ſo viele Verſuchungen für ein junges Ding.

Da habe ich nun an Dich, meine alte Schulkameradin, gedacht; über Deinen jetzigen Aufenthalt bin ich durch Briefe aus der Heimath unterrichtet worden bin. Ich möchte Dich bitten, Carlotta bei Dir aufzunehmen und im Bedienen der Kunden anzulernen. Hier auf dem Lande kann sie dann ruhig bleiben, bis sie ein paar Jahr älter und gesetzter geworden ist, dann mag sie eine Stellung in Turin annehmen. Ist es Dir recht? Die Carlotta ist ein liebenswürdiges Ding, die allen Leuten den Kopf verdreht, auch im Aeußeren ganz das Abbild ihres verstorbenen Vaters."

„Das Abbild ihres verstorbenen Vaters!" Diese Worte weckten in Teresa alle jene grausamen Erinnerungen, die in ihr schlummerten.

„Gut," erwiederte sie, „ich nehme Deinen Vorschlag an."

Ein unbestimmter Gedanke, die Tochter für das büßen zu lassen, was der Vater einst an ihr verschuldet hatte, veranlaßte sie dazu. Wie? Das wußte sie noch nicht, sie konnte auch jetzt nicht darüber nachdenken, doch würde sie dazu ja später noch Zeit genug haben. Dann wollte sie schon ein Mittel finden, die Tochter des Elenden, die ein fast wunderbar zu nennender Zufall unter ihr Dach führte, zu quälen und zu peinigen — das Abbild jenes Mannes, den sie ehemals so leidenschaftlich geliebt und den sie nun noch über das Grab hinaus tödtlich haßte.

„Also abgemacht," fügte sie hinzu, „schicke mir Deine Nichte nur her. Sie kann an Peppina's Stelle, die häufig krank ist, das Buch führen und uns helfen, die Kunden zu bedienen. Laß sie nur gleich morgen kommen, Peppina wird sie mit allem Nöthigen bekannt machen."

„Ich danke Dir! Du kannst Dir gar nicht denken, wie froh ich bin, das Mädchen so gut untergebracht zu wissen. Ich werde für sie ein Abonnement auf der Bahn nehmen, dann kann sie jeden Morgen zu euch hinaus-

fahren und Abends zurückkehren, um bei mir in der Via dell' Arsenale zu schlafen."

Damit empfahl sich Frau Mamiani.

Am nächsten Vormittage gegen zehn Uhr betrat Carlotta zum ersten Male das Haus der Wittwe Longhi in Monealieri. Peppina war noch nicht aufgestanden; Paolo hatte im Laden zu thun und kam ihr gleich entgegen.

„Ich wette, daß Sie Fräulein Carlotta sind!" sagte er, indem er ihr lächelnd die Hand bot.

Sie erröthete, indem sie ihr zartes Händchen in seine breite Rechte legte und seine Frage bejahte. Der junge Mann berichtete dann, daß seine Mutter im Augenblick noch nicht da sei, und führte sie zunächst zu Peppina.

„Sie ist noch im Bette, aber sie schläft nicht mehr," erklärte er ihr. „Sie ist schwächlich und sehr oft krank, deswegen verwöhnt man sie wie ein kleines Kind. Aber sie wird gleich aufstehen und Ihnen Alles zeigen."

Als sie bei der Kranken eintraten, schaute diese bewundernd zu der Fremden auf, die so schöne blonde Haare und so helle blaue Augen hatte. Beide reichten sich die Hände, dann sagte Peppina:

„Ich will jetzt aufstehen, damit ich Ihnen an die Hand gehen kann. Ich werde Ihnen zunächst zeigen, wie Alles angeschrieben wird, und welche Preise die verschiedenen Sorten und Stücke Fleisch haben. Es ist das sehr einfach und leicht zu behalten, ich werde aber die ersten Tage stets in Ihrer Nähe bleiben, damit Sie mich immer fragen können."

„Ich danke Ihnen herzlich," entgegnete Carlotta. „Das wird mir meine Aufgabe sehr leicht machen."

Als Teresa heimkehrte, hatte Peppina ihrer neuen Freundin schon Alles erzählt, was sie ihr anzuvertrauen hatte. Die Wittwe begrüßte die Tochter Ciro Bacci's mit gutgespielter Gleichgiltigkeit. Sie empfahl ihr, sich nicht

zu sehr anzustrengen, sondern sich nur ganz allmälig durch Peppina mit ihren Obliegenheiten bekannt machen zu lassen. Dann setzte sie in einem ganz eigenthümlichen Tone hinzu:

„Es ist drollig, wie sehr Sie Ihrem Vater gleichen, natürlich abgesehen davon, daß Sie klein und schmächtig sind. Nun, um so besser, dann kann ich mir einbilden, nie von Giussana fortgegangen zu sein."

Das war Carlotta's Eintritt in ihren neuen Wirkungskreis.

Anfangs gab es durch sie wohl einige Unruhe und Störung im Hause; sie war eben eine Fremde, an die man sich erst gewöhnen mußte. Aber das dauerte gar nicht lange, und bald schon standen Carlotta, Peppina und Paolo auf dem Fuße geschwisterlicher Vertraulichkeit. Da Carlotta eine sehr rasche Auffassungsgabe besaß, so wußte sie schon nach vier oder fünf Tagen mit der Buchführung Bescheid und ließ sich nun von Paolo in die Geheimnisse des Fleischverkaufes einweihen, was er mit großem Eifer that.

Carlotta fühlte sich sehr wohl in den neuen Verhältnissen und suchte sich nach Kräften nützlich zu machen. Der Laden war von jeher von tadelloser Sauberkeit gewesen, sie aber wußte ihn mit dem Geschmack einer Großstädterin zu verschönern. Sie schmückte das Schaufenster mit Blumen, die sie aus dem Garten und vom Felde holte und zu hübschen Sträußen zusammenfügte, und brachte ähnliche Verschönerungen, die nichts kosteten, überall an. Durch ihren Einfluß wurde das Leben in dem Longhi'schen Hause während der ersten Monate nach ihrem Eintritte ein viel behaglicheres, als es je zuvor gewesen war.

Die Wittwe hatte die zwischen Carlotta und ihrer Tochter sich entwickelnde Freundschaft mit Gleichgiltigkeit wahrgenommen. Die gegenseitige Sympathie, durch welche die beiden Mädchen sich zueinander hingezogen fühlten, küm-

merte sie wenig. Was sie jedoch nicht sah, das war die Wirkung, welche die Anwesenheit des von ihr gehaßten Mädchens auf ihren Sohn hatte. Der junge, einfache Mann war bald bis über die Ohren verliebt in Carlotta, diese übte einen solchen Zauber auf ihn aus, daß er an Ninetta Novelli, die ihm vorher so gut gefallen hatte, kaum noch dachte.

Carlotta hätte kein Weib sein müssen, um nicht wahrzunehmen, was Paolo für sie empfand, und auch sie fühlte, daß sie ihm von Herzen gut sei, und bald kam denn auch der Augenblick, der zu einer Aussprache führte.

Wie immer hatte Carlotta sich eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges, mit dem sie nach Turin zu ihrer Tante zurückzukehren pflegte, zum Ausgehen fertig gemacht und reichte nun lächelnd dem jungen Manne ihre Hand, indem sie ihm Adieu sagte.

Paolo ergriff die Hand und zog die Geliebte an sich. Sie erröthete, aber widerstrebte ihm nicht. Da legte er seinen Arm um sie und küßte sie plötzlich leidenschaftlich, bevor sie sich wehren konnte, indem er leise zu ihr sagte: „Carlotta, ich habe Dich so lieb — willst Du meine Frau werden?“

Aber sie antwortete nicht, sondern machte sich mit einer Geberde des Schreckens von ihm los, denn Teresa Longhi, welche sie im Garten glaubten, hatte sie überrascht und stürzte jetzt mit vorgestreckten Fäusten auf sie los, während die Wuth aus ihren Augen glühte.

Schleunigst warf sich der Schlächter zwischen die beiden Frauen, indem er mit seinem Körper das schwache Mädchen schirmte, das er liebte.

Teresa gerieth außer sich, als sie diese Auflehnung ihres Sohnes gewahrte. Paolo aber faßte sie bei ihren Handgelenken und sagte so eindringlich, daß sie verstummte: „Hüte Deine Zunge, Mutter, hörst Du wohl!“

In dem Gemüthe Teresa's bewirkte diese Entdeckung einen furchtbaren Aufruhr. Also ihr Sohn, den sie so in ihr Herz geschlossen hatte, daß sie jede andere Neigung, außer der ihrigen, mit eifersüchtiger Sorgfalt von ihm abzuwehren suchte, ihr Paolo liebte diese Carlotta, die sie tödtlich haßte! Daß sie so blind gewesen war, nichts von der Entwickelung dieser Neigung zu gewahren, die ihr das Liebste, das Einzigste zu entfremden drohte, was sie noch auf Erden besaß! Doch das wollte sie sich nicht so ruhig gefallen lassen; die Rache, welche sie an Carlotta für das Vergehen ihres Vaters hatte nehmen wollen, erschien ihr jetzt doppelt berechtigt. Es galt jetzt einen Kampf zwischen ihnen auf Leben und Tod.

An den folgenden Tagen hielt sich Paolo von Carlotta möglichst fern. Er kannte seine Mutter ganz genau und wollte ihre Empfindungen schonen. Er hatte zuerst einen furchtbaren Ausbruch ihres Zornes befürchtet, allein da sie sich nach der Scene mit Carlotta ganz ruhig verhielt, als ob sie bereits Alles wieder vergessen hätte, wollte auch er nicht von Neuem davon anfangen.

Daß Teresa sich so ruhig verhielt, war durchaus keine Gleichgiltigkeit, sondern vielmehr berechnete Verstellung; sie hielt sich zurück, um das Paar um so sicherer beobachten zu können.

Es trat zunächst kein neuer Zwischenfall ein. Auch Carlotta hatte sich wieder beruhigt. Sie dachte, daß die Mutter jene Scene wohl nur für eine etwas derbe Galanterie ihres Sohnes genommen habe, und die kalte Zurückhaltung der Wittwe während der folgenden Tage bestärkte sie in dieser Auffassung.

Allmälig wurde dann der alte, vertrauliche Verkehr, der eine so unliebsame Unterbrechung erfahren hatte, wieder aufgenommen. Peppina war den Liebenden von wesentlichem Nutzen dabei; sie glich einem Sonnenstrahle, der die

Nebel verscheucht. Sie wußte nicht, was vorgefallen war, aber mit dem frühreifen Scharfblicke der Kranken, der immer umherspähte, hatte sie gewahrt, daß irgend eine Wolke sich auf die keimende Liebe Paolo's und Carlotta's, die ihr kein Geheimniß geblieben war, herabgesenkt habe. Und nun schien sie es sich vorgenommen zu haben, diese Wolke zu vertreiben.

Paolo hatte für die Kranke einen Fahrstuhl gekauft und damit fuhr er sie, wenn es in dem Geschäft nichts mehr zu thun gab, oft spazieren. Jetzt mußte ihm, auf Peppina's Wunsch, immer Carlotta dabei helfen. Teresa wurde jedesmal blaß und biß sich auf die Lippen, wenn sie die Drei sich vom Hause entfernen sah, aber sie sagte nichts. Paolo und Carlotta schoben dann abwechselnd den Fahrstuhl quer über die Wiesen und Felder bis zu irgend einem versteckten, lauschigen Plätzchen unter Bäumen, wo man sich lagerte. Die Liebenden saßen dicht aneinander geschmiegt, beglückt durch dies Zusammensein, das nur Peppina's sanfte und treue Augen gewahrten, und das sie jedesmal möglichst lange ausdehnten. Und wenn man dann endlich heimkehren mußte, so empfanden sie eine Traurigkeit, die sie einander nicht zu gestehen wagten; es beschlich sie eine instinktive Furcht vor Paolo's Mutter, wie eine Ahnung grausamen Leides, das ihrer wartete.

Kamen sie alsdann wieder nach Haus, so empfing sie die Wittwe mit eisigem Schweigen; auf den artigen Gruß Carlotta's antwortete sie nur mit einem unverständlichen Gemurmel, und wenn am Abend das junge Mädchen die Schlächterei verließ, so folgte sie ihr mit den düsterblickenden Augen, so lange sie ihre Gestalt noch gewahren konnte. Sie mußte sich mit aller Gewalt beherrschen, damit ihre Eifersucht sich nicht in einem furchtbaren Ausbruche Luft machte. Je mehr sie Paolo's Liebe zu Carlotta zunehmen sah, um so mehr fühlte sie sich von ihrem Sohne vernach-

läſſigt, obwohl dieſer ſich gerade jetzt bemühte, möglichſt zuvorkommend gegen ſie zu ſein.

Als eines Tages Paolo über Land war, und Carlotta nach ihm fragte, antwortete ſeine Mutter höhniſch:

„Er wird wohl zum Pächter Novelli ſein, um deſſen hübſche Tochter er ſich ja ſchon ſeit längerer Zeit bemüht. Ich ſage Ihnen das, damit Sie ſich nicht etwa Hoffnungen machen!“

Carlotta wurde über und über roth und ſtammelte: „Sie täuſchen ſich. So etwas iſt mir nie in den Sinn gekommen.“

„Nun, um ſo beſſer. Jedenfalls wiſſen Sie nun Beſcheid.“

Als Paolo heimkehrte, erzählte ihm das junge Mädchen dieſen Zwiſchenfall und fügte hinzu: „Es iſt wohl beſſer, wenn ich nicht mehr zu euch komme. Ich möchte hier keinen Unfrieden im Hauſe ſtiften, und man ſoll mir nicht nachſagen, daß ich Dich mit Deiner Mutter entzweit hätte.“

„Rege Dich doch deswegen nicht auf, Schatz,“ ſuchte Paolo ſie zu beruhigen. „Das ſchlechte Wetter wird ſchon vorüberziehen. Wir haben uns lieb und werden ganz beſtimmt Mann und Frau. Meine Mutter hat mich ja viel zu gern, als daß ſie mich nicht glücklich ſehen wollte. Ihr Widerſtand iſt nur eine Art von Eiferſucht; aber das wird ſchon ein Ende nehmen, ſage ich Dir.“

Am nächſten Morgen, vor der Ankunft Carlotta's zog er ſeine Mutter in den Raum hinter dem Laden, ſetzte ſich auf einen Stuhl und legte ſeinen Arm um ihren Hals.

„Nun, ſag' einmal, Mütterchen,“ hub er lachend an, „kannſt Du denn im Ernſte glauben, ich würde Dich weniger gern haben, weil ich Carlotta liebe?“

Aber ſie machte ſich heftig von ihm los und ging fort, ohne ein Wort zu erwiedern. Paolo war ganz blaß geworden, er ſeufzte und blieb nachdenklich ſitzen. In ſeiner

gutmüthigen Schwäche fühlte er sich zwischen der Scheu, seiner Mutter wehe zu thun, und seiner Liebe zu Carlotta hin und her gezogen; er wagte mit der Geliebten nur noch verstohlen zu sprechen und wandte allerlei Listen an, um ab und zu einige Augenblicke mit ihr allein sein zu können. Durch alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse wurde aber seine Leidenschaft nur immer mehr entfacht, wie das ja meist zu gehen pflegt.

In dem Hause, das durch Carlotta's Heiterkeit bisher wie durch einen leuchtenden Sonnenstrahl erhellt worden war, ging es jetzt recht trübselig zu. Carlotta, die Padrona und Paolo arbeiteten schweigend nebeneinander. Niemals richtete Teresa mehr das Wort an die Tochter Ciro Bacci's. Wenn diese sie in Abwesenheit Paolo's um irgend eine Auskunft angehen mußte, so antwortete sie möglichst kurz und kaum verständlich, indem sie den Kopf dabei von ihr abwendete. Selbst in den kleinsten Einzelheiten und bei den gewöhnlichsten Dingen offenbarte sich der Groll und die Rachsucht der Alten.

Bei Tisch pflegte sie die Speisen vorzulegen; sie bediente oft Paolo, Peppina und sich selber, während sie so that, als ob sie Carlotta vergäße, der häufig bei diesen kleinen Unbilden, die sie auszuhalten hatte, die hellen Thränen über die Wangen liefen. Aber Paolo wachte stets, um gleich bei der Hand zu sein, die absichtlichen Vergeßlichkeiten der Alten wieder gut zu machen. Ein flüchtiger Händedruck unter dem Tische tröstete dann das junge Mädchen, und Peppina's sanftes Lächeln löschte die letzten Thränenspuren von Carlotta's Wangen fort.

Früher hatte Teresa sich niemals um die Buchführung in ihrem Geschäfte gekümmert, sondern sie ganz Peppina überlassen. Jetzt sah sie unter allerlei Vorwänden immer wieder nach, ob alle Eintragungen richtig gemacht würden, und gerieth bei dem geringsten Versehen in Zorn. Car-

lotta litt, ohne sich zu beklagen, sie verdoppelte ihren Eifer und ihre Aufmerksamkeit, aber nichts vermochte das Uebelwollen der bösartigen Alten zu besiegen.

Bald sollte das gegenseitige Verhältniß sich noch mehr verschlechtern.

Es war Kirchweih in Moncalieri, und Paolo hatte, ohne seine Mutter vorher zu befragen, Carlotta und ihre Tante zu einem Tanzvergnügen eingeladen. Er tanzte mit der Geliebten bis zu dem letzten Nachtzuge, begleitete sie und die Tante dann bis zum Bahnhofe und kehrte hierauf erst nach Hause zurück.

Dies war der erste Akt offener Auflehnung gegen die uneingeschränkt im Hause gebietende Autorität seiner Mutter, den er sich erlaubte. Als er heimkehrte, empfing sie ihn mit einem Blick, aus dem der ganze verhaltene Haß sprach, der ihr Inneres erfüllte. Sie sagte aber nur ganz trocken: „Eine schöne Aufführung das! Jetzt kommst Du also um drei Uhr Nachts heim, nachdem Du Dich mit jenem Frauenzimmer herumgetrieben hast! Ihretwegen verläßt Du Deine Mutter!“

Paolo zuckte zusammen, aber er entgegnete nichts, sondern ging stillschweigend auf sein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Junge Leute — alte Seelen!

Eine wahre Geſchichte, die nicht mit einer Heirath ſchließt.

Von

J. v. Ettmüller.

Mit Illuſtrationen von R. Mahn.

(Nachdruck verboten.)

1.

Als im Dezember des Jahres 1773 die engliſchen Koloniſten in Amerika, über neueingeführte Zölle und Steuern erbittert, in Boſton ein engliſches Schiff erſtiegen und plünderten und damit die Fahne des Aufſtandes gegen das Mutterland erhoben, dachten ſie nicht daran, daß dieſe ihre Handlung mit ihren Folgen bis in's Herz von Deutſchland ihren Rückſchlag haben werde.

Und doch kam es ſo.

Das ſtolze England führte eben damals ſchon mit Vorliebe ſeine „Georgsritter" in's Gefecht, nämlich die nach dem damals regierenden Könige Georg III. alſo benannten Goldſtücke. Es warb zur Vertheidigung ſeiner Hoheitsrechte fremde Truppen, und ſchloß namentlich mit dem Herzoge von Braunſchweig und verſchiedenen anderen deutſchen Potentaten Verträge ab, kraft welcher, gegen hohe Entſchädigung, dieſe eine gewiſſe Anzahl von Truppen aller Waffengattungen zur Bekämpfung der Rebellion an die britiſche Monarchie vermietheten.

Dieser Menschenhandel der Fürsten erweckte im deutschen Volke gerechte Entrüstung und Abscheu. Besonders stieß man sich an der Klausel, welche jeden Gefallenen in gemünztes Gold umsetzte. Es zirkulirte, zur Brandmarkung dieses unlauteren Geschäftes, eine blutige Satire in Form eines fingirten Briefes des „Grafen v. Schaumburg" an seinen Generalissimus in Amerika, in welchem es unter Anderem hieß: „Was die Verwundeten betrifft, so sind Sie hoffentlich nicht so unmenschlich — und werden Sie auch die Chirurgen daraufhin instruiren — dieselben in's Leben zurückzurufen, damit sie als elende Krüppel ein trauriges Dasein fristen; auch bekomme ich für Blessirte keine Entschädigung, wie Sie wissen. Scheuen Sie sich nicht, meine Truppen in's dichteste Getümmel zu führen; ein unblutiger Sieg hat keinen Werth! Richten Sie sich nach den dreihundert Lacedämoniern, die bis zum letzten Manne an den Thermopylen fielen. Allerdings ihr König auch; aber das läßt sich auf mich nicht anwenden, denn wenn ich umkäme, an wen sollten dann die Engländer die sechzig Guineen bezahlen, die sie mir für jeden Todten schulden?"

Aber die Entrüstung der gebildeten Deutschen ließ natürlich die fürstlichen Menschenhändler ganz kalt.

So durchzogen also die privilegirten Werber der obengenannten Fürsten die Gaue, wo es vom siebenjährigen Kriege her an abgedankten Soldaten nicht fehlte; die bezeichneten Regimentchefs ihrerseits hielten unter Verwandten und Bekannten Umschau, um die Offizierstellen zu besetzen.

Hoher Sold, Pension nach dem sicheren Siege — denn mit den „Krämern und Handwerkern da drüben" werde man bald fertig werden, daran zweifelte Niemand — rasches Avancement, leichter Ruhm, reiche Beute machten die Offizierstellen sehr gesucht, und so waren auch die adeligen Kreise der kleinen Reichsstadt Ronneberg in nicht geringer

Aufregung, als im Sommer 1776 der Chef eines solchen Regiments, der Oberst v. Breymann, daselbst eintraf und bei seinem alten Freunde, dem Grafen v. Greifenau, abstieg.

Unter den zahlreichen edeln Familien, welche in der Stadt ihre Residenz aufgeschlagen hatten und ihre meist bescheidenen Renten möglichst standesgemäß verzehrten, spielte der Graf v. Greifenau, obwohl schon lange Wittwer, die erste Rolle. Sein Haus war ein wahrer Prachtbau, des alten feudalen Geschlechtes würdig. Im Innern wechselten schwere, aber kunstreich geschnitzte Möbel, Meisterwerke des Mittelalters, mit farbigen Teppichen und Kissen, Beute aus den Türkenkriegen; glänzende Waffen jeder Epoche, von der reichen Turnierrüstung bis zum orientalischen Krummsäbel mit Tartsche, schmückten neben den Ahnenbildern die Wände.

Der Graf besaß außerdem im Lande selbst, acht Tagereisen von der Stadt gelegen, das Stammschloß der Familie, nebst bedeutendem Pachtgute und Waldungen; und auf österreichischem Gebiete Liegenschaften, deren Werth die rege Phantasie der Kleinstädter noch übertrieb. Die Feste, die er gab, übertrafen an Pracht und Ueppigkeit Alles, was Andere zu bieten vermochten; und natürlich drängte sich an die reiche Tafel, was irgend durch Geburt oder Bekanntschaft eine Einladung erlangen konnte.

Die Person des Grafen entsprach dem Rahmen. Groß und breit, vollblütig, eine Hünengestalt, imponirte er unwillkürlich, wenn er gemessenen Schrittes durch die Straßen ging oder auf den schattigen Wällen lustwandelte, links und rechts begrüßt und grüßend, auf der majestätischen Perrücke den betreßten und befederten Zweispitz, in seidener, silberbordirter Kleidung, Halsbinde, Jabot und Manschetten aus alten, feinen Spitzen, an den Schuhen goldene Schnallen und hohe, rothe Absätze.

Zur Stunde saß er mit seinem Gaste in behaglichem Lehnstuhle bei rothem Ungarwein und Backwerk, in Erwartung des solideren Abendessens. Der Oberst hatte ihm als Willkomm ein Lieutenantspatent für seinen einzigen Sohn, den Grafen Adalbert, angeboten.

Der alte Herr dankte, aber erwiederte mit überlegenem Lächeln: „Daß Du an uns gedacht hast, das freut mich, und ich erwartete nicht Geringeres von unserer alten Freundschaft. Dennoch lehne ich die Gabe ab. Mein Sohn hat andere Lanzen zu brechen, in friedlicherem Turniere sich ein Kränzlein zu holen, das ihn lustiger dünken wird, als der rauhe Lorbeer. Mit einem Worte, er geht auf Freiersfüßen!"

„Ei der Tausend! Aber er ist ja noch ein reines Kind sozusagen!"

„Ein zwanzigjähriger Bursche, mein Lieber! Und wie heißt das Sprichwort? ‚Jung gefreit, hat Niemand gereut!'"

„Hm! Ich dächte doch, so ein paar Monate Lagerleben, ein Jährchen, wenn's hoch kommt, wäre doch nicht von Uebel! Da bildet sich auch der Charakter; da wird der Junge ein Mann!"

„Du hättest Recht — unter anderen Umständen. Ich spreche nicht von den Gefahren, die er allenfalls läuft, obwohl es mir schmerzlich wäre, den Sohn zu verlieren, bevor ein neues Reis auf dem alten Stamme sproßt; ja, ich sage mehr: hat er einmal den Hasen hier erlegt und für unseren Namen gesorgt, so möchte ich es gerne sehen, wenn er auch nach Ruhm und Ehre jagte — aber erst dann. Eines nach dem Anderen. Das Wichtigste zuerst. Daß ihm die Braut nicht entgeht, die ich ihm schon lange unter Vielen gewählt, ist die Hauptsache. Auch Andere umwerben sie, und obwohl ich das Wort ihres Vormundes habe, denn sie ist eine Waise, so könnte sie nach erlangter

Selbſtſtändigkeit, das heißt in wenigen Wochen, ſich doch das Köpfchen verdrehen laſſen und irgend einem Springinsfeld die Hand geben, der vorſichtig am warmen Ofen geblieben iſt, während Adalbert im fernen Lande ſich die Naſe erfröre!"

„Ei was! Eine verloren, zehn wiedergefunden! Iſt es nicht die Johanna, ſo iſt es die Suſanna! Brauchſt Du denn auf den Batzen zu ſehen? Iſt er nicht Dein einziger Erbe, und hat er nicht für Zwei genug, wenn es darauf ankömmt? Was! Ihr ſeid ein altes Soldatengeſchlecht; Du ſelbſt haſt ja unter Friedrich's Fahne noch tapfer mitgemacht; und ihn willſt Du im Unterrocke erziehen? Hinaus mit ihm! Hinaus! Für Liebeleien iſt ſpäter noch Zeit!"

„Liebeleien, Liebeleien! Darum handelt es ſich gar nicht! Er weiß von nichts, der Junge; er läßt ſich nicht träumen, welch' Glück ich ihm beſcheere. Braucht ſich auch gar nicht darum zu kümmern, das iſt meine Sache. Ich werde ihn doch nicht erſt fragen? Das wäre ja die verkehrte Welt. Was ich will, das geſchieht."

„Nun, wie Du willſt. Es iſt nur jammerſchade um die Gelegenheit. Eine wahre Promenade, und nichts weiter. Es iſt ſogar ärgerlich, daß eine wirkliche Glorie nicht einmal herausſchaut. Das ſind mir ſchöne Gegner, dieſe Kongreßler! Nicht Einer, und wäre es ihr Obergeneral, der überſpannte Waſhington in Perſon, der auch nur die richtige Ladung in vierzehn Tempos kennt. Schweinehändler, Bierzapfer, Miſtbauern — das titulirt ſich Brigadiers, Gott ſteh' mir bei! Die werden ſchön laufen, wenn ſie unſere Blauröcke auch nur von Weitem erblicken! Man macht ſich beinahe ein Gewiſſen daraus, gegen ſolches Pack zu ziehen!"

„Rebellen! Geſchieht ihnen recht!" machte der Graf verächtlich. „Was greifen die zur Flinte, und bleiben nicht

beim Bratſpieß, wie ſich's gehört? — Apropos, Bratſpieß, mir ſcheint, daß es bald an der Zeit wäre, etwas Gediegenes zu ſich zu nehmen; wo nur der Junge ſo lange ſteckt?"

Der „Junge" ſteckte inzwiſchen in einem Häuschen einer der ſtillen Nebenſtraßen, und war mit großer Andacht und

Aufmerkſamkeit bei der Auffüllung von einigen Dutzend Töpfchen mit Eingemachtem behilflich, ſüßen Kirſchen und Erdbeeren, welche die Herrinnen des Ortes, die Damen v. Ehrenfels, Tante und Nichte, mit höchſteigenen freiherrlichen Händen zubereitet hatten.

Die Wohnung mit ihrer Einrichtung war von peinlichſter Reinlichkeit, aber ſehr beſcheiden, obwohl allerlei

Gesticktes und Gehäkeltes die Dürftigkeit der ausgedienten Möbel verdeckte. Alles trug den Stempel recht beschränkter Verhältnisse; und in der That war es nur dem praktischen Sinne und der unermüdlichen Thätigkeit der beiden Damen selbst zu verdanken, wenn sie noch anständig durchkamen.

Ein Vetter hatte dies auf seinem Gewissen.

Nicht, daß er etwa leichtsinnig das Seinige in Prassen und wildem Leben vergeudet und die Verwandtschaft durch Anleihen oder Bürgschaft mit in's Verderben gerissen hätte. Im Gegentheil. Er drehte jeden Heller zehnmal um, bevor er ihn seufzend ausgab, und bedauerte täglich, daß keine geringere Scheidemünze existire für gewisse, an und für sich überflüssige, aber der öffentlichen Meinung halber gezwungenermaßen zu machende Ausgaben, wie Almosen und dergleichen. Aber er hatte ein Steckenpferd, das war die Prozeßsucht; und er ritt es mit vieler Ausdauer — zunächst auf Unkosten seiner eigenen Familie. Alte Papiere durchstöbernd und auf zwei bis drei Generationen zurückgreifend, stritt er alle getroffenen Abmachungen und Theilungen an, zog aus jeder Uebersehung, aus der kleinsten Unregelmäßigkeit Nutzen. Meister der Chikane, bei seinem Geize stets über bedeutende Barschaft verfügend, war er „Allen über"; und während ihm die beständige Aufregung recht wohl anschlug, brachte der Prozeß sein erstes Opfer, den Herrn v. Ehrenfels, in Verbindung mit den lawinenartig anwachsenden Kosten, um den größten Theil seines Gutes, dann um seine Gesundheit und schließlich in ein frühes Grab. Es blieb der Tochter am Ende nichts, als ihr Haus in der Stadt, ein ziemlich todtes Kapital zu einer Zeit, wo jede anständige Familie ihr eigenes Heim besaß. So war sie froh genug, dasselbe an einen Schänkwirth vermiethen zu können, welchem die Lage am Thore für sein Gewerbe günstig erschien, und für ihre Person bei ihres Vaters Schwester freie Aufnahme zu finden.

„Recht muß Recht bleiben!" sagte der Prozeßvetter, und griff unter verschiedenen Vorwänden nun auch diese an. In erster Instanz gewann sie, aber Notare und Sachwalter verschlangen bereits mehrere Jahre ihrer Einkünfte; und nun schwebte die Sache vor der Appellationskammer, was beständig neue Zuschüsse erforderte.

Doch ertrug das alte Fräulein diese Prüfung mit besserem Muthe als ihr seliger Bruder; und die Gesellschaft der ruhigen, besonnenen, verständigen Nichte war ihr ein erwünschter Halt inmitten der unaufhörlichen Scherereien.

Fräulein v. Ehrenfels, die Nichte, war vielleicht die schönste aller Jungfrauen Ronnebergs. Den Bewohnern, die sie Tag um Tag sahen, fiel dies nicht so auf, der junge Graf Adalbert aber, der mit seinem Vater einen großen Theil des Jahres auf dem Stammgute zubrachte, der auch in Ronneberg selbst ihrer bis dahin wenig geachtet hatte und sie durch Zufall seit mehr als einem Jahre nicht mehr gesehen, war wie vom Blitze getroffen, als er eines Sonntags vor dem Dome den beiden Damen begegnete. Ohne die Tante hätte er die Nichte nicht wiedererkannt, so hatte das Mädchen sich verändert.

Nicht, daß es ihm an Damenbekanntschaft überhaupt gefehlt hätte. Er ging mit seinem Vater in dem Hause des Vogts v. Heister ein und aus und verkehrte mit dessen Mündel, einem Fräulein v. Eberstein, einer schönen, lebhaften Blondine. Doch sah er in ihr nicht ein weibliches Wesen, sondern eher einen verzogenen, herrischen und meist unangenehmen Kameraden, seinem phlegmatischen, etwas täppischen Wesen recht zuwider. Sie ließ ihm keine ruhige Minute, neckte und quälte ihn in Thaten und Worten. Auf ihre Spitzreden fand er keine Antwort, oder eine solche fiel ihm erst am anderen Tage ein. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart unbehaglich und gedemüthigt, und am liebsten hätte er sie einmal tüchtig abgeklopft.

So war Fräulein v. Ehrenfels das erste „Ewig-Weibliche", das tiefen Eindruck auf ihn machte. Mit vieler Feinheit wußte er sie, gelegentlich eines wohlthätigen Werkes, in einem beiderseits befreundeten Hause zu treffen, und verwandte kein Auge von dem schönen Mädchen. Schließlich besuchte er die Damen in der Wohnung. Seine Besuche wurden häufiger; er ging den Frauen bei manchen häuslichen Verrichtungen an die Hand, wie er sich überhaupt besonders für Kleinigkeiten interessirte, auch für solche, welche sonst der Domäne der Hausfrau angehören. Es war auch, trotz seiner hohen Gestalt und breiten Schultern, viel Kindisches in seinem ganzen Wesen. Dazu trug nicht wenig das volle, glatte Gesicht bei, in welchem noch kein Härchen sproßte; eine Farbe, wie Milch und Blut, welcher weder Sonne noch Gebirgsluft etwas angethan. Die Bewegungen waren meistens ungeschickt, bald zu unrechter Zeit hastig, dann wieder wie gelähmt.

Seine Angebetete war der reinste Gegensatz zu ihm, und das mochte zur Annäherung mitgeholfen haben. Ihr Gesicht hatte jene klassische Regelmäßigkeit, welche ein vollständiges Gleichgewicht der seelischen Kräfte anzeigt. Nicht traurig, aber ernst, selbst im Lächeln; ruhig sicher in ihrem Auftreten, während die rasche, stets erregte Tante wie ein Eichhörnchen herumhüpfte.

Bei dieser Schüchternheit auf der einen Seite, dieser überlegenen Ruhe auf der andern, war von einer Liebschaft romantischen Schlages mit ihren Tollheiten keine Rede. Es bildete sich in stillem Einverständnisse eine Art Uebereinkunft; ohne daß direkte Worte darüber gewechselt worden wären, verstand es sich nach und nach von selbst, daß er um sie werbe und daß sie seine Werbung genehmige.

Auch die Tante fand das ganz natürlich. Am Adel Beider ließ sich nichts aussetzen. Die Braut war nicht

reich, aber das wußte er, und konnte ja bei seinem Vermögen darüber hinwegsehen. Daß der alte Graf das Verhältniß kenne und billige, galt als selbstverständlich. Als Wittwer empfing er nur Männer in seinem Hause, und die Damen hatten also vorläufig keine Einladung zu erwarten; aber es genügte, daß der Sohn nie ermangelte, die ergebensten Empfehlungen seines Vaters auszurichten und die Versicherung der Gegenseitigkeit zu übernehmen. Daß er diese Höflichkeiten des Anstandes halber erfand, das ließen sich die Damen nicht träumen, und er tröstete sich mit dem Gedanken, das werde sich später schon Alles geben. Uebrigens quälten ihn seine Gedanken ohnehin wenig.

So beendete er eben, recht glücklich und zufrieden, die ihm zugefallene Aufgabe, bedeckte den letzten der Töpfe mit sicherndem Pergamente, und befestigte dieses mit rothem Bande, schrieb oben auf das Datum und sah dann nach der Uhr.

„Es ist höchste Zeit," meinte er seufzend, denn der alte Graf verstand in Betreff der Eßstunden keinen Spaß, und ließ nicht gern die Suppe kalt werden.

So erhob sich also Graf Adalbert, küßte den Damen die Hände, und eilte geflügelten Schrittes nach dem väterlichen Hause, wo zu Ehren des Gastes ein besonders leckeres Mahl aufgetragen wurde.

2.

Zu später Stunde erst zog sich der Oberst zurück. Auch der Sohn wollte sich erheben, doch blieb er auf einen Wink seines Vaters.

„Das hat Dir Alles wohl gemundet, nicht?" also begann der alte Graf. „Jetzt will ich Dir aber als Nachtisch etwas serviren, das Dir noch besser schmecken soll! Wenn ich Dich nicht in den Krieg sende, so habe ich dazu

meine Gründe. Du biſt zwar erſt zwanzig Jahre alt und könnteſt noch warten, ich aber ſtehe im ſechzigſten, und wenn ich noch das Glück haben will, mich an Enkeln zu freuen, ſo habe ich nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

Der Sohn erröthete. „Ja, Herr Vater."

„Alſo denken wir an Deine Verheirathung. Trotz Deiner Jugend haſt Du Grütze genug im Kopf, um ein wackerer Ehemann zu werden; haſt für Tollheiten und leichtſinniges Zeug ohnehin keine Neigung, man kann Dir eine Frau mit gutem Gewiſſen anvertrauen. Andererſeits berechtigt Dich Dein Name und unſer Anſehen, an jede Thüre anzuklopfen. Du haſt die Wahl. Wohin lenkſt Du wohl Deine Schritte, he?"

Der Graf, der von der heimlichen Intrigue ſeines Sohnes keine Ahnung hatte, und deſſen geſellſchaftlichen Verkehr, die Damenwelt betreffend, auf den Herrn v. Heiſter und deſſen Nichte beſchränkt glaubte, war voll ſicheren Zutrauens.

„Da puppert wohl gar ſchon etwas im Herzen?" fuhr er alſo neckiſch fort. „Hat ſich ſchon eine junge Schönheit eingehäkelt? Was?"

Der Sohn wurde purpurroth. „Ja, Herr Vater!" ſtammelte er.

„Bravo, Junge! Die Sache macht ſich ja ganz prächtig! Schau, ob ich's errathe. Ein Fräulein vom Stande, natürlich!"

„Ja, Herr Vater!"

„Alter, guter Name? Geld?"

„J — ja, Herr Vater!"

„Ei, Du Schelm! Sieh doch, was da hinter meinem Rücken Alles geſchieht! Aber rathen wir weiter. Ihr Name beginnt mit E?"

„Ja, Herr Vater."

„An meine Bruſt, Du Herzensjunge! Fräulein v. Eberſtein?"

Der Sohn, der sich schon erhoben, trat wankend zurück.

„Nein, Herr Vater!“ sagte er endlich zögernd. „Fräulein v. Ehrenfels hat mein Wort!“

Der Graf sah ihn an wie versteinert. Hatte er recht gehört? Plötzlich sprang er auf und schrie wüthend: „Daraus wird nichts, dummer Junge! Wie? Was? Bist Du verrückt? Seit Karl dem Großen hat unser Stammbaum sich rein erhalten, und nun willst Du so eine Weinschänkin einschmuggeln?“

„Aber, Herr Vater! Sie ist ja ebenbürtig.“

„Ebenbürtig! Ebenbürtig! Immerhin hängt ihr Wappen über einer Fuhrmannskneipe, und wenn sie nicht selbst den Wein vom Fasse zapft und den fahrenden Gesellen kredenzt, so wandern doch deren Groschen schließlich in ihre freiherrliche Tasche!“

Er nahm zornig eine Prise; nach einer Pause fuhr er etwas ruhiger fort: „Und wenn es sich wenigstens der Mühe lohnte! Aber was trägt der ganze Rummel ein? Mit den paar hundert Gulden würdest Du weit springen! Du weißt nicht, wie wir daran sind? Die österreichischen Güter sind überschuldet, und an unserem Erbschlosse stürzt eine Wand nach der andern.“

Ach! und dreimal ach! Der Graf sprach wahr. Der sprichwörtliche Reichthum der Greifenau gehörte schon längst der Legende an. Wie es eigentlich soweit gekommen, war schwer zu erklären, aber die brutale Thatsache ließ sich nicht wegleugnen. Der Keim dazu lag wohl in dem Charakter der Herren v. Greifenau selbst, die von je nach außen glänzen wollten, und von denen ein Jeder, der alten Tradition folgend, getreu in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, ohne zu rechnen, ohne die veränderten Zeiten zu erwägen. Vor Jahrhunderten freilich, da die Feudalherren noch ungescheut und unbestraft als privilegirte Räuber plünderten und brandschatzten, brachte die tapfere Rechte

im Uebermaße ein, was die Linke in den Wind warf; aber die erstarkte Centralgewalt zwang auch sie schließlich zu Ordnung und Recht. Die einmal angewöhnten Ausgaben mehrten sich, der zunehmenden Entwerthung des Geldes entsprechend, während die regulären, gesetzlichen Einkünfte denselben nicht mehr die Stange hielten. Wohl zogen die Herren v. Greifenau nach wie vor zu Felde, aber es war nicht mehr das Gleiche. So eine Campagne, wie etwa gegen die Türken, an der Spitze eines eigenen Regiments, brachte wohl Ehre, auch Trophäen und Erinnerungen, jedoch statt neuen Reichthum nur neue Schulden.

Immerhin, bei vernünftiger Einschränkung so mancher tollen Ausgaben und ordentlicher Bewirthschaftung der Güter wäre aus den Bruchstücken des einstigen Vermögens noch ein Erkleckliches zu erzielen gewesen, und ein braver Bürgersmann hätte sich für reich geschätzt; aber mit solchen Vorstellungen durfte man dem Herrn v. Greifenau nicht kommen.

„Stürzt eine Wand nach der andern!“ wiederholte der Graf. „Doch das wissen nur wir, wir allein. Niemand kennt unseren Ruin. Gebe ich hier ein Gastmahl, so beginnt es schon am Vormittag, und um sechs Uhr Abends werden noch zehn Gänge Dessert aufgetragen. An feierlichen Tagen brennen dreihundert Wachslichter in den Gemächern, im Stiegenhause und im Vorsaal. Das Silbergeschirr ist vollzählig im Schranke. Machen wir Besuche, so blitzen Rubinen und Diamanten an unseren Fingern und an den Knäufen unserer Degen. Wenn auch unter stillen Opfern und Entbehrungen, halten wir unseren Rang aufrecht, wie zu den schönsten Zeiten unseres Hauses. Und wozu? Zur Ehre unserer Familie und unseres Namens. Hast Du denn keine Ehre im Leibe? Bist Du nicht ein Greifenau? Nein, mein Lieber! Du kannst wählen unter den Erbinnen des Landes, da ist keine zu edel und keine zu reich für

Dich, und Du haſt nicht die Schmach einer Abweiſung zu befürchten."

Der Graf ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Du warſt ſieben Jahre alt," begann er auf's Neue, „als der v. Eberſtein ſammt ſeiner Frau vom böſen Uebel dahingerafft wurde. Sein Schweſtermann, der Vogt v. Heiſter, mein Freund, nahm das Kind des Verſtorbenen zu ſich, erzog es, verwaltete das Vermögen, das ſich auf dreihundert-tauſend Gulden beläuft, der angehäuften Zinſen nicht zu gedenken. Damals ſchon hatte ich ſie für Dich beſtimmt, mich auch mit dem Vogte darüber verſtändigt. Er fand die Sache billig und gerecht, höhere Fügung vorbehalten; und auch das Fräulein v. Eberſtein, die er der Form wegen ſeither darüber befragt, hat nichts einzuwenden. In drei Wochen feiert ſie ihren ſiebzehnten Geburtstag, und gleichzeitig ihre Verlobung mit Dir. Verſtanden?"

Der Sohn blieb ſtumm. Der Vater ſetzte ſich endlich und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, er hatte ſich ganz warm geredet. In ruhigerem Tone, beinahe zärtlich fuhrt er fort: „Seh' mir einmal Einer das Unglück! Du biſt wahrhaftig zu beklagen! Kriegſt ein herrliches Mädchen zur Frau, ein wahres Prachtſtück, nach dem Hunderte die Finger ſchlecken würden! Kannſt alsdann leben wie Gott in Frankreich! Denke einmal, wie Du da drüben in Oeſterreich den großen Herrn ſpielen wirſt, wenn die Hypotheken unſerer Güter getilgt ſind. Da gibt man ſich unter Nachbarn Feſte, die acht Tage lang dauern und mehr; da ſind Jagden, bei welchen man zu Zwanzig, Dreißig zu Pferde ſteigt. Unſer Ahnenſchloß erſteht neu aus ſeinen Trümmern; dort biſt Du vollends ein Fürſt im Kleinen, haſt nach Niemand zu fragen, da kriecht weit und breit Alles vor Dir zu Kreuz. Du biſt der geſtrenge, der gewaltige gnädige Herr!"

So lockend dieſes Gemälde war, ſo verfehlte es doch auf den jungen Grafen vollſtändig die beabſichtigte Wirkung. Er hatte für das äußere Auftreten wenig Sinn; es war ihm eher zuwider.

„Nun, wird's?“ rief der Graf endlich ungeduldig und auf's Neue ſich erregend.

„Herr Vater, es iſt unmöglich.“

„Gut! Auch gut! So gehſt Du unter die Soldaten!“

„Nun, ſo gehe ich unter die Soldaten!“ verſetzte Adalbert mit dem ihm eigenen Phlegma, erhob ſich, machte die gebührende Verbeugung wie jeden Abend, und begab ſich auf ſein Zimmer.

Noch über eine Stunde blieb der Graf allein, wetternd, fluchend.

Er konnte auch die Nacht über kein Auge ſchließen. Zornig, wie er ſich niedergelegt, erhob er ſich am Morgen und ging ſtracks zum Oberſten, um mit ihm das Nähere zu beſprechen.

„Du hatteſt Recht,“ ſagte er mit erzwungener Ruhe, und ohne auf weitere Erklärungen einzutreten. „Der Junge muß ſich erſt die Hörner etwas ablaufen. Ich nehme alſo Dein Anerbieten an; er ſoll Lieutenant bei Dir werden. Ich zweifle nicht, daß Du mit ihm zufrieden ſein wirſt. Gut halten wird er ſich ſchon, ſonſt wäre er kein Greifenau. Er wird Dich gleich begleiten, wenn es Dir recht iſt.“

„Natürlich freue ich mich unbändig darüber, alter Freund! Hab' nur keine Sorge um Deinen Jungen, ich hoffe, ihn Dir in beſtem Zuſtande zurückzuführen. Ich werde ihn im Auge behalten, und zeigt ſich Gelegenheit zum Avancement, ſoll er nicht übergangen werden.“

— — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen machte Graf Adalbert, trotz der ungewohnten Stunde, bei den Damen v. Ehrenfels ſeinen Abſchiedsbeſuch.

„Edles, tugendſames Fräulein," alſo begann er ſeine lang einſtudirte Rede, „auf den Wunſch meines Vaters gehe ich als Lieutenant unter dem Kommando des Oberſten v. Breymann nach Amerika, um auch meinerſeits mich in Waffen zu zeigen, wie die Greifenau von je gethan. Mein Vater wünſchte dies um ſo mehr, als ich ihm von meiner Affektion für Sie, gnädiges Fräulein, Mittheilung gemacht habe, und er mich für eine Verheirathung noch zu jung hält." — Daß der Graf andere Pläne habe, verſchwieg er weislich. — „Wie Sie wohl ſchon lange in meinen Augen geleſen, gedenke ich Niemand anders zum Altar zu führen, als Sie; und wenn ich Ihnen auch dereinſt nur eine beſcheidene Exiſtenz bieten kann, — denn wir haben Viel verloren, worüber ich Sie bitte, das Geheimniß zu bewahren —"

Die Tante blickte hoch auf; die Nichte flüſterte: „Um ſo beſſer!"

„Nur eine beſcheidene Exiſtenz bieten kann," wiederholte Adalbert, „ſo hoffe ich doch, den vermißten Prunk durch aufrichtige Zärtlichkeit reichlich zu erſetzen. Wenn Sie mir alſo geneigt ſind, wie ich glaube, ſo bitte ich Sie, mir Ihre Perſon zu reſerviren. Der Feldzug iſt nur kurz und hoffentlich wird ſich —"

Er wollte ſagen: „Der Sinn meines Vaters ändern," doch unterdrückte er dieſe peinliche Erklärung, die zu allerlei Auseinanderſetzungen geführt hätte und ſchloß: „meine Abweſenheit nicht über ein Jahr hinausziehen."

Fräulein v. Ehrenfels erhob ſich ernſt und feierlich: „Sie haben mein Wort und meine Hand, obwohl die Ehre für unſer armes Haus beinahe zu groß iſt. Machen Sie Ihrem Namen, machen Sie uns Beiden Ehre. Kommen Sie zurück, ſo finden Sie mich bereit, wie Sie mich verlaſſen. Sollte es das Unglück fügen, daß Sie bleſſirt oder gar verſtümmelt würden, ſo werde ich Sie pflegen und

nicht minder lieben; und ſollten Sie gar fallen, ſo ſichere ich Ihnen auch über das Grab meine unwandelbare Treue zu."

„Ach, die Jugend iſt doch ſchön!" ſtammelte unter Thränen die Tante. Dann wiſchte ſie ſich raſch die Augen. „Aber ſo traurig war man nicht zu meiner Zeit! Schnell! Ein Gläschen Hippokras und ein Stück ſüßen Kuchen! Das gibt beſſeren Muth und verſcheucht die Grillen! Ei, wer wird denn gleich ſo Böſes denken! Pfui doch!"

Erleichtert und mit dem Bewußtſein wohlerfüllter Pflicht machte ſich's Graf Adalbert bald bequem, ſprach dem Hippokras recht wacker zu und wiederholte zur allgemeinen Aufheiterung eine Menge von Schnaken und Schnurren, die ihm der Oberſt aufgetiſcht hatte, und welche die amerikaniſchen Rebellen als recht poſſirliche und ungefährliche Hampelmänner darſtellten.

Für den Moment war ſeine Liebe zu Fräulein v. Ehrenfels ganz aufrichtig. Noch aufrichtiger aber war ſein Abſcheu vor der zugedachten Braut, der zungenfertigen, herriſchen Erbtochter der Eberſtein, und vor ihr wäre er bis an's Ende der Welt geflohen. Der Feldzug mit ſeinen Gefahren machte ihm an und für ſich kein Herzklopfen, wie zur Vervollſtändigung ſeines Charakters noch ausdrücklich hervorgehoben ſei. Bei aller Schüchternheit und zimperlichem Weſen fehlte es ihm nicht an perſönlichem Muthe. Auch war er unter Erzählungen kriegeriſcher Thaten aufgewachſen, fand daran nichts Beſonderes, fand das Alles gewiſſermaßen ſelbſtverſtändlich. Heimlich unangenehm war ihm nur das Verzichten auf ſo manche ſüße Angewohnheit, mit Inbegriff des Nachmittagsſchläfchens, dem ſich der junge Mann bereits mit Vergnügen hingab.

Den Reſt des Tages über leiſtete er mit ſeinem Vater dem Oberſten Geſellſchaft, ſchlief dann ganz getröſtet den Schlaf des Gerechten und war zur angeſetzten Frühſtunde zur Abreiſe bereit.

Die Pferde des Oberſten v. Breymann, ſowie ein Poſtgaul für Adalbert ſtanden vor der Thüre, während Vater und Sohn kurzen und kühlen Abſchied nahmen.

„Noch iſt es Zeit zur Ueberlegung," bemerkte der Erſtere. „Es ſteht bei Dir, zu bleiben oder zu gehen."

Der Sohn ſchüttelte den Kopf.

„Gut, wie Du willſt. Im Mantelſack wirſt Du ſiebenhundert Thaler finden für Deine Reiſe und für Unvorhergeſehenes. Für die kurze Kampagne wird das langen. Hier haſt Du noch ein Empfehlungsſchreiben an euern General, den Herrn v. Riedeſel, einen meiner alten Waffengefährten, obwohl die Protektion des Herrn v. Breymann genügt und er Dir näher ſteht."

„Haben Sie ſonſt noch etwas zu befehlen?"

„Schreibe mir, ſo oft es Dir möglich iſt und Du etwas zu ſagen haſt. Komme mir nicht mit Deinen Phantaſtereien! Kein Wort, das mich ärgert, verſtanden?"

Damit gingen ſie die Treppe hinunter. Im Erdgeſchoß war ein Imbiß aufgetragen, dem ſie alle Ehre anthaten. Der Graf und der Oberſt unterhielten ſich noch in kurzen Sätzen von Dieſem und Jenem, dann gaben ſie ſich die Hände, Sohn und Vater küßten ſich auf die Wangen, die Reiſenden ſchwangen ſich in die Sättel und ritten davon, gefolgt von den zwei Ordonnanzen des Oberſten.*)

Der Graf ſah ihnen lange nach.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter begab er ſich zu dem Vogt v. Heiſter. Er habe ſich überreden laſſen, ſagte er zu dieſem, und die ausnahmsweiſe Gelegenheit benutzt, ſeinen Sohn dem Oberſten v. Breymann anzuvertrauen, damit er ſich in der Welt verſuche und der Hand der Mündel recht würdig werde.

---

*) Siehe das Titelbild.

Der Vogt fand das ganz in der Ordnung. „Sie sind ja Beide noch so jung!“ meinte er zustimmend.

„Hm!“ machte Fräulein v. Eberstein, nicht ganz überzeugt. Dann setzte sie hinzu: „Ich möchte ihn wohl kommandiren sehen. Das muß ja recht komisch sein!“

3.

„Seiner Hochgeboren, dem Herrn Grafen v. Greifenau
in Nonneberg.

Rhode-Island, 24. Januarij 1777.

Gestrenger Herr Vater!

Wie ich Ihnen in meinem Letzten vom 5. Aprilj angekündigt, lichteten wir am 7. in Portsmouth die Anker. Es waren 10 Transportschiffe mit 1260 Mann unserer Deutschen, unter der Bedeckung des Kriegsschiffes ‚Sommersett‘ von 74 Kanonen.

Den 17. Maj, Nachmittags um 2 Uhr, starb einer unserer Rekruten und wurde sogleich auf die gewöhnliche Art, daß man ihm nämlich einen Sack voll Sand auf die Füße band, über Bord geworfen.

Den 18. fiel von einem Anspacher Schiffe ein Matrose in's Wasser und ertrank. An eben dem Tage sprang auch ein Offiziersbursche, der seinem Herrn ein Hemd gestohlen, aus Furcht vor der Strafe über Bord. Er wurde zwar herausgezogen, aber todt war er.

Ach! Wie übel ist die Schiffskost! Alte Matzen oder Zwieback, altes stinkendes Wasser, salpeternes Schweinefleisch, muffige Erbsen, etwas wenige, riechende Butter!

Am 26. kam eines unserer Jägerweiber in's Kindbett.

Am 3. Juni, Nachmittags um 4 Uhr, liefen wir in den Hafen von New-York ein.

Es ist hier schlecht zu leben. Da heißt es nicht wie bei uns im Kriege: ‚Bauer, gib, oder Du kriegst Schläge.‘ Alles muß bezahlt werden und ist übernatürlich theuer.

Digitized by Google

So die Flasche schlechten Weins 2 Thaler, das Pfund Schnupftabak 2 Thaler 8 Groschen, das Paar Stiefeln 20 Gulden.

Sonst ist New-York eine der pläsantesten Seestädte. Ewig schade, daß dieses Land von solchen Rebellen bewohnt wird, die vor Wollust und Ueppigkeit nicht gewußt, was anfangen, und daher nur ihrem Hochmuthe ihren Fall zu danken haben. Der schlechteste Mensch hier lebt besser als ein Reicher bei uns; denn obwohl die Meisten von verlaufenem Lumpengesindel abstammen, so treiben sie doch einen solchen Staat, wie wohl nirgends in der Welt getrieben wird. Zum Beispiel gehen die Weibsbilder, es seien Schusters- oder Schneidersfrauen, in nesselnen oder seidenen Schlendern; auch hält sich jeder Mensch einige Negers oder Sklaven zur Bedienung, wobei denn nichts ärgerlicher ist, als daß diesem Volke, welches im Grunde doch lauter Rebellen sind, nicht nur auf den expressesten Befehl des Königs muß auf's Artigste begegnet werden, sondern ihnen auch nicht ein Salzkorn umsonst abgefordert werden darf.

Womit ich verbleibe

Ihr gehorsamer Sohn

Adalbert v. Greifenau."

An denselben:

„29. Julj 1777. Castletown, New-Hampshire.

Hier stehen wir am St. Georgs-See und werden demnächst uns die Magazine der Rebellen in Bennington ansehen, was an der Zeit wäre, da wir an vielem Mangel leiden. Da ist nichts als Schweinefleisch Mittags, Schweinefleisch Abends! Während die Rebellen bei Krebsschwänzen sitzen und grünen Erbsen!

Im freien Felde wollen die Rebellen wenig sagen, aber im Holze sind sie gefährlich. Da liegen sie hinter den Bäumen und traversiren von Baum zu Baum. In An-

sehung des Treffens sind sie den Solinger Bauern gleich, und die Büchsenschützen sind arg genug. Sie tragen ein kurzes weißes Hemd über ihrer Kleidung, die Aermel sind mit weißen Linnenfransen besetzt. Ueberhaupt sucht der Rebelle seine Zuflucht im Schießgewehr, und dieses ist sehr lang. Sie laden drei Pilasters oder kleine Kugeln und drei etwas größere hinein; schlimm genug für den, den sie treffen. Fast die meisten Blessirten sind mit einem Schuß drei- bis viermal verwundet. Allein zu unserem Trost trägt ein solcher Schuß nur etwa 80 Schritte, und sie würden schlecht bestehen, wenn unsere Soldaten nur auch so sicher zu treffen wüßten wie sie. Nur unsere Jäger haben sich aber mit ihren Büchsen bei ihnen in Respekt gesetzt.

Unsere Armee besteht aus 12 englischen Regimentern, ferner an Deutschen: 1 Dragonerregiment, 1 Grenadierbataillon, 4 Regimenter Braunschweiger. Auch sind bei uns 800 bis 1000 Indianer. Diese führt der Kapitän Carlton an, ein vornehmer Engländer. Er kleidet sich wie sie, hat das Gesicht bemalt und trägt einen Ring in der Nase. Diese Wilden sind Heiden, groß, kriegerisch und unternehmend, aber auch bös wie der Satan. Man hält sie für Menschenfresser; ich glaube es noch nicht, ohnerachtet ich weiß, daß sie in der Wuth ihre Feinde mit den Zähnen zu zerreißen im Stande sind. Daß sie aber Schmäuse von Menschenfleisch halten sollen, ist wohl nicht wahr; Ochsenfleisch schmeckt ihnen gewißlich besser.

Womit ich verbleibe, u. s. w."

* * *

„An das Freifräulein v. Ehrenfels, Hochgeboren,
in Ronneberg.

Fort Edward, 10. August 1777.

Edles, tugendsames Fräulein!

Morgen werden wir zum ersten Male — wenigstens was meine Person anbetrifft — mit dem Feinde hand-

gemein. Diese Rebellen, über welche sie in Deutschland falsche Ansichten haben, sind leider ganze Kerls und wehren sich desperat.

Bei dieser ernsten Voraussicht, und obwohl ich guten Muthes bin, erlaube ich mir, edles Fräulein, Ihnen die Versicherung der Gefühle zu wiederholen, von denen mein Herz für Sie voll ist.

Glauben Sie an meine feste Treue. Lassen Sie sich auch keine Angst einjagen, wenn Sie nicht sobald Weiteres von mir hören, da die Briefe auf Gelegenheiten warten müssen, oft liegen bleiben oder gar verloren gehen.

Damit küsse ich Ihnen die Hand und verbleibe

Ihr unterthäniger und passionirter

Adalbert v. Greifenau.

P.S. Gestern aß ich bei unserem Brigadier Fraser eine grüne Suppe; wovon sie war, wußte ich nicht, sonst würde ich sie vielleicht nicht gegessen haben. Es war eine Schildkrötensuppe, und nun weiß ich, daß sie besser schmeckt, als die beste Bouillon. — Ich habe mir das Rezept aufgeschrieben."

Die Tage vergingen und wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten, ohne daß irgend eine weitere Nachricht von dem fernen Kriegsschauplatze einlief. Endlich, erst gerüchtweise, dann über England kommend in klarerer Form, erfuhr man im Allgemeinen, daß nicht Alles stehe wie es solle. Die deutschen Fürsten in Englands Sold hatten wohl schon amtliche Berichte, hielten sie aber geheim. Man sah nur, daß sie eifrig neue Aushebungen betrieben. Erst aus kaufmännischen Kreisen kam wie ein Blitzschlag die positive Wahrheit an den Tag.

Sie lautete schrecklich genug.

In den Tagen vom 9. bis zum 17. August nahmen die Engländer Stellung bei Saratoga. Ein Theil ihrer

Armee, bestehend aus Deutschen, dem Regimente v. Baum und bedeutenden Detachements der Regimenter v. Rhetz, v. Specht und v. Breymann, nebst indianischen Hilfstruppen, ging nach Bennington vor, um sich der Magazine der Rebellen zu bemächtigen. Bei Sain-Cuik-Will trafen sie auf den Feind. Die Wilden verschwanden plötzlich, vielleicht war Verrath im Spiele. Die Deutschen hielten tapfer Stand. Die gegenseitige Erbitterung war fürchterlich. Bis auf acht Schritte drangen die Rebellen an die mit Kartätschen feuernden Kanonen vor. Endlich ging den Deutschen die Munition aus. Was fliehen konnte, floh. Von der Infanterie blieben über 200 Mann todt auf dem Platze; die meisten anderen, größtentheils blessirt, mußten sich ergeben. Die Grenadierregimenter v. Rhetz und v. Specht verloren alle Offiziere. Die Dragoner waren vernichtet.

Und am 17. Oktober, nach einer Reihe schwerer Gefechte, bei welchen unter Anderen auch der Oberst v. Breymann den Tod fand, hatte sich die ganze Armee des General Bourgoyne den Amerikanern unter General Gates ergeben müssen. Die Zeitungen brachten darüber blutige Berichte und es erschien auch eine Todtenliste, welche viele der edelsten Familien in Trauer setzte. Der Lieutenant v. Greifenau war unter den Gefallenen nicht genannt.

Fräulein v. Ehrenfels nahm diese Hiobsbotschaften mit stiller Ergebung auf, und äußerlich war ihr nicht anzumerken, wie nahe sie ihr gingen. Nur wartete sie noch mehr wie früher ihrer Häuslichkeit in allen Einzelheiten, rieb noch eifriger die Möbel, stäubte und klopfte die Teppiche mit Nachdruck, als suche sie in körperlicher Ermüdung einen Ablenker für den seelischen Schmerz. Zur Abwechslung widmete sie ganze Nachmittage einer kleinen Sammlung sächsischer Porzellanfigürchen. Da waren als Hauptpersonen ein Schäfer und seine Schäferin, dann Genossen beiderlei Geschlechtes, und dazu die blökenden Schafe, im

Ganzen etwa zwanzig niedliche Dingerchen. Die gruppirte sie mit vielem Sinne, dachte dabei wunderschöne Sachen und zärtliche Phrasen, wie sie nie über ihre Lippen gekommen wären. Die Schäferin, das war sie; und wen ihr der elegante, gepuderte Schäfer vorstellte, brauchen wir nicht erst zu sagen. — Hatte sie genug gespielt, so setzte sie sich hin und las zum hundertsten Male den Brief, den einzigen Brief, den sie von Adalbert erhalten, und zwischen dessen ziemlich trockenen Zeilen sie all' das Zarte zu errathen glaubte, das er möglicherweise beim Schreiben gedacht haben konnte. So baute sie sich schließlich einen erkünstelten, porzellanenen Adalbert, wie er nie existirte.

Doch hatten diese Träume nur ihre bestimmte Zeit; und sie erwachte aus denselben ohne Uebergang mit dem praktischen, gesunden Menschenverstande, der ihr eigen war. Und den konnte sie wohl brauchen, denn an Kummer war kein Mangel. Der Prozeßvetter ließ keine Ruhe; es regnete förmlich Deklinatorien, Reservatorien, Konventionen, Diffusionen, Konklusionen, Citationen und wie die juristischen Spitzwörter alle heißen. Selbst die gute Tante kam aus dem Häuschen.

Nur der Graf v. Greifenau rieb sich die Hände.

„Ei was!" entgegnete er denen, die sich sorglich um das Schicksal seines Sohnes erkundigten, „todt ist er nicht und auch nicht schwer verwundet, sonst hätte man seiner erwähnt. Also höchstens gefangen; da kann er Buße thun in Sack und Asche für dumme Flausen, die er sich in den Kopf gesetzt. Da erkennt er den Ernst des Lebens."

Er hetzte sogar den Prozeßvetter nach besten Kräften, was durchaus nicht nöthig war; und daneben verfehlte er nicht, den Vogt v. Heister „warm zu halten" und zugleich die reiche Erbin an Eingehung irgend einer anderen Verbindung zu verhindern. „Und sie muß doch in mein Haus kommen!" dachte er des Abends selbstzufrieden, nachdem

er mit vieler Feinheit allfällige Freier verdächtigt oder lächerlich gemacht hatte, wozu ja in kleinen Städten der Klatsch aller Basen immer eine gewisse Handhabe bietet. —

Es war eine trügerische Sicherheit, in der er sich einwiegte; er ahnte nicht, daß es im Hause des Vogtes bereits zu stürmischen Auftritten kam.

„Er ist mir ganz recht, der junge Greifenau; aber eine andere Mutter hat auch ein lieb' Kind. Ich habe nicht Lust, seinetwegen meine Jugend zu versitzen!" also hatte Fräulein v. Eberstein schon zu verschiedenen Malen erklärt. Im Grunde sehnte sie sich nach Selbstständigkeit, nach der Rolle der reichen Hausfrau, welche ihr Vermögen ihr gestattete. Sie war der Vormundschaft übersatt. In ihrem kleinen Köpfchen wohnten ein harter Sinn und eine gute Dosis von Selbstsucht. „Verschachern lasse ich mich nicht!" bemerkte sie einmal trocken, und der Vogt wäre beinahe ohnmächtig geworden, als sie hinzusetzte: „Ob es vielleicht mit seiner Rechnungsablage hapert?" — Dem alten Grafen wagte er nichts davon zu sagen, doch drang er in ihn, er möge doch Gewisses über das Verbleiben Adalbert's zu erfahren suchen und allen Einfluß in Bewegung setzen, um die Auswechslung zu beschleunigen, falls er sich in Gefangenschaft befinden solle.

Damit hatte es freilich seinen Haken.

Die trefflichen deutschen „Landesväter", denen man die Todten vergütete, nicht aber die Gefangenen, überließen diese ruhig ihrem Schicksal. England zählte immer noch auf seinen endlichen Sieg und wollte von Unterhandlungen mit den Rebellen, die es ja in diesem Falle als kriegführende Macht anerkannt hätte, nichts wissen. Das erbitterte die Amerikaner ihrerseits, und sie ließen es die Gefangenen entgelten, nicht gerade durch Mißhandlung, aber doch durch Mißachtung der wesentlichsten Klauseln der Kapitulation.

Auf's Neue verfloſſen Wochen, wurden zu Monaten, die Monate zu Jahre. —

„Hundert Wochen, lange Zeit,
Lange keine Ewigkeit,"

ſang Fräulein v. Eberſtein ſpöttiſch dem Vogte vor, und zugleich erzwang ſie die freie Zulaſſung der edeln Schmetterlinge, welche die ſchöne und reiche Blume ſchon längſt umflatterten.

Und wieder verfloß ein Jahr.

Im Monate Oktober des Jahres 1779 führte ein franzöſiſches Schiff einige jener Offiziere in ihre Heimath zurück, welche mit dem Marquis v. Lafayette der amerikaniſchen Sache zu Hilfe geeilt waren. Einer von ihnen übermachte an die Adreſſe des Grafen v. Greifenau ein dickes Packet von Briefen Adalbert's, einige ſchon ganz vergilbt, der letzte vom Juni des laufenden Jahres datirt und in Virginien geſchrieben.

Da hieß es unter Anderem:

November 1777.

„Und ſo paſſirten wir nach der Uebergabe von Saratoga als Gefangene durch das feindliche Lager, in welchem alle Regimenter unter dem Gewehr ſtanden. Nicht eines davon war ordentlich montirt, ſondern ein Jeder hatte das Kleid an, in welchem er in's Feld, in die Kirche oder in den Krug geht. Sie ſtanden aber wie Soldaten, wohl gerichtet, und waren ſo ſchöne, große und nervigte Kerls, daß es eine Freude war, ſie anzuſehen. Da waren Männer mit ſchlohweißen Haaren, und viele rothe und kupferige Geſichter. Die Herren ſind zum Theil zwiſchen ihrem 50. und 60. Jahr, aber man ſieht ihnen den Ernſt, weswegen ſie ihre Donnerbüchſe tragen, an der Naſe an, und daß ſie einen Jeden mit kaltem Blute auf's Korn nehmen. Noch muß ich zu ihrem Ruhme nachtragen, daß auch nicht

ein Mann, da wir vorbeimarſchirten, eine Miene der Verſpottung oder ſchadenfroher Freude gemacht hätte."

Winterhill bei Boſton, 15. Dezember 1777.

„Nun liege ich mit meinem Brigadier 215 engliſche Meilen weiter in einer der elenden Baracken. Ohne Grundlager, aus bloßen Brettern aufgeführt, dringen von allen Seiten Luft, Regen und Schnee ein. Sie haben keine Fenſter, ſondern nur Luken. Wir wiſſen uns vor der Kälte kaum zu bergen. Das Holz wird ſehr ſparſam ausgetheilt."

1. Januarij 1778.

„Wirklich ein recht vergnügtes Neujahr!"

13. November 1778.

„Wir kommen nach Albemarle in Virginien, 120 deutſche Meilen von hier, zu liegen. Unſere Bagage, die wir ſeit Fort Edward nicht mehr geſehen, ſollen wir dort wieder finden. Wir müſſen alſo den beſchwerlichen Marſch in unſeren Lumpen thun. Mein Geld iſt zu Ende; es hat mir der Herr v. Riedeſel mit etwas ausgeholfen, aber wie ſoll das flecken? Ich kaufte mir gedrungenerweiſe einen Hut, koſtete 25 Thaler oder 125 Shilling, und das Papier, auf welchem ich ſchreibe (7 Bogen), koſtet 18 Shilling Papiergeld."

Staunton in Virginien, Junij 1779.

„Endlich ſollen wir ausgewechſelt werden. Unſer General v. Riedeſel hat Erlaubniß erhalten, nach England zu gehen und dieſen Punkt zu betreiben. Es iſt höchſte Zeit. Es iſt Alles verzweifelt theuer, und ſind Alle ohne Mittel. Man hat den Gemeinen erlaubt, in die Städte und auf das Land zu gehen und für Eſſen und Trinken daſelbſt zu arbeiten. Die Profeſſioniſten kommen gut weg und verdienen ſich noch bares Geld dazu; die Uebrigen aber müſſen dreſchen, holzhauen und andere Knechtdienſte thun. Selbſt mancher Standartenjunker bedient die Bauern.

Die Leute in der Stadt sind sehr reich, aber ihre Küche ist roh und ohne Kunst. Da ist es mir passirt, da ich einmal bei einem Kaufmann eingeladen war, daß ich selber vor dem Herd stand und ein Gericht zubereitete, wie man es in Ronneberg macht. Es fand großen Beifall, und der Herr Krämer schickte mir aus Erkenntniß am folgenden Morgen eine Börse mit einigen Geldstücken. Seither werde ich da und dort gebeten, Gast und Koch zugleich, und ziehe ich aus diesem einigen Unterhalt, wessen ich mich niemals versehen hätte!

Es kommen viele Frauensleute aus Neugierde in's Lager, sind schlank und gerade gewachsen, und ohne stark zu sein, sind sie fleischig. Sie haben schöne kleine Füße, eine sehr weiße Haut und gesunde Farbe im Gesicht. Sie kleiden sich recht zierlich in Seide; wir glaubten anfänglich, es seien Mädchen von Stande oder wenigstens aus der zweiten Rangklasse; aber siehe da: es waren Töchter von einfachen Bauern."

August 1779.

„Die Sache ist richtig, wir sind frei und haben Ordre, uns zur Rückkehr vorzubereiten. Schicken Sie mir gefälligst Wechsel auf ein hiesiges Haus, in Gold bezahlbar, denn für eine blanke Guinée, die eigentlich nur 20 Shilling Papiergeld machen sollte, erhalten wir 90 Shilling.

Ja, ja, es ist doch eine schöne Sache um's Gold!"

„Es ist doch eine schöne Sache um's Gold!" rief der Graf triumphirend aus, nachdem er die Episteln durchgelesen. „Da steht es! Der Junge sagt es selbst! Er kriecht zu Kreuz! Gewonnen! Es ist gewonnen! Wünsche wohl gespeist zu haben, Fräulein v. Ehrenfels! Ha! Ha! Ha!"

Die Sache mit der Kochkunst behagte ihm weniger, und er beschloß, diesen Theil der Thaten Adalbert's schön für sich zu behalten.

„Uebrigens ist keine Minute mehr zu versäumen," murmelte er, während er sich in Staat warf. „Fräulein v. Eberstein macht mir ein böses Gesicht; der Vogt weicht mir beinahe aus, und in seinem Hause geht es bald zu wie in

einem Taubenschlag. Nun, wir werden mit diesen Nachtfaltern hübsch aufräumen!"

Damit setzte er den Hut keck auf's Haupt, steckte den Degen in's Gehenk und eilte zu Herrn v. Heister. Er fand große Gesellschaft.

„Er kommt! Er kommt!" rief er schon unter der Thüre. „Er kommt, der Herzenskäfer!" also wandte er sich zu Fräulein v. Eberstein.

Diese machte einen spöttischen Knix und sagte: „Ei, das freut mich sehr, und es freut gewiß auch meinen

Bräutigam, den Herrn v. Fels, den ich Ihnen vorzustellen hiermit die Ehre habe."

Brief des Notars Haberſack in Ronneberg an den Grafen Adalbert v. Greifenau in Staunton, Virginien:

„Ronneberg, 28. Oktober 1779.

Hochgeborner Herr Graf!

Vorerſt liegt mir die traurige Pflicht ob, Euer Hochgeboren das Ableben von Dero ſeligem Vater, dem gnädigen Herrn Grafen v. Greifenau, mittheilen zu müſſen. In der Nacht vom 20./21. ej. traf ihn ein Schlagfluß, an welchem er ohne weiteres Leiden verſchied.

Als vom Gerichte beſtellter Verwalter der Hinterlaſſenſchaft, und in Beantwortung Ihres Letzten vom Auguſt h. a. habe ich die Ehre, Euer Hochgeboren die gewünſchten Wechſel zu überſenden.

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die Vermögensumſtände des ſeligen Herrn nicht ſo erfreulich ſind, wie Sie zu glauben berechtigt wären. Doch läßt ſich bei ſorgſamer Liquidation und ſtrenger Eintreibung von Forderungen, wozu der ſelige Herr aus Standesrückſichten ſich nie entſchließen wollte, ein beſſeres Reſultat erzielen, als zur Stunde vorliegt.

Ihrer baldigen Ankunft entgegenſehend, zeichne ich als Euer Hochgeboren bereitwilligſter und unterthänigſter Diener

A. Haberſack, Dr. J. U.
Rechtskonſulent und beeidigter Notarius."

4.

Es war eine ſtürmiſche, eiſige Februarnacht des Jahres 1780, als Graf Adalbert in dem alten Familienhauſe eintraf. Im Speiſeſaale loderte ein großes Feuer; ein reichgedeckter Tiſch erwartete die Gäſte. Der Notar nämlich

war dem Grafen entgegengefahren, und leiſtete ihm für den erſten Abend Geſellſchaft.

Suppe und Fiſch waren abgetragen, und der erſte Hunger geſtillt. In Erwartung der weiteren Gerichte, deren Wohlduft das ganze Haus füllte, lehnte ſich Meiſter Haberſack behaglich im Lehnſtuhle zurück.

„Nun, die böſe Zeit hat Ihnen ja recht wohl angeſchlagen!“ meinte er lachend.

In der That, der junge Herr war breit und dick geworden, und das Geſicht ſtrahlte förmlich von einer Röthe, die ihren Urſprung nicht nur dem reichen Blute, ſondern auch zum guten Theile den ſtarken gebrannten Waſſern verdankte, die in Amerika damals ſchon viel getrunken wurden, und an welche ſich Graf Adalbert raſch gewöhnt hatte.

„Auch haben Sie trotz Allem von Glück zu ſagen, Herr Graf,“ fuhr Herr Haberſack fort. „Auch nicht ein Ritzchen in der Haut!“

„Und doch bin ich den Kugeln nicht aus dem Wege gegangen; aber ſie waren ſo vernünftig, mich zu reſpektiren,“ verſetzte der Angeredete. „Uebrigens können Sie mich auch Herr Hauptmann nennen; ich bin mit Kapitänscharakter entlaſſen, und natürlich auch mit entſprechender Penſion.“

„Gratulire, Herr Graf! Hätten Sie's nöthig, ſo hätten Sie's nicht bekommen!“ entgegnete der Notar, der die Welt kannte. „Hier bei uns hat ſich wenig verändert. Nur, daß ſich Fräulein v. Eberſtein verheirathet hat. Gut verheirathet, mit dem jungen v. Fels. Aber da heißt es auch: Geld allein macht nicht glücklich. Wenigſtens was den Mann betrifft. Wenn je Einer, ſo ſteht der unter'm Pantoffel! Es iſt ein wahrer Jammer, wie er ſich kujoniren läßt.“

„Dem wäre ich glücklich entgangen!“ dachte Adalbert

ſelbſtzufrieden. — „Und wie ſteht es denn mit den Damen — wie heißen ſie gleich — ach ja, v. Ehrenfels?“ fragte er nach einigem Zögern.

„Ach, die alten Schachteln! Immer noch in Prozeſſen. Die Nichte iſt ja noch nicht ſo alt, aber ſie hat ſich ſehr verändert, und nicht zu ihrem Vortheil. Die hat ſchon alle Manieren einer alten Jungfer. Geht bei Tag und bei Nacht von einem Zimmer in's andere, Trepp' auf und Trepp' ab, macht Jagd auf jedes Staubkörnchen, das ſich etwa eingeſchlichen und niedergelaſſen hat. Da iſt nichts als Wiſchen und Putzen, und Putzen und Wiſchen. Am liebſten würde ſie das ganze Haus mit den Inſaſſen und Allem, was da iſt, ſchön lackiren und in einen Glasſchrank ſtellen laſſen. Man nennt ſie auch nur ‚die Putzmamſell‘. Es ſoll um ſie faſt nicht mehr zum Aushalten ſein, das ſagt ſelbſt die Babette, die alte Magd, die nun doch ſchon ſeit zwanzig Jahren in der Familie iſt.“

Es erſchien ein Truthahn, und ihm folgten eine ſüße Platte, ſowie ein zahlreicher Nachtiſch, begleitet von feinen Weinen, mit welchen der Keller der Herren v. Greifenau ſtets wohl beſtellt war. Um Mitternacht erſt, einer für die kleine Stadt unerhörten Stunde, verabſchiedete ſich der Notar. Mit überladenem Magen, aber ruhigem Gewiſſen legte ſich auch der Graf zur Ruhe in das große Paradebett, welches ihm als nunmehrigem Stammhalter des Geſchlechtes zukam, und in deſſen weichen Kiſſen ſchon viele Generationen ſich von überſtandenen Strapazen erholt hatten. —

Im Laufe der folgenden Tage empfing er die Kondolenz- und Begrüßungsbeſuche der „guten Geſellſchaft“ von Ronneberg mit allem Ceremoniell, wie es bei ſolchen Umſtänden üblich war. In der nächſten Woche machte er ſeinerſeits ſeine Aufwartung, in ſchwarzer Kleidung und in ſchwarz ausgeſchlagener Sänfte.

So auch bei Herrn und Frau v. Fels. Die Letztere neckte ihn nach alter Weise, aber sie fand in ihm nicht mehr den schüchternen Jüngling wie früher. Wohl wußte er auch jetzt noch nicht im gleichen Tone zu antworten; doch, statt sich zu ärgern, lachte er über ihre kleinen Bosheiten, die an seiner materiellen Dickhaut abglitten; und richtete sie ihre Pfeile auf Andere, so machte ihm das besonderen Spaß. Trotz der Trauerzeit blieb er sogar zum Essen und half ihr nach besten Kräften, den Ehegemahl aufzuziehen, der eine recht traurige Rolle spielte. Seinerseits ergötzte er die Gesellschaft durch ziemlich gewürzte Anekdötchen aus dem Kriege und der Gefangenschaft. Gelegentlich kam man auch hier auf die Damen v. Ehrenfels zu sprechen — nicht eben in wohlwollender Weise. Die arme „Putzmamsell" war ja für billige Witze eine leichte Beute.

Tag um Tag schob er den Besuch auf, den er diesen Damen abzustatten hatte, und der sein erster hätte sein sollen. Vorerst überredete er sich selbst, es geschehe dieses aus ceremoniellen Rücksichten, weil er seine Visiten nach der Stellung abwickle, welche die Personen in der Gesellschaft einnähmen. Dann fühlte er sich etwas müde, und gewährte sich großmüthig zwei Tage Erholung. Schließlich fand er keine gute oder schlechte Ausflucht mehr; weiteres Hinziehen wurde lächerlich oder gehässig. So trank er sich denn Muth an mit einer langen Reihe starker Grogs und ließ sich, zum Voraus beschämt, vor das kleine Haus tragen.

Die Damen erwarteten ihn seit acht Tagen. Er fand sie in dem wohlbekannten Empfangszimmer. Da waren die gleichen Vorhänge aus Leinwand, die alten Stühle mit blauem, gelbbeblümten Stoffe überzogen; der große wollene Teppich, den die Nichte mit vieler Geduld aus farbigen Flecken zierlich zusammengesetzt hatte. Vor dem

Fenſter ſtand der Stickrahmen: auf dem Wandbrett ſpielten die Porzellanfigürchen gewiſſermaßen Komödie; ſorglich gepflegte Zimmerpflanzen grünten in hochbeinigen Vaſen.

War es Befangenheit oder waren es die Grogs — er hatte eine ſo gewandte Einleitung ausgeſonnen, die zugleich als Entſchuldigung gelten ſollte, und nun fiel ihm kein Wort davon mehr ein. Ziemlich verlegen küßte er die Hände, ließ ſich in einen Seſſel fallen und ſuchte ſeinen Verſtand zu ſammeln, während die Damen ihm ihr Beileid ausdrückten. Dann herrſchte eine peinliche Stille.

„Zürnen Sie mir nicht," begann er endlich, „wenn ich nicht mehr an Sie ſchrieb. Ich habe gar manchen Brief angefangen, und dann wieder liegen gelaſſen. Denken Sie — es klingt unglaublich, aber wahr iſt es — zwei Jahre lang konnten wir keine Briefe befördern. Das bezeugt Ihnen mein Vater, das heißt, er würde es bezeugen, wenn er noch lebte."

Fräulein v. Ehrenfels verneigte ſich. „Sie haben wohl viel gelitten? Es muß ja ein fürchterliches Leben ſein unter dieſen Wilden!"

„Nun, ſo wild ſind ſie nicht, die Rebellen, obwohl ſie in einem Chaos leben, wie Sie ſich's nicht denken können. Nicht einmal Rangklaſſen haben ſie; da iſt Alles gleich, Bürger oder Bauer; Adel gibt es gar nicht."

Und da dieſes Thema ihm geläufig war, und er lieber von Allem ſprach, als von was er eigentlich ſprechen ſollte, begann er auf's Neue, ſeine Anekdötchen und Geſchichtchen auszukramen.

Während er erzählte und erzählte, beobachtete ihn die Nichte mit wachſendem Erſtaunen. Sie konnte es nicht faſſen. Es wurde ihr ſchwer, in dem banalen, gedunſenen Menſchen, der vor ihr ſaß, den mädchenhaften Adalbert wieder zu erkennen. War es ein Traum, aus dem ſie

ſchließlich zu erwachen hoffte? War eine ſolche Umwandlung möglich?

„Denken Sie, wie merkwürdig!“ fuhr er fort. „Dieſe amerikaniſche Stadt“ — er ſprach von Boſton — „iſt voll deutſcher Hingewanderter. Sie haben ſogar ihre eigene Zeitung, aber in welcher Sprache, großer Gott! Und wie zuſammengewürfelt! Da wird Pökelfleiſch angeboten und friſche Blutwürſte; am Ende werden Zimmer vermiethet, und dazwiſchen kommt Literariſches. Da ſteht zum Beiſpiel ein ‚Sinngedicht in der Art von Logau‘, ſo meint der Verfaſſer, und er dichtet:

‚Es war einmal ein Menſch,
Der lehnt ſich an ein' Rennſch-
Litten, und fiel um,
Denn er war ſehr dumm!‘

Daran haben wir uns monatelang ergötzt: Iſt auch recht komiſch, nicht?“

Er lachte aus voller Kehle und ſpuckte aus.

Babette, die Dienerin, die eben mit Erfriſchungen eintrat, rückte auf einen Wink des Fräuleins einen Spucknapf in die Nähe des Gaſtes. Sie wußte nicht, die Arme, daß nach amerikaniſchem Begriffe der Spucknapf ein Ziel iſt, um welches man herumſpuckt.

Der Imbiß beſtand aus eingemachten Kirſchen, Backwerk, ſüßem Wein, Waſſer in kriſtallener Flaſche, kleinen und großen Gläſern. Der Graf ergriff den geöffneten Pokal. „Die Früchte ſind gut,“ ſagte er, „aber die Brühe noch beſſer. So macht man's in Amerika.“ Damit füllte er ſich ein Waſſerglas mit Alkohol und leerte es ſchmunzelnd.

Das gleiche Manöver hatte bei Frau v. Fels viel Heiterkeit erregt, hier aber fand er keinen Anklang, und die Tante ſchlug beinahe die Hände über dem Kopfe zuſammen.

Um ihn auf die Vergangenheit zu bringen und ihn an sein Gelöbniß zu mahnen, zeigte sie den Pergamentdeckel der Einmachbüchse.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Graf? Das ist noch ein Werk Ihrer Hand!"

„Ei ja! Ei ja! Schau! Schau! Bald vier Jahre, ganz recht! Mir scheint es eine ganze Ewigkeit! Ich war damals noch ein recht grüner Junge!"

Keine der Damen antwortete. Wieder „ging ein Engel durch das Gemach".

Der Graf suchte nach einem neuen Thema, da fiel sein Blick auf die porzellanenen Figürchen.

„Ei, die Sächelchen! Für die haben Sie recht Sorge getragen!" Damit erhob er sich und näherte sich denselben. „Schade, daß das Zeug so zerbrechlich ist!" Er nahm den Schäfer in die Hand und ließ ihn eine ganze Wendung machen. „Als wir uns in den Baracken langweilten, kneteten wir ganze Kompagnien von Thon und exerzierten damit. Rechts richt euch, halt!" — er wollte den Schäfer neben der Schäferin aufpflanzen, aber wer weiß, wie es geschah! Er entschlüpfte seinen Fingern, und plumps! da lag der Arme am Boden, in Stücken und zerbrochen.

„Nun ist die Idylle zu Ende!" stammelte Adalbert verblüfft.

„Wie alle Idyllen!" seufzte Fräulein v. Ehrenfels, während die Tante erschrocken die Stücke zusammenlas.

Die Situation wurde unerträglich. Der Graf brachte mühsam einige Entschuldigungen vor, sprach etwas von baldigem Wiedersehen, und war froh, als er zur Thür hinaus war.

„Ein schöner Liebhaber, wahrhaftig!" murrte die Tante. Die Nichte brach in Thränen aus und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie sich bis zum Abend einschloß.

Trauerte ſie um den Schäfer oder um den Grafen? Wir wiſſen es nicht.

— — — — — — — — — — — —

„Uff!“ machte Graf Adalbert, als er zu Hauſe nach eingenommener Mahlzeit, die irdene Pfeife anzündete und

ſich in Wolken hüllte. „Das wäre überſtanden! Ungeſchickt genug war ich, Gott helfe mir! Das ſteht feſt. Aber ich ſaß auch wie auf Dornen. — Ja, freilich iſt ſie zu Ende, die Idylle! Kaput der Schäfer — und zum Henker mit der Schäferin! Zwei Jahre Gefangenſchaft, das thut's auf lange Zeit, und ich danke für neue Sklaverei. Man darf ja nicht einmal ſpucken! — Ich bin wohl ein rechtes

Rindvieh, aber ich gefalle mir so; da beißt einmal kein Mäuschen mehr was ab. Ich kann's mir ja wohl sein lassen auch ohne Frau. Ei, so möge doch das Geschlecht der Greifenau mit mir erlöschen — möglichst spät, versteht sich — es hat lange genug gedauert!" —

Aber ganz ruhig ließ ihn sein Gewissen doch nicht. Er fühlte, daß er anders handeln sollte. Es quälte ihn besonders, daß man ihn habsüchtiger Gründe verdächtigen könne, annehmen könne, daß er sich an der Armuth der Braut stoße. Dieser Sorge wurde er, wenigstens theilweise, enthoben.

Die Appellationskammer, vor welcher die Damen v. Ehrenfels mit ihrem Vetter prozessirten, hatte diesen Fall mit ausnahmsweiser Schnelligkeit erledigt. Schon im fünften Jahre erließ sie ihren Spruch, der das Urtheil der ersten Instanz im Wesentlichen bestätigte. Die beiden Damen blieben also im Besitz ihrer bescheidenen Renten. Dem Vetter aber trat aus lauter Bosheit die Galle in's Blut über, was sein Ableben herbeiführte, und alle künftigen Chikanen im Keime erstickte.

Es war davon bei Frau v. Fels die Rede an einem Abend, da auch der Graf Adalbert sich eingefunden hatte.

„Wissen Sie's schon," fragte ein Herr v. Wöllwarth, während er die Karten mischte. „Die beiden Damen v. Ehrenfels wollen die Stadt verlassen. Sie vermiethen auch das Haus der Tante. Damit und mit den Renten, die ihnen der Vetter gegen seinen Willen doch noch hat lassen müssen, haben sie als alleinstehende Damen ein ganz hübsches Auskommen, und sie beziehen das kleine Gütchen, das sie drüben am Berge besitzen."

„Das ist gerade das Rechte für die Putzmamsell," lachte Frau v. Fels. „Da sieht es wohl greulich genug aus. Da kann sie lange schaben und reiben, bis sie das alte Wesen blank kriegt."

„Ein Jeder nimmt sein Glück, wo er es findet," bemerkte melancholisch ihr Gemahl. „So ein einfaches Stillleben ist auch nicht zu verachten!"

„Schade, daß Du nicht Wittwer bist," entgegnete Frau v. Fels schnippisch. „Ihr hättet recht gut zusammen gepaßt!"

Er seufzte und schwieg. Dem Grafen Adalbert fiel ein Centnergewicht vom Herzen. Das machte sich ja ganz von selbst. Mit den Damen kam ihm ein beständiger Vorwurf aus den Augen; und er überredete sich leicht, daß es wirklich für Alle ein Glück sei, daß es so gekommen. „Wir hätten uns doch nie verstanden!" meinte er im Stillen; „es ist besser, es geht ein Jedes seinen eigenen Weg." —

Während die Damen auf's Land zogen, richtete er sich endgiltig in der Stadt ein. Unter der gewandten Leitung des Notars Habersack nahmen auch seine Angelegenheiten eine über Erwarten günstige Wendung. Wie schon angedeutet, hatte der alte Graf in seinem Leben manchen Waffenbruder und Freund verpflichtet, und trotz seiner Sorgen Niemand gemahnt, da er ja der reiche Graf v. Greifenau war und bleiben wollte. Den Notar hinderten nicht die gleichen Vorurtheile, und er trieb auf alle Weise ein, was überhaupt einzutreiben war. — Um die gleiche Zeit versuchte ein unternehmender Kopf die Anlage von Wollwebereien und erstand als Fabrik das alte Stammschloß Derer v. Greifenau, so wie es war, um das Doppelte des Preises, den das wankende Gemäuer sonst erzielt hätte. Graf Adalbert zauderte keinen Augenblick, die Wiege des Geschlechts zu verkaufen. Nach und nach entledigte er sich auch der ferngelegenen Güter in Oesterreich. Aus Allem zusammen zog er ein Kapital, das ihm eine behagliche Existenz in der Stadt sicherte. Er richtete sich sein Leben ein, wie er dasselbe schätzte, und wandte sich mehr und mehr den Freuden einer leckeren Tafel zu.

Zwischen zwei Mahlzeiten erging auch er sich, wie dereinst sein Vater, auf den schattigen Wällen, links und rechts begrüßt und grüßend, eine stattliche Gestalt; auf der majestätischen Perrücke den befederten und betreßten Dreispitz, in seidener, silberbordirter Kleidung, Halsbinde, Jabot und Manschetten aus feinen Spitzen, an den Schuhen goldene Schnallen und hohe rothe Absätze.

Er wußte beinahe nicht recht, um was es sich handle, als einige Jahre später in einer Abendgesellschaft die Stiftsdame v. Gleißenberg einen Brief vorlas, den ihr ihre Freundin, Fräulein v. Ehrenfels, geschrieben hatte.

„Wie wir leben? Recht glücklich, insofern Ruhe, innere und äußere, ein Glück zu nennen ist, wie ich glaube. Wir drehen uns im gleichen Kreise; da ist ein Tag wie der andere, und wir finden einen Jeden zu kurz und zu rasch verflogen! Des Abends freuen wir uns schon zum Voraus auf den Kaffee, den wir am Morgen trinken werden. Bevor ich mit dem Fledermisch meine Inspektion vollzogen, ist schon Mittag da; und bald ich, bald meine Tante bereitet einen Leckerbissen. Dann mustern wir Schränke und Truhen; da ist der Stoff, jener Stoff, aus dem sich etwas Reizendes machen ließe, hätten wir nur auch Zeit dazu! Man legt ihn wieder sorgfältig zusammen, mit schützendem Kampher versehen, auf später! Sodann einen Gang durch den Garten, wo wir im Vorbeigehen die Früchte zählen, und hinaus in's Freie, zum Pavillon, von wo wir das Thal so schön liegen sehen. Hierauf das Abendbrod, und eine leichte Arbeit bei der traulichen Lampe. Und so vergehen die Wochen, man weiß nicht wie. Kaum war es Neujahr, so ist schon wieder Sylvester da. Auch haben wir ein Hündchen, ich sage Dir, es spricht wirklich, so klar drücken seine Augen aus, was es auf dem Herzen hat, und ein allerliebstes Kätzchen, das Nachts zu meinen Füßen schnurrt und spinnt. Ich wiederhole Dir, wir sind recht glücklich;

und ich wäre es noch mehr, wenn Du einmal einige Wochen das Geräusch der Stadt verlassen und mein stilles Leben theilen wolltest.“ —

„Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wählt Jeder, was ihm selbst gefällt!“

deklamirte pathetisch der Herr v. Wöllwarth.

„Sie sprechen ja wie weiland Herr v. Logau in eigener Person!“ bemerkte höhnisch Frau v. Fels. — „Herr v. Greifenau, wollen Sie mir gefälligst mein Taschentuch aufheben!“

Und so endete, ohne heftige Auftritte, ohne zehrenden Kummer, diese Liebe ohne Leidenschaft.

Junge Leute — alte Seelen!

Czentowo.

Novelle von **Isidor v. Zubelitz.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Es dämmerte bereits, und fern im Osten schillerte ein schmaler röthlicher Streifen, der sich in der riesigen Schneefläche widerspiegelte; der neue Tag brach an, und noch immer saßen die Herren am Spieltisch.

Ein mäßig großes Zimmer, mit fleckig und schäbig gewordener Eleganz eingerichtet! Ein schwerer Smyrnateppich bedeckte den Fußboden, aber er war schmutzig und verschossen und zeigte an einigen Stellen, an denen er besonders stark abgetragen war, kaum noch eine Spur der ehemaligen Farbe, sondern nur ein faseriges, grau schimmerndes Gewebe. An einer Wand stand ein sehr breiter Divan mit einem Wolfsfell darüber, daneben ein Gewehrschrank, ihm gegenüber ein Schreibtisch, mit Papieren und auseinandergerissenen Zeitungen in wüster Unordnung bedeckt. Auf den Papieren lag ein Revolver, ein grüner Jagdhut mit Reiherfedern, eine Reitpeitsche und ein umgestülpter Cigarettenkasten von feiner Arbeit. Allerhand Waffen und Sportbilder, meistens alte englische Stiche, schmückten die Wände, deren alte, arg verblaßte Tapeten theilweise in Fetzen herunterhingen.

Um den Spieltisch in der Mitte des Zimmers saß und stand eine Gruppe von fünf Herren. Herr v. Wanoski,

der Besitzer von Dombrowka, hielt die Bank — ein älterer Mann, sehr aristokratisch von Gesicht und Figur, aber mit verrohten Zügen und Augen, deren Weiß von blutrothem Geäder durchzogen war, wie man es häufig bei starken Trinkern findet. Man trank auch während des Spieles; neben dem Stuhle Wanoski's stand ein gewöhnlicher großer Kücheneimer mit Eis, aus dem drei Champagnerflaschen hervorlugten. Wenn Herr v. Wanoski die Gläser füllte, triefte das Eiswasser von der Flasche auf den Teppich herab und mischte sich dort mit der Asche der Cigarren und Cigaretten, die man rücksichtslos auf die Erde fallen ließ.

Herr v. Wanoski hatte sich ein halbes Dutzend seiner Freunde zur Jagd eingeladen. Man war tagsüber meilenweit durch den Schnee gewatet und hatte einige fünfzig Hasen zur Strecke gebracht, hatte dann gespeist und nun saß man beim Spiel. Das war immer so. Die Gäste Wanoski's wußten das und füllten ihre Börsen, ehe sie sich zur Fahrt nach Dombrowka rüsteten.

Mehr als sechs Gäste pflegte Roman v. Wanoski nie einzuladen — diese Sechs erschienen aber gewöhnlich sehr pünktlich. Es waren fast immer die Gleichen; der dicke Evert, ein Domänenpächter aus der Umgegend, Staatsanwalt Hentschel aus Ostrowo, ein vornehmer Mann, der aber — es war wie ein Hohn auf seinen Beruf — als leidenschaftlicher Spieler galt; ferner der Kreisphysikus und Bezirksarzt Doktor Bjeltschitz, ein Böhme von Geburt, ein großer starker Mann mit ausdrucksvoller Physiognomie und blitzenden dunklen Augen; weiter die Herren v. Kurnik und v. Slupa, zwei polnische Grundbesitzer, und schließlich der junge Grätz, der zwei Meilen von Dombrowka ein dem stets in Paris lebenden Fürsten Raczyn gehöriges Rittergut als Pächter verwaltete.

Otto Grätz saß nicht mit am Spieltisch, sondern hatte sich ermüdet der Länge nach auf dem Divan ausgestreckt und

275425A

die Augen geschlossen. Er war kaum dreißigjährig, elegant gewachsen, mit blassem, feinem Gesicht. Ein kurz gehaltener blonder Vollbart umrahmte Wangen und Kinn. Es schien, als schlafe der junge Mann, aber er schlief nicht, er hörte jedes Wort, das am Spieltische gesprochen wurde, und die Muskeln in seinem Gesicht zuckten zuweilen nervös.

Wanoski zog die Karten ab; man spielte Pharo.

„Valet perd," sagte er und zählte aus. Ein Haufen von Banknoten und Goldstücken lag neben ihm. „Noch zwei Taillen, dann mag der Doktor die Bank übernehmen."

„Aber nur auf eine Stunde," erwiederte Bjeltschitz, seine Uhr ziehend. „Es wird Tag, und ich habe in der Stadt zu thun. Fünfzig Mark auf den Buben! Wollen doch einmal sehen, ob das Bürschlein nicht zu zwingen ist."

„Grätz scheint sanftselig entschlummert zu sein," bemerkte der Staatsanwalt mit einem Seitenblick nach dem Divan, indem er gleichzeitig eine kleine Säule Goldstücke auf die Karte setzte.

„Er wird sein Unglück verschlafen wollen," sagte der Kreisphysikus halblaut. „Wanoski hat ihn gehörig ausgebeutelt."

Herr v. Wanoski zuckte mit den Achseln. „Es hat mir leid gethan," entgegnete er, gleichfalls leise. „Wäre es nach mir gegangen — ich hätte ihn lieber gewinnen lassen. Ich glaube, es steht böse mit ihm."

„Verdammt böse," bestätigte der dicke Evert. „Die halbe Ernte verhagelt und schlecht versichert — dabei eine Riesenpacht!"

„Und der alte Knaster, der Zloczew, will absolut nicht sterben," fügte Herr v. Kurnik hinzu. „Moitié, Herr v. Wanoski — ich gehe mit dem Ganzen auf die Dame!"

In diesem Augenblick erhob sich der, von dem zuletzt gesprochen wurde, reckte und dehnte sich, blinzelte mit den Augen und kehrte an den Spieltisch zurück.

„Ausgeschlafen?“ fragte der Staatsanwalt.

„Wenigstens ausgeruht,“ erwiederte der Angeredete mit müdem Lächeln. „Geben Sie mir ein Glas Sekt, Herr v. Wanoski, und dann wollen wir noch einmal das Glück versuchen!“

Der Hausherr füllte ein Wasserglas mit Champagner und Grätz leerte es durstig. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Inzwischen hatte Doktor Bjeltschitz die Bank übernommen. Seinen ruhigen und gelassenen Bewegungen sah man sofort an, daß er ein geübter Kartenspieler war. Ob er gewann oder verlor — in seinem breiten, aber nicht unschönen Gesicht veränderte sich selten eine Miene. Die Hände des Herrn v. Wanoski zitterten immer ein wenig, wie in beständigem Fieber; der Doktor dagegen mischte, hob und zog die Karten mit fast mechanischer Gleichmäßigkeit.

Grätz hatte nur noch einige hundert Mark zur Verfügung, den Rest der Pachtsumme, die er in den nächsten Tagen an den Fürsten abzuführen hatte. Er theilte die Banknoten in zwei Theile und setzte sie auf Dame und König.

„Roi gagne!“ — Grätz schob den ganzen Gewinnst auf die Dame. Er gewann abermals. Die blauen Hundertmarkscheine rauschten leise zwischen seinen Fingern. Er besetzte Bube und Zehn. Beide Karten schlugen für ihn.

„Man spürt, daß Sie sich ausgeruht haben,“ sagte Herr v. Wanoski lachend. „Aber Sie sind ungerecht, lieber Grätz: Sie suchen bei dem Doktor Revanche statt bei mir.“

„Nur beim Bankhalter,“ erwiederte Grätz, von Neuem sein Sektglas füllend. „Haben Sie eine bestimmte Höhe der Einsätze normirt, Herr Doktor?“

„Ich nehme jeden Satz,“ entgegnete dieser, ohne aufzuschauen.

Das Spiel nahm seinen Fortgang. Der Bankhalter blieb im Verlust. Der Staatsanwalt gewann stark, bei Grätz schwankte es. Er spielte ziemlich verwegen, verdoppelte häufig den Satz oder ließ ihn stehen. Er war erregt und trank stark und rasch.

Nach der ersten halben Stunde wandten sich die Chancen. Der Doktor begann zu gewinnen, Grätz gerieth in Verlust. Er setzte leidenschaftlicher und häufte die Banknoten auf eine Karte. Sie schlug fehl. Grätz setzte den Rest seiner Barschaft auf die Zwei. Sie schlug für den Bankhalter.

Grätz war leichenblaß geworden. Er riß sein Notizbuch aus der Brusttasche und kritzelte eine Zahl auf ein Blatt.

„Nehmen Sie ein paar unbare Sätze von mir an, Doktor?“ fragte er.

Das Auge des Bankhalzers blitzte unter halbgesenkten Lidern zu dem unglücklichen Spieler hinüber.

„Wenn Sie es wünschen — ja,“ entgegnete er kurz.

Herr v. Kurnik trat dicht hinter Grätz. „Vorsicht und Ruhe, lieber Freund,“ flüsterte er. „Seien Sie nicht leichtsinnig — denken Sie an Jadwiga!“

Der Andere nickte; ein finsterer Ernst trat auf seine Stirn. Seine Zähne preßten sich knirschend aufeinander. Seine Nervosität steigerte sich. Er besetzte drei Karten mit Bons über je fünfhundert Mark.

Der Bube gewann für ihn, die beiden anderen Karten schlugen fehl. Der Doktor gab ihm zwei Bons zurück. Grätz faltete sie zusammen und legte sie auf die Dame.

„Ich gehe nach,“ sagte Wanoski und warf ein paar Hundertmarkscheine dazu. Eine neue Taille hatte soeben begonnen. Beim dritten Abzug fiel die Dame rechts — zu Gunsten des Bankhalters.

Wanoski stieß ein polnisches Fluchwort aus. Grätz sagte nichts; er zog sein Portefeuille, riß ein neues Blatt

heraus, beschrieb es und legte es, mit der leeren Seite nach oben, auf die Dame.

„Einverstanden?“ fragte er dabei den Arzt.

Doktor Bjeltschitz neigte den Kopf. „Darf ich wissen, wie viel?“

„Sehen Sie nach, wenn ich bitten darf.“

Der Arzt nahm den Zettel so, daß nur er allein die Ziffer lesen konnte, nicht aber die sonstigen Mitspieler, und legte ihn dann in gleicher Weise, wie Grätz es vorher gehandhabt hatte, zurück. Er schien noch einen Augenblick zögern zu wollen.

„Soll es wirklich so bleiben?“ fragte er.

Das blasse Gesicht Grätz' röthete sich plötzlich. „Ist es Ihnen nicht recht, so lasse ich das Spiel ganz, Herr Doktor,“ antwortete er scharf.

Bjeltschitz griff nach den Karten. „Ich bitte sehr,“ gab er kühl zurück, „ich bin durchaus einverstanden.“

Die Karten fielen. Grätz trat neben den Bankhalter und nahm eine Flasche aus dem Eis. Der flockige Schaum des Champagners rann langsam in das Glas. Ueber das Glas fort aber starrten die Augen des Spielers auf die Hände des Bankhalters, starke nnd fleischige Hände, an deren einer ein schöner Brillant blitzte.

„Dame perd!“

Grätz war weiß wie Kalk. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Herr v. Kurnik stand noch immer dicht hinter ihm.

„Nun genug!“ sagte er. „Die Sonne geht auf. „Kommen Sie, Grätz, wir wollen anspannen lassen, wir haben den gleichen Weg.“

„Noch nicht,“ antwortete Grätz heiser, aber auch der Hausherr fiel ihm in's Wort.

„Letzte Taille! Vernünftig sein, Grätz! Das Glück kommt ein andermal wieder!“

„Noch einen Satz," bat Grätz, seine Tasche nach dem Notizbuch durchwühlend. „Auf meine Ehre — den letzten!"

„Nein!" Der Staatsanwalt zerrte ihn am Aermel vom Tische zurück. „Sie sind toll, Grätz, und nicht mehr Herr Ihrer Sinne! Sie ruiniren sich!"

Grätz starrte den Sprechenden mit großen, hervorquellenden Augen an.

„Wissen Sie, ob ich es nicht schon bin?" stieß er hervor. Und an den Doktor gewandt, fuhr er mit fester Stimme fort: „Wie viel Abzüge haben Sie noch in der Hand, Doktor?"

Der Bankhalter zeigte ihm die Karten.

„Ein halbes Spiel, Herr Grätz."

„Acceptiren Sie dies?" Und Grätz hielt ihm ein neues Notizblatt vor die Augen.

Der Kreisphysikus furchte die Stirn.

„Ich bin Ihnen Revanche schuldig," entgegnete er; „wenn Sie darauf bestehen —"

„Ich bestehe darauf!"

„Gut denn — ich acceptire."

Grätz ließ das Blatt von oben herab auf das Tableau flattern. Es blieb auf der Sieben liegen.

„Niemand mehr?" fragte der Doktor.

Wanoski zog einen blanken Pfennig aus der Westentasche und besetzte damit die Neun.

„Als Gegengewicht," sagte er.

Der Bankhalter nickte lächelnd und zog die Karten ab.

„Neuf gagne, sept perd."

Wanoski hatte einen Pfennig gewonnen, und auf der Sieben war ein Vermögen verloren worden.

2.

An der Thür klopfte es. Katja, eine der Mägde des Hauses, in polnische Nationaltracht gekleidet, trat mit rothen, verschlafenen Augen in das Zimmer.

„Gnädiger Herr," meldete ſie Wanoski, „es iſt ein Bote aus Czentowo draußen, Herr Grätz möchte doch ſofort zu Herrn Zloczew kommen — es eile."

Grätz hatte nach dem letzten Verluſt ſeine volle Beſinnung wiedergewonnen. Er war noch immer todtenbleich, aber ruhig, und wehrte die ihm von allen Seiten zu Theil werdenden Ausdrücke des Bedauerns mit gleichmüthigem Lächeln ab. Der Bankhalter hatte die Taille beendet, die Karten auf den Tiſch geworfen und ſich erhoben. Er füllte ſeine Taſchen mit dem gewonnenen Geld und legte die Bons ſorgfältig in ſein Notizbuch. Als Katja eintrat, ſchaute er auf, und als ſie ihre Meldung vorbrachte, biß er ſich auf die Lippen.

„Hilfe in der Noth, Grätz," ſagte Herr v. Wanoski. „Haben Sie gehört — Sie ſollen ſchleunigſt nach Czentowo kommen — vermuthlich liegt der Alte im Sterben."

„Ich glaub's noch nicht," fiel der Domänenpächter Evers ein. „Dreimal hat ihn bereits der Schlag gerührt, aber —"

„Er hat ein zähes Leben," beendete der Staatsanwalt den Satz. „Pfui, Herrſchaften, haben wir doch ein wenig Mitgefühl mit dem trauernden Neffen!"

Grätz war inzwiſchen in ſeinen Pelz geſchlüpft.

„Wollen Sie nicht mitkommen, Doktor?" wandte er ſich an Bjeltſchitz. „Ihre Hilfe dürfte doch vielleicht nothwendig ſein."

„Sie wiſſen, daß mir Herr Zloczew bereits einmal ſein Haus verboten hat," erwiederte er kühl. „Ich kann mich ihm nicht aufdrängen. Vermuthlich finden Sie den Kollegen Reifenſtein bereits in Czentowo vor."

Grätz verabſchiedete ſich von den Anweſenden, die auch zum Aufbruch zu rüſten begannen. Vor Bjeltſchitz blieb er noch einmal ſtehen.

„Ich habe vierundzwanzig Stunden Friſt, Herr Doktor,"

ſagte er leiſe. „Bis morgen Mittag zwölf Uhr werden meine Bons eingelöst ſein.“

Vielleicht erwartete er ein Wort längerer Stundung, denn ſein Auge ſuchte in dem des Arztes zu leſen. Aber Bjeltſchitz verbeugte ſich nur ſtumm.

Grätz ſchritt aus dem Zimmer. Draußen auf dem langen, hallenden Gange herrſchte bereits volles Tageslicht. Hier wartete Katja auf den jungen Mann.

„Das Fräulein möchte Sie noch auf einen Augenblick ſprechen, Herr Grätz,“ flüſterte ſie ihm zu. „Nur auf einen Augenblick — ſie wartet drüben.“ Und ſie wies auf die Thür, die den Korridor abſchloß.

Grätz ſchritt den Gang hinab und trat in das angrenzende Gemach, in das Zimmer Jadwiga's.

Das Mädchen ſtand am Fenſter und ſchaute auf den glitzernden Schnee hinaus. Sie war blaß wie er, und auch ihre Augen blickten übernächtig, gleich den ſeinen.

Als er eintrat, flog ſie ihm entgegen und ergriff ſeine fieberheißen Hände.

„Wie ſchauſt Du aus, Otto!“ ſagte ſie halblaut, mit leiſem Vorwurf im Ton. „Dies unſelige Spiel — haſt Du wieder verloren?“

„Ja, Kind,“ entgegnete er, ihre Stirn küſſend und ihre Wangen mit ſanfter Zärtlichkeit ſtreichelnd; „ich habe verloren, aber — unbedeutend. Es war eine Thorheit, daß ich mich wieder verleiten ließ, aber“ — er athmete tief auf, und ſeine Stimme wurde ernſt — „ein Schuft will ich ſein, wenn es nicht heute das letzte Mal geweſen iſt! Ein Schuft, Jadwiga!“

Sie ſchaute angſtvoll in ſein verſtörtes Geſicht.

„Otto, Du verheimlichſt mir etwas — oder Du lügſt! Ja, Du lügſt — ich ſeh' es Dir an! Du haſt viel verloren! Wer hielt die Bank? Der Vater?“

Er ſenkte den Kopf vor ihren Blicken. „Der Vater und Bjeltſchitz —“

„Bjeltſchitz!? Der —“ ſie verſchluckte das Wort. Große Thränen traten in ihre Augen. „Otto — Otto,“ ſagte ſie klagend, „was ſoll aus uns werden! Ich ertrage das Leben in dieſem freudloſen Heim nicht länger — ich bin ſterbensmüde!“

Sie warf ſich mit leiſem, krampfhaftem Schluchzen an ſeine Bruſt. Sein Herz ſchmolz unter ihren Thränen. Er nahm ihren Kopf zwiſchen beide Hände und küßte ſie auf den Mund.

„Harre aus, mein Lieb,“ ſagte er tief bewegt; „Du weißt, daß wir warten müſſen — warten müſſen auf den Tod eines Anderen. Das klingt abſcheulich, aber kann ich's ändern, daß ich ein armer Teufel bin, und daß mein nächſter Verwandter im Golde erſtickt? Ich würde dem Onkel das längſte Leben gönnen, das längſte, wenn er mir von ſeinem Reichthum nur ſo viel abgeben wollte, daß ich aus meinen Alltagsſorgen herauskäme, Dich heirathen und ein neues Daſein beginnen könnte! Er aber würde mich eher verhungern laſſen, ehe er ſich von ſeinen Goldſtücken trennte! Doch ſeine Tage ſind gezählt —“

Jadwiga legte ihre Hand auf ſeine Lippen.

„Still, Otto, ich will das nicht hören! Mich graut und ängſtigt dieſe Spekulation auf den Tod. Katja ſagte mir, Du ſeieſt nach Czentowo gerufen worden.“

„Ja, Supan hat mich holen müſſen. Der Ohm verlangt nach mir.“

„Dann geh'!“ Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte ihn leidenſchaftlich. „Und laß bald von Dir hören, Otto, ſchreibe unter Katja's Adreſſe.“

Er preßte ſie noch einmal an ſich, Vergangenheit und Zukunft vergeſſend, und eilte dann flüchtigen Fußes wieder hinaus. Vor der Veranda hielt ſein Schlitten.

Der Letzte der Gäste war Doktor Bjeltschitz. Er hatte absichtlich gezögert, um noch ein Wort unter vier Augen mit Wanoski sprechen zu können. Die Schlitten der Uebrigen klingelten draußen davon.

Wanoski hatte in seinem Zimmer ein Fenster geöffnet und rief den Abfahrenden ein scherzendes Grußwort nach. Der glänzende Sonnenschein des Wintermorgens sprühte in hunderttausend Funken durch das unwirthliche Gemach. Neben dem Platze des Bankhalters hatte das Eiswasser eine trübe Lache auf dem Teppich gebildet. Die Waffen an den Wänden blitzten im Lichte des erwachenden Tages.

„Noch eine halbvolle Flasche, Wanoski!“ rief der Doktor. „Das darf nicht umkommen. Ich bleibe noch fünf Minuten.“

„So lange Sie wollen,“ entgegnete der Hausherr, das Fenster schließend. Er warf sich in einen Sessel, streckte die Beine aus und steckte die kalt gewordenen Hände fröstelnd in die Hosentaschen.

Bjeltschitz war am Spieltisch sitzen geblieben. Er schlürfte langsam sein Glas leer.

„Wie stehen wir eigentlich, Wanoski?“ fragte er.

Der Pole lachte. „Wenn Sie wollen, können Sie mich auf dem Fleck ruiniren, edler Menschenfreund,“ antwortete er heiter. „Von meiner Scholle gehört mir so gut wie nichts mehr.“

Der Doktor zog den Brillanten an dem kleinen Finger seiner Rechten spielend auf und nieder.

„Ich wäre ein Narr, wenn ich Sie ruiniren wollte,“ sagte er langsam. „Mir liegt nichts daran. Im Gegentheil — ich möchte Sie gern rangiren, wenn dies bei Ihrem Leichtsinn auch schwer halten würde. Aber vielleicht ließe es sich dennoch machen. Sie kennen ja die Bedingungen.“

Wanoski nickte. „Es sind noch immer die alten — ich weiß es. Sie wollen absolut mein Schwiegersohn

werden. Sie bilden sich ein, ohne Jadwiga nicht leben zu können. Ich kann aber meine Tochter nicht zwingen, Sie zu heirathen. Sie liebt den armen Teufel, den Grätz —"

Er brach ab, zog die Schultern hoch und schaute aufmerksam auf seine Fingernägel. Dann flog ein Lächeln über sein Gesicht.

„Allerdings," fuhr er fort, „jeder Tag und jede Stunde kann diesen armen Teufel in einen Millionär verwandeln. Vielleicht ist er es schon in diesem Augenblick." ... Er schaute lauernd zu dem Kreisphysikus hinüber. „Einem Millionär würde ich meine Tochter wohl gern zur Frau geben," setzte er langsam hinzu.

„Das bezweifle ich nicht. Ich kenne Sie genugsam, lieber Wanoski. Zweifellos wird diese Nacht die Entscheidung bringen."

„Das will ich nicht sagen," fiel Herr v. Wanoski ein. „Zloczew kann noch Jahr und Tag leben."

„Aber Grätz nicht," entgegnete Bjeltschitz ruhig. „Stirbt Zloczew innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nicht, so wird Otto Grätz sich todtschießen, wenn er nicht im Stande ist, mir seine Spielschuld zurückzuzahlen. Unzweifelhaft."

Er sprach das letzte Wort mit starker Betonung aus.

Wanoski strich mit dem Zeigefinger den starken, graubuschigen Bart auseinander.

„Ich glaube schon, daß Ihnen das erwünscht sein würde."

„Erwünscht? Meinethalben. Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube. Ich hasse in Grätz den begünstigten Nebenbuhler. Das ist nur menschlich. Anderen würde es genau ebenso ergehen — sie würden es nur nicht aussprechen. In unseren Instinkten sind wir Alle gleich. Liebe und Haß sind das Alpha und Omega des Lebens, der Kampf um den Besitz ist des Lebens Inhalt." Er

erhob ſich. „Warten wir die Nacht ab. Ich komme morgen Nachmittag zu Ihnen heraus. Auf Wiederſehen, Wanoski.“

Er reichte dem Hausherrn die Hand. Der alte verlumpte Pole nahm ſie mit innerem Widerſtreben. Auch er war aus dem Geleiſe gekommen, aber noch immer nicht ſo bergab, wie der, der da vor ihm ſtand.

3.

Der Wintertag war klar und eiſig kalt. Der Schnee lag fußtief und funkelte im Glanze der Sonne. Weithin dehnte die Ebene ſich aus, am Horizont von den dunklen, großen Fichtenwäldern umſäumt. In dieſem Zipfel Preußiſch-Polens, der ſich in das ruſſiſche Reich hineinſchiebt, gibt es keine Berge. Flach und glatt erſtreckt ſich das Land auf viele Meilen Weite, meiſt ſchwerer, fruchtbarer Weizen- und Rübenboden, von Moraſtſtrichen und Kiefernforſten durchzogen.

Grätz hatte ſich in ſeinen Pelz gewickelt und die Hände in die Fußſacktaſchen geſteckt. Es war in der That bitter kalt. Die Pferde dampften und ſausten wie in einer Wolke über den Schnee. Nur das helle Geläut der Schellen unterbrach mit gleichmäßiger Monotonie die Ruhe in der Natur.

Die friſche Luft entnüchterte Grätz vollends. Er begann wieder klarer zu denken. Mit dem klaren Denken aber trat auch das Schreckensvolle ſeiner Lage in ganzer Schärfe vor ſeine Seele. Er war verloren, wenn nicht innerhalb der nächſten vierundzwanzig Stunden ſein Oheim ſtarb, deſſen Erbe er war.

Der Vater Otto's war Gutsbeſitzer geweſen. Otto ſollte nach dem Tode des alten Herrn die Beſitzung übernehmen. Aber der Vater ſtarb und hinterließ das Gut in einer Verfaſſung, daß eine Subhaſtation nothwendig wurde. Otto ſah ſich an den Bettelſtab gebracht. Da half zum

ersten und einzigen Male sein Onkel, der Rittmeister Zloczew, aber er würde es nicht gethan haben, hätte damals nicht noch seine Gattin gelebt.

Zloczew war ein alter Herr, der in seiner Jugend unter Mieroslawski gefochten und für die Wiederherstellung seines Vaterlandes als unabhängiges Königthum geschwärmt hatte. Seine Ehe mit Käthe Grätz, der einzigen Schwester von Otto's Vater, war sehr unglücklich gewesen. Dazu kam, daß Zloczew frühe zu kränkeln begann. Häufige Gichtanfälle gestatteten ihm nicht mehr, der Jagd obzuliegen; ein schweres asthmatisches Leiden machte ihn noch mürrischer, menschenfeindlicher und unzugänglicher. Als er gar eines Tages auf die thörichte Idee kam, seine unglückliche Gattin trachte darnach, ihn durch Gift zu tödten, wurde für die arme Frau das alte Starostenschloß zu Czentowo zu einer wahren Hölle. Ihr Mann tyrannisirte sie, die Dienerschaft — durch den Kammerdiener und Vertrauten Zloczew's verhetzt und aufgewiegelt — gehorchte ihr nicht mehr. Sie war in ihrem eigenen Hause eine Verfehmte.

Als ihr Bruder starb und dessen Besitz unter den Hammer kam, lagen die häuslichen Verhältnisse in Czentowo jedoch noch nicht ganz so schlimm. Frau Käthe wußte es durchzusetzen, daß ihr Mann sich für Otto verwandte und ihm die Raczyn'sche Pachtung verschaffte. In ihrem Neffen hatte sie nun wenigstens eine liebevolle Seele in der Nähe, der sie zuweilen ihr armes, bedrängtes Herz ausschütten konnte. Sie durfte sich freilich nicht aus Czentowo entfernen, wenn ihr Tyrann nicht von einem rasenden Wuthanfall heimgesucht werden sollte; dafür war aber Otto häufig zu Besuch auf dem Schlosse, und merkwürdigerweise wirkte seine Anwesenheit stets besänftigend auf den grimmigen Alten ein. Die Beiden politisirten dann miteinander, schimpften gemeinsam über den Niedergang der Landwirthschaft und die immer tiefer fallenden Getreidepreise,

und ſpielten zuweilen auch eine Parthie Karten, bei der Otto ſtets der Verlierer war und unbarmherzig bezahlen mußte.

Eines Tages erkrankte Frau Zloczew am Typhus und ſtarb kurz darauf. Vielleicht empfand der Wittwer jetzt erſt, was er an ſeiner Frau verloren hatte, vielleicht graute es ihm vor der Einſamkeit, vielleicht fiel es ihm auch nur ein, Komödie zu ſpielen — genug, er geberdete ſich wie wahnſinnig vor Schmerz um die Hingeſchiedene. Er zog ſich hinfort von jeder Geſellſchaft zurück und wurde völlig zum Sonderling. Er entließ ſein geſammtes Hausgeſinde und behielt zu ſeiner perſönlichen Bedienung nur ſeinen Kaſtellan und deſſen Weib zurück, unfreundliche Leute wie er ſelbſt. Seiner ſich häufenden aſthmatiſchen Anfälle und ſeiner Gichtſchmerzen wegen verließ er das Zimmer gar nicht mehr, ſeine ſcharfe, gellende Stimme aber ſcholl durch das ganze Schloß, wenn er nach Supan, dem Kaſtellan, oder nach der Roſalla rief, und wenn die Schmerzen wieder einmal gar zu heftig wurden und er ſich in Schimpfen und Fluchen austoben wollte.

Grätz verkehrte nach wie vor in Czentowo, aber es waren natürlich keine genußreichen Stunden, die er im Beiſein des alten Ohms verlebte. Er ließ ſich nothgedrungen die Unliebenswürdigkeiten Zloczew's gefallen und nahm die üble Laune des Greiſes mit gutem Humor in den Kauf. Zloczew hatte keinerlei Anverwandte auf der Welt, und Grätz galt als ſein Univerſalerbe. Letzterer hatte ſich immer ziemlich mühſelig durch's Leben helfen müſſen. Als er ſeine Pachtung übernahm, hatte ihm Zloczew knapp ſo viel gegeben, daß er die Kaution ſtellen und das nöthige Inventar übernehmen konnte. Bei der erſten mittelmäßigen Ernte begannen bereits ſeine Verlegenheiten. Er wandte ſich noch einmal an Zloczew, aber der Alte begegnete ihm in ſo verletzender Weiſe, daß Otto ſich das Wort gab, dem

Oheim nie wieder mit der Bitte um Geld zu kommen. Nun fiel er den Wucherern in die Hände, doch die Leute waren in der Erwartung, daß sie ihre Darlehen mit hohem Zins zurück erhalten würden, wenn Zloczew erst einmal das Zeitliche gesegnet habe, klug genug, ihn zu halten, statt ihm verfrüht die Kehle zuzuschnüren.

Immerhin war das Leben, das Grätz zwischen Hangen und Bangen zu führen gezwungen war, ein bemitleidenswerthes. Es rieb ihn fast auf. Er war mit Leib und Seele Landwirth gewesen und hatte sich bei Uebernahme der Pacht mit Feuereifer in die Arbeit gestürzt. Aber seine Thatkraft erlahmte, als er einsehen mußte, daß er nur noch für seine Gläubiger schaffe und nicht für sich selbst. Ein wilder Grimm stieg in seiner Seele auf. Er war der einzige Verwandte seines Ohms, und der menschenscheue Geizhals, der wie der Drache in der Sage auf seinen Schätzen brütete, sah kaltblütig zu, wie er immer tiefer in die Schlingen der Wucherer gerieth, während ein einziger Griff in den gefüllten Säckel ihn hätte retten können.

Es war eine Zeit schwerer Demüthigungen für Otto Grätz. Er war im Grunde genommen eine solide und thätige Natur, die in der Arbeit ihre Freude fand. Aber die Freude an der Arbeit erlahmte, als sich die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, immer höher thürmten, und die Wucherzinsen, die er aufzubringen hatte, immer mehr stiegen. Es kamen Stunden bitterer Verzweiflung über den jungen Mann. Wie eine ewig unerreichbare Fata Morgana winkte ihm aus weiter Ferne das Glück einer eigenen, sorgenfreien Häuslichkeit. Er hatte Jadwiga Wanoska lieben gelernt, und sie liebte ihn wieder. Aber an eine Vereinigung der Beiden war nicht zu denken. Der Vater Jadwiga's, ein wüster polnischer Edelmann, der in Spiel und Wein ein großes Vermögen durchgebracht hatte, steckte gleich ihm tief in den Schlingen der Wucherer. Er

lachte hell auf, als Otto ihn eines Tages um die Hand seiner Tochter bat. „Ich müßte verrückt sein, wenn ich Ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen das Kind zur Frau geben wollte, mein guter Grätz," hatte er dem Freiwerber geantwortet. „Wollt ihr denn Beide verhungern? Nein, die Jadwiga bleibt bei mir, bis sich Ihre Zukunft entschieden hat! Dann können Sie wiederkommen. Verstehen Sie, Grätz? Sie können wiederkommen, wenn Sie die Erbschaft Zloczew's angetreten haben. So, und nun wollen wir gemeinsam 'ne Flasche Ungarwein ausstechen und einmal auf bessere Zeiten trinken." —

Warten — warten! Er hatte bis heute gewartet, halb hoffend, halb verzweifelnd, mit zagender Seele. Er wartete auf den Sensenmann, der sich in Czentowo seinen fälligen Tribut holen sollte. Oft genug überschlich ihn ein tiefer Ekel bei diesem Gedanken. Es war so erbärmlich, so unwürdig — und es war doch nicht zu ändern. Wenn er auch Alles im Stich ließ und versuchen wollte, auf neuer Grundlage ein neues Leben zu beginnen — wer half ihm über die Schwierigkeiten des Anfanges fort? Wer gewährte ihm die Mittel, die neuen Grundlagen zu bauen? So hatte er den wahnsinnigen Gedanken gefaßt, das Glück im Spiele zu versuchen, von jener Illusion aller Unglücklichen getäuscht, daß er auf diesem Wege vielleicht mit einem Schlage aller Sorgen ledig werden könne.

Und nun hatte er verloren — Alles verloren. Schmach und Tod harrte seiner. Nur eine einzige Hoffnung blieb noch: der Sensenmann, der vor dem Portale von Czentowo Wache hielt. Starb Zloczew, so war Grätz aus allen Nöthen. Es war wieder das Warten auf den Tod, das unmenschliche, grauenvolle! . . .

Der Schlitten klingelte lustig über den Schnee, die weißen, glitzernden Weiden am Wege huschten helleuchtend an Grätz vorüber. Vorn auf dem Bocksitz saß der Kutscher

Otto's und neben ihm Supan, der Kastellan von Czentowo.

Es war ein schon alter Mann. Unter der Pelzmütze quoll graues gelocktes Haar hervor; das Gesicht mit der stumpfen Nase und den stark markirten Backenknochen war braunroth und böse von Ausdruck. Ueber den schwarzen Augen buschten sich graudunkle Brauen. Er saß regungslos da, die Hände im Schafpelz, und sprach kein Wort.

Otto hatte wenig Sympathien für den unfreundlichen Alten, und umgekehrt mochte es ähnlich sein. Supan hatte ihm nur gemeldet, daß es mit seinem Herrn schlecht gehe, und daß dieser ihn zu sprechen wünsche — nichts weiter. Aber Grätz wollte mehr wissen. Er rief Supan an.

„Herr?!" antwortete der Alte und drehte sich um.

„Haben die Anfälle bei meinem Onkel sich wiederholt?"

„Ja, Herr," entgegnete Supan, „aber es war besser geworden, als ich abfuhr."

Grätz nickte. Er brauchte nicht weiter zu fragen. Es war wieder die alte Geschichte. Bei jedem erneuten asthmatischen Anfall glaubte Zloczew, daß sein Ende gekommen sei. Dann rang er nach Luft, betete und fluchte und stand Höllenqualen aus. Aber Asthma tödtet nicht so rasch.

Otto versank wieder in Grübeln. Am Horizont tauchten die Umrisse einer tief in Schnee gebetteten Dorfschaft auf. Das war Czentowo.

4.

Der Schlitten passirte eine schluchtartige Stelle des Weges und bog dann, an silbern schillernden Haselnußsträuchen und Brombeerbüschen vorüber, in die Dorfgasse ein. Die kleine Ortschaft war wie ausgestorben. Kein Mensch und kein Thier war zu sehen, kein Hund schlug an. Elende Hütten rechts und links, die Fenster zum Theil mit Papier verklebt, die Dächer schief unter der Last des

Schnees, die Verputzung längst vom Mauerwerk gefallen, so daß man die Balken sehen konnte. Ein altes Muttergottesbild an der Einfahrt, und mitten auf dem Anger eine kleine, baufällige, hölzerne Kirche: Alles in Allem der Typus eines polnischen Dörfchens.

Am Ausgange der Ortschaft lag inmitten eines großen ausgedehnten Parkes das Schloß. Es war ein schöner alter Bau, der mit seinen trotzigen Thürmen und seinen riesigen, wie für die Ewigkeit geschaffenen Mauern einen sonderbaren Kontrast zu dem schreienden Elend und dem Verfall ringsum bildete.

Der Schlitten hielt im Schloßhofe. Grätz sprang zur Erde, trat in den Vorflur und eilte klopfenden Herzens die schmale, ausgetretene Steintreppe hinauf, die zu den Wohnzimmern des Oheims führte.

Oben im Korridor, auf dessen mit Sand bestreutem Fußboden jeder Schritt knirschte und dessen helle Kalkwände mit Staub und Spinneweben überzogen waren, trat ihm die alte Rosalla in weit abstehenden bunten Röcken, das grellrothe Bindetuch um den Kopf, mit auf den Mund gelegtem Finger entgegen.

„Pst, Herr," flüsterte sie, „er schläft!"

Dann bückte sie sich, haschte nach dem Pelzrock Otto's und küßte einen Zipfel.

„Ist der Doktor da?" fragte Grätz leise.

„Ja, Doktor Reifenstein," wisperte Rosalla zurück, „d'rin — in der gelben Stube."

Grätz öffnete die nächste Thür und trat in ein großes, unwohnliches Gemach mit gelben Damasttapeten, die ehemals sehr schön und kostbar gewesen sein mußten, deren Grundfarbe und Muster unter der dicken Schmutzkruste heute aber kaum noch erkennbar waren.

In einer der tiefen Fensternischen saß Doktor Reifenstein, ein kleiner, sehr beweglicher Mann, und las in einer

Zeitung. Als Grätz eintrat, erhob er sich lebhaft und grüßte freundlich.

„Guten Tag, Doktor," sagte Otto, dem Arzte die Hand reichend und dann seinen Pelz abwerfend; „wie steht's?"

„Wie immer," entgegnete Doktor Reifenstein. „Das Asthma hat sich erheblich verstärkt, aber augenblickliche Lebensgefahr liegt meines Erachtens nicht vor. Natürlich will ich nicht darauf schwören, daß der Tod nicht doch ganz plötzlich infolge eines Erstickungsanfalls eintreten könne. Der Patient ist durch seine regellose Diät sehr geschwächt; Lunge und Herz funktioniren nicht mehr recht, indessen — wie gesagt, eine momentane Gefahr liegt nicht vor."

„Sie bleiben also nicht hier, Doktor?"

„Ich kann nicht, lieber Freund, ich habe in Ostrowo zu thun. Ich nütze Ihnen im Augenblick auch nichts. Also auf Wiedersehen, mein lieber Herr Grätz. In Ostrowo wartet man auf mich."

Er drückte Grätz die Hand und eilte davon.

Er war kaum fort, als Rosalla wiederkam: der gnädige Herr sei erwacht und wünsche den jungen Herrn zu sprechen.

Grätz folgte der Alten in das Nebenzimmer, ein hohes, gewölbtes Gemach, dessen Fußboden mit Bastmatten bedeckt war und dessen ganze Einrichtung aus drei Stühlen und einem Betschemel bestand. Die Längswand öffnete sich zu einem geräumigen Alkoven, in dem sich das Himmelbett des Schloßherrn befand.

Als Grätz eintrat, lag Zloczew vollkommen ruhig da und schaute seinen Neffen mit klaren Augen an. Daß der Greis schwer leidend, war trotzdem gar nicht zu verkennen. Das pergamentfarbene Antlitz war so hager und eingefallen, daß es schien, als liege die Haut unmittelbar auf den Knochen. Mitten auf den Wangen zirkelten sich zwei bräunlich getönte Flecken ab. Um die funkelnden Augen und die stark gebogene große Nase hatten sich dunkle Schatten

gelegt. Die ſpinnenförmigen Hände, die auf der Bettdecke ruhten, zitterten leiſe und fingerten zeitweilig haſtig hin und her.

„Nähertreten," krächzte der Kranke.

Otto gehorchte, ſetzte ſich neben das Bett des Oheims, berührte deſſen Rechte und ſagte mit leiſer Stimme ein freundliches Grußwort.

Der Alte beobachtete es gar nicht. Ein höhniſches Lächeln ſpielte um ſeinen meſſerſcharfen, von grauen Bartſtoppeln umrahmten Mund.

„Haſt wohl ſchon gehofft, ich würde abkratzen — he?" fuhr er fort. „Haha, es geht nicht ſo raſch, mein Junge — habe ein zähes Leben und meinen ganzen inneren Menſchen ſo unter Spiritus geſetzt, daß ich das beſte Präparat abgeben könnte. Kann noch an die zehn Jahre leben." Er hüſtelte leiſe. „Iſt Dir wohl unangenehm — he?"

„Onkel, ich bitte Dich —"

„Ah was —" ein polniſches Fluchwort folgte. „Rück' näher heran — noch näher — ſo! Und paſſ' auf! Ich pfeif' auf die Welt und auf alle lebendigen Menſchen. Es weint mir auch Keiner nach. Du auch nicht, und der Lümmel, der Supan, erſt recht nicht. Seid Einer wie der And're. Nur — nur — nur die Käthe war beſſer. Und der hab' ich Unrecht gethan und kann's ihr nicht mehr abbitten. . . . Noch näher heran — ſo! . . . Du biſt eines Blutes mit der Käthe und ſchon deshalb mein Erbe. Gib Acht! Wenn's einmal plötzlich zu Ende geh'n ſollte — ich hinterlaſſe viel, mehr als genug für Dich — mein Teſtament liegt auf dem Gericht und alles Bare" — ſeine Stimme wurde leiſer — „in dem Wandſchrank in der Sattelkammer. Da vermuthet's Niemand — und dem Schuft, dem Supan, habe ich nie getraut."

Er richtete ſich plötzlich im Bette auf und ſank dann wieder röchelnd in die Kiſſen zurück.

„Aber ich leb' noch an die zehn Jahre," krächzte er weiter. „Freue Dich nicht zu früh! Nur für den Nothfall — damit Du weißt, wo es liegt —"

Er ſchloß die Augen, anſcheinend tief erſchöpft. Seine Bruſt flog auf und nieder; raſſelnde Geräuſche quollen über ſeine ſich blau färbenden Lippen.

„Onkel!" rief Otto und ſuchte ihn etwas aufzurichten.

Da riß Zloczew die Augen weit auf.

„Was willſt Du noch — he? Ich ſterbe noch nicht — noch lange, noch lange nicht! Mach', daß Du fortkommſt! Ich will den Supan haben — mit der Rumflaſche — vorwärts — ſonſt —"

Seine heiſere Stimme ſchwoll an, und ſeine Augen funkelten wie die eines böſen Thieres.

Grätz kannte dieſen Zuſtand. Er erhob ſich raſch und eilte in die Nebenſtube, wo Supan und Roſalla warteten.

„Schnell, Supan," ſagte er, „der gnädige Herr wünſcht Dich! Eile!"

Supan ging. Grätz blieb noch einige Minuten lauſchend an der Thür zum Nebenzimmer ſtehen. Er hörte, daß der Kranke ſeiner Gewohnheit nach den Kaſtellan gewaltig anſchnauzte — die Beiden ſprachen immer nur polniſch miteinander —, dann wurde es ſtiller.

Otto ſchickte Roſalla hinaus und ließ ſich müde in einem großen Lehnſeſſel am Fenſter nieder. Er war ſehr abgeſpannt und konnte die Augen kaum noch offen halten. Er hätte gern ein Stündchen geſchlafen, aber der Gedankenſturm hinter ſeiner Stirn ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Was ſollte werden? In zwei Tagen war die Pachtſumme an den Fürſten fällig, die er nicht mehr beſaß, auch nicht mehr leihen konnte. Sie war ja ſchon von den Wucherern entnommen worden. Und Bjeltſchitz forderte die Spielſchuld ein. Er mußte ſie nach den Geſetzen der Geſellſchaft, in der er lebte, binnen Tagesfriſt zahlen, oder

er galt als ehrlos. Kein Ausweg mehr! Starb der da drinnen nicht, der Alte, den schon die Schatten des Hades umkreisten, so lag für ihn selbst die Pistole bereit.

Die Thür zum Krankenzimmer bewegte sich leise. Supan kehrte auf den Zehenspitzen zurück, die Rumflasche in der großen rothen Faust.

„Er hat zwei Gläser getrunken, Pan," flüsterte er, „und nun schläft er wieder."

Grätz nickte. „So lass' ihn schlafen," entgegnete er. „Er wird schon nach uns rufen, wenn er aufwacht. Hast Du ein Glas Wein zur Hand, so gib es mir — ich bin halbtodt."

Der Alte schüttelte ernst den Kopf. „Ich habe nichts, Herr," sagte er, „nur den Rum. Das Schlüsselbund liegt unter dem Kopfkissen des gnädigen Herrn, und der Weinkeller ist verschlossen."

„Gut, geh'!"

Grätz lehnte sich ärgerlich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Für wen lebte der alte Geizhals noch — für wen?! Und was für ein erbärmliches Dasein war es, das er führte! War es nicht eine Wohlthat für ihn, wenn ihn der Tod erlöste? Eine Wohlthat für ihn, und zugleich für seinen Neffen und Erben die Freiheit! — Wie ungerecht ist das Schicksal! Den alten Kranken, dessen Tage nach menschlicher Voraussicht schon gezählt waren, ließ es weiterleben — und ihn, den jungen, kräftigen, blühenden Mann stellte es an die Schwelle des Todes.

Otto stöhnte leise auf. Ein schrecklicher Gedanke schoß ihm durch das Hirn. Der Arzt hatte gesagt, daß ein neuer Erstickungsanfall Zloczew tödten könne. Wenn dieser Anfall nun eintrat! — Er richtete sich halb auf dem Stuhle empor, riß die Augen weit auf und lauschte — lauschte.

5.

Um die Mittagsſtunde hielt der kleine Jagdſchlitten Zloczew's vor dem Hauſe in Oſtrowo, in dem der Kreisphyſikus wohnte, und Supan klingelte oben an der Thür des Arztes.

Das Dienſtmädchen ſagte ihm, daß der Herr Doktor ſchlafe, aber Supan beharrte darauf, Bjeltſchitz ſprechen zu müſſen. Er wurde in das Wartezimmer geführt, mußte ſich aber noch eine gute Viertelſtunde gedulden, ehe der Arzt im Schlafrocke und mit verärgertem Geſicht erſchien.

„Was gibt es denn, Supan?" fragte er, noch auf der Schwelle. „Ihr wißt doch, daß ich mich mit Eurem Herrn überworfen habe und nicht mehr nach Czentowo komme!"

„Weiß es, Pan Doktor," entgegnete der finſtere Alte. „Aber Herr Grätz ſchickt mich, und Doktor Reifenſtein iſt über Land gefahren. Es handelt ſich auch nur um den Todtenſchein für unſeren gnädigen Herrn."

„Den Todtenſchein? Alſo Zloczew iſt — todt?"

„Iſt todt, Pan Doktor," wiederholte Supan kopfnickend.

Bjeltſchitz klingelte dem Dienſtmädchen. „Meine Sachen," befahl er. „Wartet fünf Minuten, Supan, ich will mich nur fertig machen."

Es war raſch gethan. Mit hellem Geläut, fröhlich, als gehe es nicht in ein Todtenhaus, trabten die Pferde nach Czentowo zurück.

Bjeltſchitz hatte ſich eine Cigarre angezündet. Er rauchte nur, wenn er ſich in Erregung befand — der Tabak war für ihn ein Beruhigungsmittel. Supan mußte erzählen.

„Iſt der Tod raſch eingetreten?" fragte der Arzt.

„Ja, Herr Doktor — oder nein — ich weiß es nicht." Und Supan ſchlug mit ſeiner Peitſche eine Schleife durch die Luft. „Es war nämlich ſo gekommen. Ich hatte dem Herrn ein Gläschen Rum gegeben, und da ſchlief er ganz

friedlich ein. Und da ging ich in die Küche und frühstückte mit der Rosalla zusammen. Und auf einmal hör' ich es wie wahnsinnig klingeln, und wie ich 'raufkomme, stürzt mir Herr Grätz schon entgegen und ruft mir zu: ‚Supan, der Onkel ist todt!' — Und so war es auch."

Bjeltschitz schaute nachdenklich den Rauchringeln seiner Cigarre nach. „Also Herr Grätz ist in der Todesstunde des alten Herrn bei ihm gewesen?"

Supan schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, das war er nicht. Es war kein Mensch bei ihm. Herr Grätz sagt, er sei im Nebenzimmer im Lehnstuhl ein wenig eingeschlummert. Und nachher habe er zuerst gelauscht, ob sich in der Krankenstube etwas rege, denn im Traume sei es ihm so gewesen, als ob der gnädige Herr gerufen habe, und da sei er leise aufgestanden und habe die Thüre geöffnet. Und da habe der gnädige Herr ganz stille im Bette gelegen, und als Herr Grätz näher getreten, habe er gesehen, daß der Herr ganz blau im Gesicht sei, und da habe er seine Hand genommen, und die wäre ganz kalt und starr gewesen, sagte Herr Grätz. Und da hat er denn erst gemerkt, daß er todt sei."

Supan schnalzte mit der Zunge; seine Pferde liefen ihm zu langsam. Der Kreisphysikus antwortete nicht, sondern dampfte nur stark. Er hatte sich eine zweite Cigarre angesteckt und stieß den Rauch in langen Streifen zwischen den gespitzten Lippen hervor.

Er war sehr nachdenklich geworden. Das, was Supan erzählte, beschäftigte ihn lebhaft. Seine Stirn, die eine Pelzkappe deckte, verfinsterte sich. Ein harter und böser Zug markirte sich um den Mund. Er sprach kein Wort weiter, die ganze Zeit hindurch. Als der Schlitten in Czentowo einfuhr, läuteten die Kirchenglocken, und als der Arzt in das Schloß trat, begegnete er dem Priester des

Orts, der dem Todten nicht einmal mehr hatte die Sterbesakramente reichen können.

Rosalla, die heulend und jammernd den Doktor empfing, führte ihn in das erste Stockwerk hinauf. Grätz begrüßte ihn mit ernstem Gesicht und einer steifen Verneigung.

„Ich bedaure, daß ich Sie belästigen mußte, Herr Doktor," sagte er; „es handelt sich nur um die Feststellung des erfolgten Todes."

Der Arzt trat an das Bette Zloczew's, nachdem er vorher die Vorhänge am Fenster zurückgeschlagen hatte, so daß das Tageslicht vollen Eintritt in das Zimmer hatte.

Der Todte lag lang ausgestreckt in den Kissen. Das Gesicht sah abschreckend häßlich aus; es war verzerrt, gedunsen und bläulich braun; die auf der Bettdecke ruhenden Finger hatten sich zusammengekrampft.

Bjeltschitz untersuchte den Todten sehr genau — es währte länger als zehn Minuten. Er sprach dabei gar nicht. Tief aufathmend richtete er sich plötzlich empor, zog die Decke über den Todten und sagte, Otto scharf ansehend, mit schwerer Betonung: „Herr Grätz, Ihr Oheim ist keines natürlichen Todes gestorben."

Otto wich einen Schritt zurück. „Wie?" stieß er hervor, „sprechen Sie die Wahrheit?"

„Ja, Herr Grätz. Ich wiederhole Ihnen: Ihr Oheim ist keines natürlichen Todes verstorben, er ist erstickt worden, und zwar muthmaßlich mit einem Tuch oder einem Kissen, das man ihm auf den Mund gepreßt hat. Die Sektion der Leiche wird es ergeben."

„Erstickt worden! Aber wie ist das möglich! Bin ich" — und er strich sich über die Stirn — „bin ich denn bei Sinnen!? Saß ich nicht ruhig nebenan und —"

Er sprang an die Thür, riß sie auf und rief der erschreckten Rosalla zu: „Supan soll kommen — auf der Stelle!"

Rosalla lief, daß ihre Röcke flogen. Grätz schritt inzwischen wortlos im Zimmer auf und ab, den Kopf geneigt, mit schwer arbeitender Brust.

Bjeltschitz hatte sich von Neuem am Bett niedergelassen und betrachtete nochmals aufmerksam das Gesicht des Todten.

Im Nebengemach ging eine Thür, Supan tappte schweren Schrittes heran.

„Vorsicht, Herr Grätz!“ flüsterte der Arzt; „sagen Sie nichts von meinem Ausspruch! Ich hab' meine Gründe.“

Supan trat ein.

„Hör' zu, Alter!“ Grätz wandte sich an den Kastellan. „Als Du zuletzt das Zimmer des gnädigen Herrn verließest, schlief da mein Oheim schon?“

Supan schüttelte den dicken Kopf. „Nein, Herr, aber er hatte sich auf die Seite gelegt und sagte: ‚Nun geh', ich will schlafen.‘“

„Hatte er vorher einen Anfall gehabt?“

„Daß ich nicht wüßte. Sie selbst riefen mich ja, gnädiger Herr.“

„Ganz richtig. Und Du gingst zu ihm. Was geschah dann?“

„Der Herr schrie mich zuerst an, warum ich nicht gleich gekommen sei und wo ich so lange bliebe. Und dann wollte er ein Glas Rum — ich gab ihm eins. Dann schimpfte er wieder — und ich gab ihm noch eins. Und dann drehte er sich 'rum und wollte schlafen.“

„Darauf gingst Du?“

„Ja, dann ging ich.“

„Und Du bist nicht wieder im Zimmer gewesen?“

„Nein, gnäd'ger Herr — bis Sie nach mir klingelten.“

Grätz wandte sich um. „Geh',“ sagte er.

Supan verließ das Zimmer, schweren Schritts, wie er gekommen war, im Abgehen dreimal das Kreuz über der Brust schlagend.

„Eine letzte Frage, Herr Doktor," wandte sich Grätz an Bjeltschitz zurück. „Halten Sie es für unmöglich, daß Sie sich täuschen? Doktor Reifenstein sprach davon, daß auch während eines Anfalls die Erstickungsgefahr groß sei. Ist das in diesem Falle ausgeschlossen?"

„Ja," antwortete der Arzt, „wenigstens meines Erachtens nach. Bei gewissen Erkrankungen der Athemwege kann allerdings eine Erstickung eintreten, aber dann sind die äußeren Merkmale andere als hier."

„Es kann sich also nur um ein Verbrechen handeln?"

Der Arzt zögerte einen Moment, ehe er erwiederte: „So wahr ich vor Ihnen stehe — ja."

Otto schloß die Augen, aber nur vorübergehend. Er überwand seine Schwäche rasch. Er richtete sich kräftig auf und entgegnete fest: „Supan, seine Frau und ich waren die Einzigen im Schlosse, als das Verbrechen geschah. Einer von uns Dreien muß also der Thäter sein. Fahren Sie nach Ostrowo zurück, Herr Doktor, und holen Sie das Gericht!"

Bjeltschitz verneigte sich kurz und schritt zur Thür. Aber er kehrte noch einmal zurück — zögernd und langsam, mit eigenthümlichem Ausdruck im Antlitz und lauerndem Blick.

„Wir stehen uns als Feinde gegenüber, Herr Grätz," sagte er mit gedämpfter Stimme, „und die Gunst des Moments gibt mir zur Zeit Gewalt über Sie. Die Thatsache, daß an Ihrem Oheim ein Verbrechen begangen worden, ist unleugbar. Wer es begangen hat, weiß ich nicht — ich habe auch nicht das Recht, darnach zu forschen, ich habe nur die Thatsache festzustellen. Wie die Sache liegt, sprechen alle Indizien gegen Sie. Die Untersuchung wird beweisen, daß ich Recht habe. ... Wir sind allein, Herr Grätz, und Niemand hört uns. Wir sind ohne Zeugen. Lassen Sie uns einen Vertrag schließen. Ich

verpflichte mich, Ihnen auf der Stelle zu bescheinigen, daß Zloczew infolge von Lungenschlag verschieden ist, wenn Sie auf Jadwiga Wanoska verzichten und sich im Auslande ansiedeln wollen."

Grätz fuhr empor. „Gehen Sie, Herr Doktor," sagte er; „wir haben nichts weiter miteinander zu verhandeln!"

Bjeltschitz ging noch nicht, er blieb stehen. Seine Nasenflügel zitterten, und in seine dunklen Augen trat ein unheimliches Leuchten.

„Ueberlegen Sie, was Sie thun," gab er mahnend zurück; „Sie stehen an einem Abgrunde, und ich allein kann Sie retten. Ich begreife, daß Ihnen das Entsagen tiefen Schmerz bereiten muß, aber Sie sind noch jung und werden darüber hinwegkommen. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie die, um die wir Beide kämpfen, niemals erringen werden, wenn erst das Gericht über diese Schwelle getreten ist."

Mit flammenden Augen, kaum noch mächtig seiner selbst, trat Grätz dicht vor den Sprechenden. „Sie sind toll genug, zu glauben, ich könne der Mörder meines Oheims sein?" rief er.

„Die Untersuchung wird es ergeben," erwiederte der Kreisphysikus ruhig.

„Hinaus!" rief Otto mit starker Stimme, und Bjeltschitz ging, ein Lächeln um die Lippen und gleichmüthig mit den Achseln zuckend.

6.

Otto blieb in unbeschreiblicher Stimmung zurück. Der Kopf schmerzte ihm furchtbar — er war fast unfähig, seine Gedanken zu sammeln. Alle seine Glieder zuckten.

Der Ohm war ermordet worden! Bjeltschitz behauptete es — aber log er nicht? War es nicht nur eine fein ersonnene Komödie gewesen, um ihn zu zwingen, auf Jadwiga Verzicht zu leisten? Ja, ja, es konnte ja gar nicht

anders sein! Es war ja unmöglich, daß Bjeltschitz im Recht war! Der Ohm ermordet — wer sollte denn der Thäter sein?!

Otto versuchte, sich über das klar zu werden, was seit seiner Rückkehr aus Dombrowka geschehen war. Er hatte zuerst den Oheim gesprochen und dann Supan gerufen. Von diesem Augenblick ab war er bis zu dem Moment, da er den Tod des Alten entdeckt hatte, nicht mehr am Bette Zloczew's gewesen. Er hatte im Vorzimmer im Lehnstuhl geschlafen. Wollte man in das Schlafgemach des Oheims, so mußte man das Vorzimmer passiren, und Grätz wäre, da er nur in leichtem Halbschlummer gelegen, in diesem Falle ohne Zweifel erwacht. Es blieb nur noch die letzte Annahme übrig, daß Supan den Alten erwürgt oder erstickt hatte, während er bei ihm war, um ihm ein Glas Rum zu geben. Während dieser Zeit aber hatte Otto nicht geschlafen, sondern wach im Lehnstuhl am Fenster gesessen. Wäre die That geschehen, so hätte er wenigstens ein leises Röcheln hören müssen. Supan war indessen ruhig wie immer aus dem Zimmer des Kranken getreten.

Es war unmöglich. Supan war ein roher alter Kerl, aber dem Rittmeister immer treu ergeben gewesen. Ein Racheakt konnte nicht vorliegen, noch weniger ein Raubanfall, denn der Oheim führte niemals bar Geld bei sich, und auch das Schlüsselbund unter seinem Kopfkissen hatte Grätz richtig vorgefunden und an sich genommen.

„Unsinn," sagte er zu sich selbst, „das Ganze ist ein Bubenstreich des Kreisphysikus — nichts weiter. Er hat mir die Jadwiga abtrotzen wollen und zu diesem Zwecke ein elendes Gaukelspiel erfunden, um mich in Angst zu setzen. Er ist ein Schurke, dem jedes Mittel heilig ist."

Auf dem Gange wurden eilfertige Schritte hörbar, Supan öffnete die Thür, und Otto sah das frische, von der Winterluft lebhaft geröthete Gesicht Jadwiga's, da-

hinter Wanoski und Herrn v. Kurnik. Er ſtieß einen Freudenruf aus; ſeine Nerven befanden ſich in ſo hochgradiger Spannung, daß ſchon der Anblick der Geliebten ihm wie die Erlöſung von einem gewaltig auf ihm laſtenden Alp dünkte. Er ſtürzte ihr entgegen und umarmte ſie ſtürmiſch. Die Thränen floſſen ihm über die Wangen — er vermochte ſich nicht länger zu beherrſchen.

Wanoski und Kurnik kondolirten ihm mit den üblichen Phraſen, aber über das vergnügte Bordeauxgeſicht des alten Polen huſchte dabei etwas wie ein unterdrücktes Lächeln, das zu ſagen ſchien: „Sei froh, daß Du Deines Erbes ſicher biſt!“ — Grätz merkte ſofort, daß die Beſucher von der Muthmaßung Bjeltſchitz' noch nichts wußten.

„Von wem haben Sie die Trauernachricht gehört?“ fragte er Herrn v. Kurnik.

„Vom Kreisphyſikus,“ antwortete der Gefragte. „Ich wollte nach Dombrowka, um mich mit Wanoski über die Neuwahl des Kreisausſchuſſes zu einigen, als Bjeltſchitz bei mir vorüberfuhr. Ich rief ihm ein ‚Wohin?‘ zu, und er ſchrie zurück: ‚Nach Oſtrowo, das Gericht holen — Zloczew iſt geſtorben!‘ Na, und da habe ich mir denn ſchleunigſt Wanoski und Fräulein Jadwiga aufgeladen, um Ihnen zu gratuliren — Pardon — zu kondoliren, und um Sie zu fragen, ob ich Ihnen in den nächſten Tagen irgendwie behilflich ſein kann.“

„In Sachen des Leichenbegängniſſes, lieber Grätz,“ fügte Wanoski hinzu. „Ich ſtelle Ihnen ſelbſtverſtändlich Wagen und Pferde und Dienerſchaft zur Verfügung, ſo viel Sie haben wollen.“

„Wann iſt der alte Herr geſtorben, Otto?“ fragte Jadwiga.

Grätz antwortete nicht ſofort. Es drehte ſich wieder Alles um ihn herum, die ganze Stube, Wanoski, Jadwiga, Kurnik — Alles. Er öffnete den Mund, um zu ſprechen,

aber er stieß nur einen unverständlichen Laut aus. Und plötzlich schrie er, die Fäuste ballend und sie gegen die Schläfe pressend, gellend auf: „Sagt mir, daß ich verrückt bin! Oder sagt, daß Bjeltschitz verrückt ist! Er behauptet, der Ohm sei ermordet worden!"

Die Wirkung dieses Geständnisses auf die Anwesenden war unbeschreiblich. Jadwiga schrie auf. Wanoski taumelte gegen die Wand, und Herr v. Kurnik sprang todtenbleich auf Otto zu, packte ihn an der Schulter und wiederholte: „Ermordet?! Ermordet?!"

„Ja — ermordet — erstickt — mit einem Kissen, einem Tuche — was weiß ich!" rief Otto. „Von unsichtbarer Hand ermordet, während Supan mit Rosalla unten in der Küche weilte, und ich hier in diesem Zimmer ermüdet eingeschlafen war — hier, in diesem Lehnstuhl!"

Er schlug mit der Faust auf die Rückenpolsterung des Sessels, lachte auf und lief wie ein Toller im Zimmer auf und nieder.

Jadwiga war auf das Sopha gesunken, hatte die Arme auf den Tisch gelegt und das Gesicht in die Hände gedrückt. Ihr Vater lehnte noch immer an der Wand, schlotternd, mit verzerrten Zügen und bebenden Lippen. Kurnik allein behielt seine Geistesgegenwart.

„Grätz — seien Sie vernünftig," sagte er, „und erzählen Sie. Was ist das für ein Wahnsinn!"

„Wahnsinn — ja, das ist es!" entgegnete Grätz. Er trat an Jadwiga heran und erfaßte ihre Hände. „Jadwiga, mein Lieb, errege Dich nicht — es wird sich Alles aufklären. Es kann ja doch nur Wahnsinn sein — oder ein furchtbarer Schurkenstreich!"

Und Grätz begann zu erzählen. Er war ruhiger geworden. Es wirkte besänftigend auf ihn, daß er Freunde um sich hatte, die das Gräßliche nicht glauben konnten. Er schilderte den Verlauf des Vormittags so, wie er sich

zugetragen, und verschwieg nichts — auch nicht den schmählichen Handel, den der Kreisphysikus ihm angeboten hatte.

Wanoski wie Kurnik waren der Ansicht, gerade dieser letzte infame Streich sei ein schlagender Beweis dafür, daß Bjeltschitz nur den Versuch gemacht habe, Grätz einzuschüchtern, und daß in Wahrheit kein Verbrechen, sondern einfach der Tod durch Erstickung infolge eines Asthmaanfalls vorliege. Herr v. Wanoski wurde jedoch immer einsilbiger, und Jadwiga saß stumm neben Otto, mit heißem Druck seine Hand in die ihren pressend und ihre brennenden Augen nur selten von seinen erregten Zügen lassend.

„Weiß Supan von der Vermuthung des Doktors, Otto?" Es war die erste Frage, die sie an Grätz stellte.

Er verneinte. „Ich habe ihm absichtlich nichts davon gesagt, Jadwiga. Ich wollte nicht, daß die Sache im Dorfe herumgetragen würde — für den Fall, daß sie sich als Irrthum oder als ein Schurkenstreich herausstellen sollte."

„Und Du bist sicher, daß Supan keines Verbrechens fähig ist?"

„Sicher? Man kann den Menschen nicht in's Herz schauen. Supan ist ein verschlossener und tückischer alter Bursche, aber seit über zehn Jahren in Diensten meines Onkels und hat sich, so viel ich weiß, nie etwas Ernstliches zu Schulden kommen lassen. Nein, ich halte ihn eines so schweren Verbrechens für unfähig. Es lag auch kein Grund für ihn vor, an seinem greisen Herrn zum Mörder zu werden."

Herr v. Wanoski drängte zum Aufbruch. Man erwarte ihn zu Hause. Der Landrath habe sich angesagt, die Sache mit den Kreisausschußwahlen müsse erledigt werden.

Jadwiga erhob sich. „Fahre zurück, Vater," sagte sie, „ich bleibe hier."

Wanoski brauste auf. „Sei keine Thörin, Kind! Hier-

bleiben — Unsinn! Willst Du Dich in die Untersuchung mischen? Kannst Du dem Grätz helfen?"

„Keines von beiden, Vater — ich bleibe trotzdem. In solcher Stunde gehöre ich an die Seite meines zukünftigen Gatten."

„Deines zu —" Wanoski erhob sich gleichfalls, rasch und brüsk. Er hustete stark, und zwischen seinen Brauen zog sich eine schwere Falte zusammen.

Herr v. Kurnik legte seine Hand auf die Schulter des Nachbarn.

„Gemach, lieber Freund," sagte er. „Wir werden bleiben. Wir gehören zu den Freunden von Otto Grätz und werden ihn in Augenblicken der Noth nicht im Stiche lassen. Wir sind nicht vom Schlage des Kreisphysikus. Der Landrath mag warten oder wieder nach Hause fahren — wir haben Wichtigeres zu thun."

„Schlittengeläut!" rief Jadwiga, auffahrend und lauschend.

Vom Hofe herauf tönte der Schall befehlender Stimmen.

7.

Grätz schritt den Herren entgegen, aber er stutzte unwillkürlich, als sein Blick aus einem der Fenster auf den Schloßhof fiel. An jedem Portal hielt ein Gendarm Wache, und ein dritter hatte am Fuße der Treppe Posto gefaßt.

Allen voran stürmte Supan mit erschrecktem Gesicht.

„Die Polizei, gnädiger Herr," keuchte er, „und der Staatsanwalt aus Ostrowo und das ganze Gericht —" —

Die Herren stiegen langsam die Treppe hinauf; Staatsanwalt Hentschel, der Amtsgerichtsrath, zwei Beisitzer und ein Schreiber und die Doktoren Bjeltschitz und Reifenstein, der Letztere noch beweglicher als sonst auf den Kreisphysikus, der zugleich vereidigter Gerichtsarzt war, einredend.

Hentschel begrüßte Grätz sehr artig und bot ihm die Hand.

„Ein unbegreifliches Mißverständniß, das sich bald aufklären wird," sagte er. „Wollen Sie uns, bitte, in das Sterbezimmer führen." Und leiser fügte er hinzu: „Verzeihen Sie den polizeilichen Apparat, aber es geschah auch in Ihrem Interesse. Ich habe anordnen müssen, daß Niemand das Schloß verläßt."

Die wenigen Worte thaten Otto wohl; sie bewiesen ihm, daß der Staatsanwalt persönlich ihm freundschaftlich gesinnt war und in Bezug auf das gemuthmaßte Verbrechen einfach an einen Irrthum glaubte.

Nach kurzer Begrüßung der Anwesenden begab sich die Gesellschaft in das Sterbegemach. Supan wurde gerufen; er mußte einen Tisch, Tinte und Feder für die Beisitzer und den Schreiber herbeischaffen, sodann auch die jammernde Rosalla rufen und mit ihr im Zimmer bleiben.

Der Amtsgerichtsrath Roth, ein älterer Herr von wohlwollendem Aeußern, begann mit einem kurzen Verhör. Die Aussagen Otto's und Supan's wurden zu Protokoll genommen, und Rosalla, die nichts anzugeben hatte, wurde wieder entlassen.

Hierauf nahm der Staatsanwalt das Wort.

„Ich möchte zunächst den Kreisphysikus, Herrn Doktor Bjeltschitz bitten, uns in kurzen Worten klarzulegen, auf welche äußeren Merkmale sich seine Vermuthung, daß an Herrn v. Zloczew ein Verbrechen begangen worden ist, stützt. Es ist dies um so wichtiger, als sich zwischen ihm und dem Hausarzte Zloczew's, Herrn Doktor Reifenstein, schon unterwegs eine erregte Diskussion über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Erstickung durch einen asthmatischen Anfall entsponnen hat, der zufolge die Annahme, daß ein natürlicher Tod vorliegt, durchaus nicht ausgeschlossen erscheint."

Der Amtsgerichtsrath nickte zustimmend. „Ich bin einverstanden," entgegnete er. „Wie lange sind Sie Hausarzt bei dem Rittmeister Zloczew gewesen, Herr Doktor Reisenstein?"

„Zwei Jahre hindurch," erwiederte der Gefragte.

„Und Sie haben den körperlichen Zustand des Verstorbenen genau gekannt?"

„Genau. Herr v. Zloczew litt, als er in meine Behandlung kam, an Gicht der Hand- und Kniegelenke, die ihm viel Schmerzen verursachte, aber schwer zu kuriren war, da der Kranke immer wieder neue Diätfehler beging. Er litt ferner, und das ist für die gerichtliche Untersuchung die Hauptsache, an Asthma. In Rücksicht auf das Alter und die Gebrechlichkeit des Patienten lag die Sache von vornherein ungünstig. Sein Leiden war unheilbar, konnte sich aber freilich auch noch lange hinziehen."

„Sie halten es für möglich, Herr Doktor, daß ein solcher Kranker während des asthmatischen Anfalls erstickt?"

„Ich selbst habe einen solchen Fall in meiner Praxis noch nicht beobachten können, doch kennt die ärztliche Literatur viele Fälle von Erstickung bei stark vorgeschrittenem Asthma und großer Schwäche des Kranken."

Doktor Bjeltschitz räusperte sich. „Pardon, wenn ich mir gestatte, eine Zwischenbemerkung einzuschieben," sagte er. „Wie mein Herr Kollege ganz richtig ausführt, können Erstickungsfälle bei vorgeschrittenem Asthma aus großer Schwäche vorkommen. Dann sind aber gewöhnlich schwerere organische Erkrankungen der Lungen und des Herzens damit verbunden. Ich behaupte nun im Gegensatz zu dem Herrn Kollegen, daß das Asthma und die Schwäche Zloczew's noch nicht so weit fortgeschritten waren."

Der kleine Reisenstein fuhr empört auf. „Wie können Sie so etwas als Thatsache hinstellen, Herr Kollege, da Sie den Kranken in den letzten beiden Jahren nicht gesehen haben!?"

Bjeltſchitz lächelte höhniſch. „Ich kann mich nicht zu der Anſicht bekehren, Herr Kollege, daß ſich das Aſthma innerhalb dieſer beiden Jahre ſo ſtark entwickelt haben könne; es war in ſeinen Anfängen gutartiger Natur, ſo lange ich die Behandlung des Patienten in Händen hatte.“

„Erlauben Sie, meine Herren,“ fiel der Staatsanwalt den ſtreitenden Aerzten in das Wort, „es handelt ſich nicht um die Erkenntniß des Uebels ſelbſt, ſondern einfach darum, ob es ſich konſtatiren läßt, daß Zloczew durch die Hand eines Verbrechers erwürgt, reſpektive erſtickt worden, oder aber ob die Erſtickung die direkte Folge eines aſthmatiſchen Anfalls geweſen iſt.“

„Meiner Anſicht nach läßt ſich das in dieſem Falle gar nicht entſcheiden,“ entgegnete Doktor Reifenſtein. Er trat an das Bett des Todten heran und ſchlug die Decke zurück. „Bitte, meine Herrn, überzeugen Sie ſich, daß Zloczew nicht mit den Händen erwürgt worden iſt. Es müßten ſich in dieſem Falle blaue Flecke, die Eindrücke der Finger des Verbrechers, am Halſe zeigen. Es könnte alſo nur die Annahme übrig bleiben — und Kollege Bjeltſchitz iſt ja dieſer Meinung — daß Zloczew mittelſt eines Kiſſens, das man ihm auf Mund und Naſe gepreßt hat, erſtickt worden iſt. Iſt dies aber der Fall geweſen, ſo läßt es ſich am Aeußeren des Todten durch nichts beweiſen. Bei einer gewaltſamen Erſtickung dieſer Art zeigen ſich äußerlich dieſelben Merkmale, daſſelbe gedunſene blaurothe Geſicht, wie bei einer Erſtickung infolge von Lungenlähmung durch Aſthma.“

„Ich kann auch dieſe Anſicht des geſchätzten Herrn Kollegen nicht ohne Weiteres unterſchreiben,“ nahm der Kreisphyſikus von Neuem das Wort. „Betrachten Sie die Hände des Todten! Die Finger ſind zuſammengekrümmt —“

„Jawohl — zuſammengekrümmt,“ fiel Doktor Reifenſtein lebhaft ein, „aber nicht, weil der Todte ſich gewehrt

hat, sondern erstens, weil seine Finger infolge der Gichtknoten überhaupt keine normalen Formen mehr zeigten, und zweitens, weil bei Brustkrämpfen das ganze Muskelsystem naturgemäß in Zuckungen geräth. Die gekrümmten Finger des Todten beweisen gar nichts!"

Der kleine Arzt stieß diese letzten Worte mit solcher Heftigkeit hervor, daß der alte Amtsgerichtsrath, einen neuen Streit der Doktoren befürchtend, beschwichtigend mit der Hand winkte. Bjeltschitz blieb indessen ruhig und leidenschaftslos; auch das leicht ironische Lächeln um seine Mundwinkel wich nicht.

„Sie werden mir beistimmen müssen, Herr Kollege," sagte er, „daß eine Erstickung nicht schon bei Beginn eines asthmatischen Anfalls, sondern höchstens auf seinem Höhepunkte eintreten kann. Der Kranke würde also genügend Zeit gehabt haben, durch Klinzelzeichen Hilfe herbeizuschaffen, der es vielleicht geglückt wäre, die Erstickungsgefahr zu beseitigen. Das ist indessen nicht geschehen."

„Ich habe keine Ursache gehabt, mich darnach zu erkundigen," entgegnete Doktor Reifenstein unwirsch.

Staatsanwalt Hentschel kannte die persönliche Gegnerschaft zwischen dem Kreisphysikus und Grätz; seine Sympathien waren auch entschieden auf Seite des Letzteren, aber er war zu gewissenhaft, um sich in der Leitung der Untersuchung ein neues Moment, selbst wenn es gegen Grätz sprach, entgehen zu lassen.

„Sie hören," wandte er sich an Otto, „was die beiden Herren Aerzte soeben ausgeführt haben. Einer Erstickung infolge eines Asthmaanfalls wären zweifellos Röcheltöne und wahrscheinlich auch Hilferufe vorangegangen. Sie weilten im Zimmer nebenan — haben Sie nichts vernommen?"

„Nichts," erwiederte Grätz. „Ich mache Sie indessen darauf aufmerksam, Herr Staatsanwalt, daß ich im Lehn-

ſtuhl eingeſchlafen war. Ein einziges Mal ſchien es mir, als werde mein Name gerufen — ich kann dies aber auch geträumt haben. Als ich erwachte, ging ich leiſe in das Schlafgemach meines Oheims und fand ihn todt vor."

„Wie viel Zeit mag zwiſchen dem Augenblick, da Supan das Zimmer Ihres Oheims verließ, und dem Moment, da Sie es wieder betraten, verſtrichen ſein? Können Sie mir das ungefähr angeben?" nahm der Amtsgerichtsrath wieder das Wort.

„Ungefähr — ja. Vielleicht eine Stunde — kaum mehr."

„Herr Kreisphyſikus, kann ein aſthmatiſcher Anfall, der den Erſtickungstod zur Folge hat, wohl eine Stunde währen?"

„Er wird gewöhnlich länger dauern, meiſt ſogar einige Stunden. Die Lungen füllen ſich mit Blut, ebenſo die Luftröhre und ihre Verzweigungen, ſowie die Hirnhöhle; die Athmungswege werden durch Schleim und Ausſchwitzungen verengt, oft reißen auch vereinzelte Blutgefäße — das Alles vollzieht ſich aber nicht in Minuten, ſondern im Verlaufe einer längeren Zeitdauer."

„Der Kranke würde alſo mehrfach haben nach Hilfe rufen oder klingeln können?"

„Ich bin entſchieden der Anſicht, daß er jedenfalls hätte die Klingel ziehen können."

„Und Sie, Herr Doktor Reifenſtein?"

„Ich muß in dieſem Falle dem Herrn Kollegen beiſtimmen."

„Supan!"

Der Kaſtellan, der ſich in die Nähe des Fenſters zurückgezogen hatte, trat vor.

„Wann hat Herr v. Zloczew den letzten Anfall gehabt?"

Supan kratzte ſich hinter dem Ohr und ſchaute nachdenklich zur Decke auf.

„Um ſechs Uhr früh, Herr Amtsgerichtsrath," entgegnete er. „Ich habe Roſalla bei ihm gelaſſen und bin dann

gleich zum Herrn Doktor Reifenſtein gefahren und auf dem Rückwege nach Dombrowka heran, um Herrn Grätz abzuholen."

„Als Sie den Herrn v. Zloczew zum letzten Mal lebend ſahen, war er verhältnißmäßig ruhig?"

„Jawohl, Herr Amtsgerichtsrath. Er ſchimpfte zuerſt wie immer, aber dann war er ruhig und wollte ſchlafen."

„Sie haben ihn auch nicht rufen oder klingeln hören?"

„Nein, Herr Amtsgerichtsrath. Ich war unten in der Küche, aber wenn er geklingelt hätte, hätt' ich es hören müſſen, denn die Klingel an ſeinem Bette führt direkt in die Küche, wo ich immer bin."

Der Amtsgerichtsrath wollte ſich ſoeben mit einer Bemerkung an den Staatsanwalt wenden, als Doktor Bjeltſchitz ſagte: „Ich ſtelle als vereidigter Sachverſtändiger den Antrag, daß die Leiche des Herrn v. Zloczew ſezirt werde."

Doktor Reifenſtein widerſprach dem Antrage nicht, und ſo beſchloß denn das Gericht, da die Aerzte die nothwendigen Inſtrumente bei ſich führten, die Sektion auf der Stelle vornehmen zu laſſen.

Nach kurzer Rückſprache mit Grätz über die zu dieſem Zwecke geeignetſte Räumlichkeit im Schloſſe, wurde ein großes, leer ſtehendes Gewölbe im Erdgeſchoß dazu gewählt. Ein paar Knechte wurden geholt, und mit ihrer Hilfe die in Tücher gehüllte Leiche hinunter gebracht. Supan hatte zu den nothwendigen Dienſtreichungen der Sektion beizuwohnen, Grätz wurde dagegen geſtattet, in den oberen Zimmern zu verbleiben.

8.

Wanoski und Kurnik ſaßen ſchweigend auf dem Sopha nebeneinander, ein Jeder mit ſeinen eigenen trüben Gedanken beſchäftigt. Jadwiga hatte ſich auf dem Lehnſeſſel am Fenſter niedergelaſſen, auf dem Otto am Vormittage eingeſchlummert war.

Auch sie sprach, während das Gericht im Sterbezimmer verhandelte, kein Wort. Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet und starrte mit finsteren Augen auf die leuchtende Schneelandschaft hinaus.

Sie war ein starkes Herz und ein kraftvoller Geist, aber in diesen furchtbaren Stunden kam eine bange Verzweiflung über sie. Es schien, als solle sie nicht glücklich werden. Nach dem Tode ihrer Mutter, einer stillen, blassen Frau aus einem verarmten deutschen Adelshause, deren einzigen Lebensinhalt das geliebte Kind bildete, hatte sie wenig frohe Stunden genossen. Der Vater war ein Spieler und Trinker und von unerhörtem Leichtsinn; er hatte keinerlei seelische Berührungspunkte mit seiner Tochter. Ob sie die Gattin des Kreisphysikus oder Otto's wurde, war ihm, wenn er sie doch schon aus dem Hause geben mußte, ziemlich gleichgiltig; er zog auf jeden Fall den reicheren Schwiegersohn vor. In einer Beziehung wäre ihm Grätz, saß er bereits im Genusse der Zloczew'schen Erbschaft, vielleicht noch lieber gewesen, als Bjeltschitz; er hielt ihn für freigebiger, als Jenen. Er jubelte denn auch im Geheimen, als Herr v. Kurnik mit der Nachricht bei ihm eintraf, der Alte sei gestorben, und war auf der Stelle bereit, mit Jadwiga nach Czentowo hinüber zu fahren, um dem Erben mit einem trüben und einem lächelnden Auge die Hand zu drücken. Aber alle seine rosigen Hoffnungen zerrannen im Umsehen zu nichts, als er die unheimliche Mär von dem an Zloczew begangenen Verbrechen hören mußte. Zu ruhigem Denken und vernünftiger Ueberlegung kam er gar nicht; er saß stumm brütend in der Sophaecke, die Brauen zusammengezogen und am Schnurrbart kauend, und nickte nur, wenn Herr v. Kurnik einmal mit ihm sprach.

Otto hatte sich, während man im Erdgeschoß zur Sezirung schritt, einen Stuhl neben den Sessel Jadwiga's geschoben. Es war ihm ein Trost in dieser Stunde, ihre Stimme

hören und in ihre Augen schauen zu dürfen. Sie mühte sich sichtlich ab, sich vertrauend zu zeigen und sprach ihm Muth zu; aber wie schwer wurde es ihr! Sie war nicht einen Moment im Zweifel darüber, daß Zloczew eines natürlichen Todes verstorben sei, doch sie kannte auch den Charakter des Kreisphysikus und wußte, daß er mit allen Mitteln an dem Untergange des verhaßten Nebenbuhlers arbeiten würde. Der Mann war zu Allem fähig! Da er reich war, so hatte er es durchzusetzen verstanden, daß ihr Vater in völlige pekuniäre Abhängigkeit von ihm gerieth. Aber die Hoffnung, daß sie sich infolge dessen nachgiebiger zeigen würde, war eine vergebliche gewesen. Auch den sogenannten Vernunftgründen des Vaters gegenüber war sie fest geblieben. Und seufzend hatte Wanoski sich fügen müssen.

Das wußte auch Bjeltschitz, und deshalb hatte er ihrer Meinung nach zum Aeußersten gegriffen. Verdachtsmomente in juridischem Sinne lagen genügend gegen Otto vor. Es handelte sich nur noch darum, ob das Gericht der Ansicht des Doktors Reifenstein, der einen natürlich zu erklärenden Erstickungstod für ebenso wahrscheinlich hielt wie ein Verbrechen, oder der einseitigeren des Kreisphysikus zustimmen würde. Sie zitterte vor dem Resultat der Sektion. Sah sich der Staatsanwalt veranlaßt, Grätz in Untersuchungshaft zu nehmen, so ruhte für alle Zeit ein Makel auf seinem ehrlichen Namen, auch wenn man sich späterhin genöthigt sah, ihn freizusprechen. Ja, auch dann! Auch in diesem Falle war er geächtet für die Gesellschaft. Sie zitterte vor der nächsten Stunde — und dennoch hielt ihre Hand die Rechte Otto's fest, und ihr Mund sprach tröstende Worte.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sektion im Erdgeschoß war beendet, und die Ergebnisse zu Protokoll genommen worden. Zum Triumphe

des Doktors Reifenſtein ſtellte ſich nichts heraus, was mit Sicherheit auf ein Verbrechen hätte hindeuten können. Selbſt Bjeltſchitz war einſilbiger geworden. Mit finſter gerunzelter Stirn ſtand er vor der auf einem langen Tiſche liegenden Leiche; ſein ſtechendes Auge ſchien ſich in den Leichnam einwühlen zu wollen. Fand ſich denn nichts, gar nichts, um die Schuld des Verhaßten ſo klar zu beweiſen, daß auch die Richter nicht mehr zweifeln konnten?!

Schwer aufathmend wandte er ſich ab.

„Ich gebe zu," ſagte er, zu den Richtern gewandt, „es iſt unter den obwaltenden Verhältniſſen kaum möglich, aus dem Sektionsbefunde auf ein Verbrechen zu ſchließen. Doch möchte ich die Aufmerkſamkeit der Herren noch einmal auf die verwunderliche Thatſache hinweiſen, daß Zloczew bei dem letzten, todbringenden Anfall nicht nach Hilfe gerufen haben ſoll. Herr Grätz, der ſeiner Ausſage nach im Nebenzimmer ſchlummerte, will nichts gehört haben, obwohl Supan ſchon beim erſten Verhör erklärt hat, die Thür zwiſchen beiden Gemächern ſei nur angelehnt geweſen. Ich halte es nun für ausgeſchloſſen, daß ſelbſt der feſteſte Schlaf durch das Rufen, Jammern, Stöhnen und Röcheln eines mit Aſthma Ringenden nicht geweckt werden müßte. Ich behaupte ſogar, daß Zloczew ſchon bei Beginn des Anfalls zweifellos nach der am Kopfende des Bettes hängenden Klingelſchnur gegriffen haben würde, um ſeinen Diener herbeizurufen, wenn man ihn überhaupt hätte dazu kommen laſſen. Nach meiner Anſicht liegt — ich ſpreche das unumwunden aus — ein Verbrechen vor, denn es würde auch einem Verbrechen gleichkommen, wenn man Zloczew abſichtlich hätte ſeinem Anfalle erliegen laſſen, wo noch Hilfe möglich geweſen wäre."

„Ueberlaſſen Sie, bitte, die richterliche Entſcheidung der Frage uns, Herr Kreisphyſikus," entgegnete der Staatsanwalt. „Herr Amtsgerichtsrath, ich beantrage, Herrn Grätz

zu fragen, ob ihm über das Testament und den Nachlaß Zloczew's etwas bekannt ist."

Der alte Herr, den die ganze Angelegenheit außerordentlich aufregte, gab sein Einverständniß kund; das Zimmer wurde vorläufig verschlossen, und dann begab sich die Gesellschaft von Neuem in das erste Stockwerk. Nach wie vor wurde Wanoski, Kurnik und Jadwiga gestattet, im Wohnzimmer zu bleiben, während die Richter mit den Aerzten, Grätz und Supan sich in das Sterbegemach begaben.

Auf den Antrag eines der Beisitzer wurden Grätz und der Kastellan nunmehr zuerst vereidigt, worauf der Amtsgerichtsrath dem Ersteren die Frage vorlegte, was er über Testament und Vermögen seines Oheims wisse.

Otto antwortete der Wahrheit gemäß, daß Zloczew ihm kurz vor seinem Tode anvertraut habe, er habe ihn zum Universalerben eingesetzt; sein Testament befinde sich auf dem Gericht, sein Barvermögen im Wandschrank neben der Sattelkammer. „Ich weiß nicht," schloß er, „ob sich der Schlüssel zu diesem Wandschrank, von dessen Existenz ich bisher keine Ahnung hatte, an dem Schlüsselbunde befindet, das ich nach dem Tode meines Onkels unter seinem Kopfkissen fand und hiermit dem Gericht übergebe."

Er reichte die Schlüssel dem Amtsgerichtsrath. Auch Supan, der nach dem Wandschrank befragt wurde, wußte nicht, was damit gemeint war, entsann sich aber, daß der Verstorbene sich häufig in einem, durch eine eiserne Thür verdeckten Verschlage neben der Sattelkammer, in der allerhand Gerümpel aufbewahrt zu werden pflegte, zu schaffen gemacht hatte.

Unter Anführung Supan's begab man sich an die bezeichnete Stelle. Der kleinste Schlüssel des Bundes, ein kompliziertes Schlosserkunstwerk, öffnete die Eisenthür und damit ein, tief in die mächtige Wand eingelassenes schrank-

ähnliches Verließ. Allerhand alte Silbergeräthe, Leuchter, Tafelaufsätze und dergleichen füllten den dunklen Raum. Nach Forträumung derselben sah man ganz hinten, mit einer Masse alter, zum Theil noch aus dem Anfange des Jahrhunderts stammender Zeitungen bedeckt, eine eiserne Kassette, zu welcher derselbe kleine Schlüssel paßte, der auch die Thüre des Wandverließes geöffnet hatte.

Die Kassette war bis zum Rande mit Werthpapieren, Banknoten und Goldrollen gefüllt. Obenauf lagen zwei Zettel. Der eine enthielt ein genaues Verzeichniß des Inhalts der Kassette — der zweite folgende kurze Niederschrift:

„Kopie meines Testaments, am 7. 10. 1880 auf dem Gericht zu Ostrowo deponirt. Zum Universalerben meines gesammten Vermögens an Bar und Liegenschaften ernenne ich meinen Neffen, Otto Grätz. Mein Diener Supan, der Kastellan von Czentowo, erhält sechstausend Mark bar und eine lebenslängliche Rente von jährlich fünfhundert Mark. Seine Frau Rosalla soll, wenn sie ihren Mann überlebt, die gleiche Rente vom Tode ihres Mannes an bis an ihr Ende erhalten. Beiden ist die Rente durch meinen Neffen Grätz sicher zu stellen.

Boleslaw Zloczew."

Auf Anordnung des Amtsgerichtsraths wurde die Kassette unter Siegel gelegt und in Verwahrung des Gerichts genommen. Dann kehrte man abermals in das ehemalige Schlafzimmer Zloczew's zurück.

Eine gewisse Ermüdung und Unsicherheit hatte sich der Richter bemächtigt. Keiner von ihnen glaubte an die Möglichkeit einer Schuld Otto's; Hentschel sowohl wie der Amtsgerichtsrath waren im Gegentheil davon überzeugt, daß der Kreisphysikus aus rein persönlichen Motiven den Ankläger spielte. In der ganzen Angelegenheit war nur ein einziger Punkt dunkel, und auf ihn kam der Staatsanwalt noch einmal zurück.

Die Herren hatten Platz genommen. Sie waren angegriffen und überangestrengt. Der kurze Wintertag ging auf die Neige. Draußen ging die Sonne zur Rüste. Der rothe Schein am Firmament drang auch in das Sterbezimmer des alten Zloczew.

Grätz stand an der Wand. Sein Gesicht war blaß und die Augen waren eingefallen. Er athmete schwer. Ihm gegenüber, dicht an der Einbuchtung des Alkovens, lehnte Bjeltschitz. Auch er war bleicher als sonst, aber auf seinen Zügen lag eine harte und dräuende Entschlossenheit, als sei er gewillt, den Kampf um jeden Preis fortzusetzen. Neben ihm stand Supan, wie immer mit stumpfem Gesicht und halb gesenkten Augenlidern, unter denen er schielende Blicke hervorwarf, dann folgte Doktor Reifenstein und dann der Tisch der Richter, der in die Nähe des Fensters gerückt war. Man hatte vergessen, die Thür zum Nebenzimmer zu schließen; sie war nur angelehnt, so daß man im Vorgemach jedes Wort der Verhandlung verstehen konnte.

„Wir haben Sie und den Kastellan Supan absichtlich schon jetzt vereidigen lassen, Herr Grätz," nahm der Amtsgerichtsrath von Neuem das Wort; „wir sind in entscheidenden Fällen auch bei der Voruntersuchung dazu berechtigt, wenn es sich um gravirende Aussagen handelt. Sie haben gehört, daß die Herren Aerzte nach bestem Gewissen nicht mit Sicherheit beurtheilen können, ob der Tod die Folge eines asthmatischen Anfalls oder einer verbrecherischen That gewesen ist. Die Annahme, die den Herrn Kreisphysikus nach den äußeren Merkmalen der Leiche und dem Sektionsbefunde zu der Ansicht leitet, daß doch vielleicht ein Verbrechen vorliegen könne, ist nur hypothetischer Natur; Doktor Reifenstein widerspricht ihr zudem. Anders verhält es sich mit der Thatsache, daß Herr v. Zloczew während seines letzten todbringenden

Anfalls nicht um Hilfe gerufen hat. Beide Herren Aerzte ſind vollkommen einig darüber, daß dieſer letzte Anfall mindeſtens eine Stunde, wahrſcheinlich länger, gewährt haben müſſe, ehe er zur Erſtickung führen konnte; ſie ſind auch einig darüber, daß ein Menſch, der mit unerhörten körperlichen Qualen ringt, mit aller ihm noch verbliebenen Kraft nach Hilfe und Linderung rufen würde. Sie, Herr Grätz, beſtreiten nun, allerdings unter dem Vorgeben, daß Sie im Nebenzimmer geſchlafen hätten, die Angſtrufe und das Todesröcheln des Sterbenden vernommen zu haben; auch der Kaſtellan Supan und ſeine Frau haben in der Küche kein Klingelzeichen gehört, das ſie veranlaßt hätte, ihrem Herrn Hilfe zu leiſten. Da es aber faſt ausgeſchloſſen erſcheinen muß, daß man im Zimmer nebenan, auch wenn man durch Uebermüdung in einen, wie Sie ſelbſt ſagen, nur leichten Halbſchlummer verſenkt worden iſt, die doch jedenfalls oft wiederholten Rufe des Kranken nicht habe hören können, ſo frage ich unter Hinweis auf den Eid, den Sie vor uns abgelegt haben, noch einmal: halten Sie Ihre Ausſage von vorhin in vollem Umfange aufrecht?"

„Ich wiederhole," entgegnete Grätz mit feſter Stimme, „was ich vorhin geſagt habe und bekräftige es durch meinen Eid, bei meiner Ehre und bei Allem, was mir heilig iſt: ich habe weder Hilferufe, noch Todesröcheln, noch irgend einen Laut gehört, der in mir hätte den Glauben erwecken können, es gehe mit meinem Oheim zu Ende. Im Halbtraume war es mir, wie ich bereits zu Protokoll gegeben habe, nur ein einziges Mal, als rufe man meinen Namen; es kann dies aber auch eine Art von Hallucination, auf Ueberreizung der Nerven beruhend, geweſen ſein. Ich glaube dies ſogar. Hätte ich gehört, gewußt oder auch nur geahnt, daß das Ende meines Oheims bevorſtehe, ſo würde ich den Platz an ſeinem Bette überhaupt nicht ver-

laſſen haben. Jedenfalls aber würde ich meinem Oheim zu Hilfe geeilt ſein, wenn er gerufen, oder wenn ich ſein Aechzen und Stöhnen vernommen hätte."

„Und Sie, Supan," wandte ſich der Vorſitzende an den Kaſtellan, „auch Sie wollen beſchwören, kein Klingelzeichen gehört zu haben?"

Supan ſchreckte aus ſeiner Apathie empor.

„Nein, Herr Amtsgerichtsrath," erwiederte er, „ich habe gar nichts gehört."

„Darf ich um's Wort bitten!?"

Bjeltſchitz trat einen Schritt vor. Seine Stirn war gefurcht, die Augenbrauen hatten ſich tief geſenkt; ſeine Stimme klang ernſt und ſchallend.

„Ich bitte, Herr Kreisphyſikus," gab der Amtsgerichtsrath zurück.

„Der Herr Staatsanwalt," fuhr Bjeltſchitz fort, „hat es vorhin für nöthig gehalten, mich daran zu erinnern, daß ich nur die Pflicht habe, an dieſer Stelle das geforderte mediziniſche Gutachten abzugeben. Ich habe das gethan und dabei nicht verhehlt, daß meiner innerſten Ueberzeugung nach an Zloczew ein Verbrechen begangen worden iſt, aber meine Beobachtungen an dem Leichenbefunde waren es nicht allein, die dieſe Ueberzeugung in mir wachgerufen haben . . ."

Bjeltſchitz pauſirte eine halb Minute, richtete ſich dann höher empor und heftete die blitzenden Augen feſt auf Otto; ſeine Stimme ſchwoll, während er weiterſprach, leidenſchaftlich an.

„Herr Grätz wußte, daß er der Erbe ſeines Oheims iſt. Er wartete ſeit Jahr und Tag auf den Tod des alten Herrn, der ihn mit einem Schlage aus ſeinen genugſam bekannten materiellen Nöthen befreien ſollte. Nun aber kam eine Nacht, die letztverfloſſene, die ihm ein weiteres Warten unmöglich machte. Herr Grätz hat im Spiele bei

Herrn v. Wanoski über vierzigtausend Mark in Bons verloren und diese Summe innerhalb vierundzwanzig Stunden zu zahlen. Konnte er das nicht, so hatte er nach den in unseren Kreisen giltigen Begriffen von Ehre aufgehört, für die Gesellschaft zu existiren. Thatsächlich standen ihm keinerlei Hilfsquellen irgend welcher Art zur Verfügung. Gesellschaftsfähig jedoch mußte er bleiben, vielleicht aus innerem Bedürfniß, jedenfalls aber schon deshalb, weil er vor der Heirath mit einem edlen und vornehmen Mädchen stand. Versuchen Sie es, sich in die Lage zu versetzen, meine Herren. Hier in diesem Bette lag der alte, reiche Zloczew, sich krümmend vor Schmerzen, und im Zimmer daneben saß der auf seinen Tod gierig lauernde Erbe. Der Arzt hatte ihm gesagt: ‚Möglich, daß der Ohm noch lange lebt — möglich auch, daß schon der nächste Anfall ihn erstickt.' Stunde auf Stunde verrinnt, und der Alte will und will nicht sterben. Was hat er noch vom Dasein, der schmerzgepeinigte Greis — und was steht, wenn der Tod nicht schnell kommt, für den Anderen, für den Erben nicht Alles auf dem Spiele! Wollen Sie mir, meine Herren, in Anbetracht dessen noch sagen, es sei unmöglich, daß der Erbe den Tod, der nicht kommen wollte, gerufen hat?! Er hat es, meine Herren — und nahm er nicht selbst das Kissen, um den unglücklichen Greis zu ersticken, so hat er doch sicher kalten Blutes im Nebenzimmer gesessen und mit lauschendem Ohre darauf gewartet, daß der Ohm sich zu Tode rang, statt ihm die wohl noch möglich gewesene Hilfe zu bringen! Mord oder fahrlässige Tödtung — untersuchen Sie das, meine Herren! Verbrechen ist Verbrechen — und der es beging, steht dort!"

Seine ausgestreckte Hand deutete auf Grätz. Bjeltschitz hatte die Schlußworte so laut gesprochen, daß die Anwesenden den leisen Schrei, der im Nebenzimmer erklang,

überhörten. Sein ganzer Haß gegen den unglücklichen Nebenbuhler hatte sich auf die Lippe des Arztes gedrängt, und er hatte ihm Ausdruck gegeben ohne jede Rücksicht darauf, in welch' eigenthümlichem Lichte sein eigener Charakter den Richtern erscheinen mußte. Er hatte sich nur in Einem verrechnet. Er hatte geglaubt, Grätz würde in schäumendem Grimme emporfahren oder sich thätlich an ihm vergreifen; er würde in diesem Falle vielleicht die Untersuchungshaft gegen ihn durchgesetzt haben, und das wäre immerhin ein kleiner Vortheil gewesen.

Aber Grätz war völlig ruhig geblieben; er hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt, nur ein unsäglich verächtlicher Zug zeigte sich um seinen Mund.

„Ich würde," erwiederte er, nachdem Bjeltschitz geendet hatte, „den Herrn Amtsgerichtsrath bitten, mich vor den Beleidigungen des Herrn Doktor Bjeltschitz in Schutz zu nehmen, wenn dieser Mann überhaupt noch im Stande wäre, mich beleidigen zu können. Damit Sie, meine Herren Richter, aber wenigstens zu beurtheilen vermögen, mit welch' parteiloser Unbefangenheit der vereidigte Kreisphysikus in dem vorliegenden Falle urtheilt, sei Ihnen erzählt, daß er mir angeboten hat, den natürlichen Tod meines Oheims zu bescheinigen, wenn ich mich dazu verstehen wolle, auszuwandern und auf die Hand des Fräuleins v. Wanoska, meiner Braut, zu verzichten."

„Elende Lüge!" schrie Bjeltschitz mit gut erheuchelter Empörung. „Beweise für diese infame Behauptung, Herr Grätz!"

„Ich bitte um Mäßigung, Herr Kreisphysikus!" — und der alte Amtsgerichtsrath schlug erzürnt mit der flachen Hand auf die Tischplatte. „Ich habe Sie absichtlich aussprechen lassen, muß Ihnen aber sagen, daß ich dies nachträglich lebhaft bedauere. Sie haben nicht nur Ihre Befugnisse überschritten, sondern sich in der ganzen An-

gelegenheit auch in einer Weiſe befangen und voreingenommen gezeigt, die Ihrer amtlichen Stellung wenig entſpricht."

„Ich weiſe dieſen Tadel als unbegründet zurück," entgegnete Bjeltſchitz, wieder ruhiger werdend, „werde mir aber geſtatten, an geeigneter Stelle meiner Beſchwerde über die eigenthümliche Art, in der die Voruntersuchung geleitet worden iſt, Ausdruck zu geben."

„Thun Sie, wie Sie wünſchen," antwortete der Amtsgerichtsrath. „Haben Sie noch einen Antrag zu ſtellen, Herr Staatsanwalt?"

Der Angeredete verbeugte ſich. „Ich möchte bitten, das Bett des Verſtorbenen einer genaueren Unterſuchung unterwerfen zu laſſen," verſetzte er.

Dem Antrage wurde nachgegeben. Da inzwiſchen die Dämmerung eingetreten war, mußte Supan eine Lampe und Lichter holen. Die Richter durchſuchten ſodann das Bett Zloczew's, während Supan und der Schreiber leuchteten.

In dieſem Augenblicke trat Jadwiga in das Gemach. Sie vermochte es nicht länger, hinter der Thür zu verweilen, ſie mußte den Geliebten von Angeſicht ſchauen, ihr Auge ſollte ihm neuen Troſt zuſprechen.

Die Richter und Aerzte hatten, im Alkoven ſtehend, ihr den Rücken gewendet. Unbemerkt näherte ſie ſich Grätz, drückte ihm leiſe die Hand, huſchte an ihm vorüber und trat in die Fenſterniſche, deſſen dunkle Gardinen ihre Geſtalt faſt gänzlich verbargen. Hier harrte ſie aus, beide Hände auf das Herz gepreßt — faſt athemlos.

Es war ſtill geworden im Zimmer. Man hörte nur das Raſcheln der Betttücher und dann auf einmal ein leiſe klingendes Geräuſch, als falle ein Geldſtück auf den Fußboden.

„Was war das?" fragte der Staatsanwalt.

„Leuchten!“ befahl der Amtsgerichtsrath.

Supan und der Schreiber ſenkten die Lichter; man ſuchte auf der Erde im Umkreiſe des Bettes nach dem räthſelhaften Gegenſtande, der zweifellos beim Umwenden der Kiſſen und Betttücher aus dieſen herausgefallen war.

Plötzlich ſchrie Bjeltſchitz auf.

„Ein Manſchettenknopf, meine Herren!“

Er händigte ihn dem Amtsgerichtsrath ein. Es war in der That ein Manſchettenknopf aus Gold mit eingravirtem Monogramm.

„Wem gehört er?“ fragte der Staatsanwalt, näher tretend und dem Amtsgerichtsrath über die Schulter ſchauend, der den Knopf gegen das Licht hielt, um die Buchſtaben des Monogramms erkennen zu können.

„O. G.,“ erwiederte er tonlos, „Otto Grätz.“

Der alte Herr hatte ſich verfärbt, auch der Staatsanwalt war ſtill geworden. Ein hämiſch triumphirendes Lächeln zuckte über das Geſicht des Kreisphyſikus.

„Fragen Sie doch Herrn Grätz, meine Herren,“ ſagte er, „ob er ſein, im Bette des armen Erſtickten vorgefundenes Eigenthum wiedererkennt!“

Grätz war bereits an die kleine Gruppe herangetreten.

„Wahrhaftig — mein Manſchettenknopf!“ rief er erſtaunt. „Ich habe ihn ſeit Tagen vermißt und glaubte, ihn auf der Jagd verloren zu haben!“

„Aber wie kommt er in das Bett Ihres Oheims?“ fragte der Staatsanwalt. Man ſah ihm an, wie unwillkommen überraſchend für ihn dieſe neue Entdeckung war.

„In das Bett des Oheims?“ Grätz ſtrich mit der Hand über ſeine Stirn; er wurde verwirrt. „Vielleicht — ja, nur ſo kann es ſein — vielleicht hat er ſich von der Manſchette gelöst, als ich dem Onkel einmal behilflich war, ihn in den Kiſſen aufzurichten!“

„Aber Sie ſagen doch, Herr Grätz, daß Sie den Knopf ſchon ſeit einigen Tagen vermißt haben?“

„Gewiß — das habe ich auch.“

„Und wurde denn das Bett des Kranken nicht täglich friſch gemacht? Supan — wie iſt das?“

Der Kaſtellan trat näher, mit blöden Augen zwinkernd.

„Haben Sie nicht gehört?“ Der Staatsanwalt ſtieß vor ungeduldiger Erregung mit dem Fuß auf den Boden. „Wie oft haben Sie das Bett Ihres Herrn gemacht?“

„Alle Tage, Herr Staatsanwalt,“ antwortete Supan.

„Aber wahrſcheinlich liederlich — he? Denn ſonſt müßten Sie doch den Manſchettenknopf gefunden haben!“

„Ich habe keinen Manſchettenknopf gefunden,“ entgegnete Supan.

Grätz begann unruhig zu werden; das Blut ſchoß ihm in den Kopf. Er fühlte, daß dieſer unſelige Zwiſchenfall zu einem ſchweren Verdachtsmoment gegen ihn werden konnte.

„Es iſt nicht anders möglich, Supan,“ ſagte er, „als daß Du das Bett immer nur oberflächlich gemacht haſt — wenigſtens in den letzten Tagen. Entſinnſt Du Dich nicht, daß ich Dir am Dienstag oder Mittwoch erzählte, ich habe einen meiner Manſchettenknöpfe verloren, und Dich bat, darnach zu ſuchen?“

Supan ſchüttelte den dicken Kopf.

„Nein, Herr, das haben Sie mir nicht geſagt,“ antwortete er.

Grätz gerieth in zitternde Erregung. „Menſch,“ ſchrie er, „ſo nimm doch Deine Gedanken zuſammen! Es handelt ſich um etwas ſehr Wichtiges! Ich habe mit Dir ausführlich über den verlorenen Knopf geſprochen, ihn Dir genau beſchrieben und Dir auch noch den anderen gezeigt. Beſinnſt Du Dich nicht?“

„Denken Sie an den geleiſteten Eid,“ ſagte der Amtsgerichtsrath mahnend.

Aber Supan blieb dabei, den Kopf zu schütteln. „Ich kann mich gar nicht besinnen," erwiederte er langsam mit seiner gewöhnlichen, rauh klingenden Stimme und dem stupiden Gesichtsausdruck, der ihm eigen war.

„Supan," der Staatsanwalt nahm jetzt das Wort, „Sie bestreiten also, daß Herr Grätz überhaupt mit Ihnen über den verlorenen Manschettenknopf gesprochen hat? Er hat Sie nicht gebeten, darnach zu suchen? Er hat Ihnen auch nicht den zweiten Knopf vergleichsweise gezeigt?"

„Nein," sagte Supan, „das hat er nicht gethan. Das müßt' ich doch wissen."

„Und Sie behaupten, daß Sie den Knopf beim Bettmachen hätten finden müssen, wenn er schon gestern verloren worden wäre?"

„Ja, Herr Staatsanwalt, dann hätt' ich ihn heute wohl finden müssen."

„Wann haben Sie heute früh das Bett des Herrn v. Zloczew gemacht?"

„Um sieben Uhr — so wie alle Tage."

„War Herr Grätz um diese Zeit schon hier?"

„Nein. Herr Grätz kam erst zwischen acht und neun."

„Bitte, zeigen Sie uns einmal Ihre Manschetten, Herr Grätz."

Es war dies der verhängnißvollste Augenblick im Leben des schwer geprüften jungen Mannes. Der Schein sprach mit Wucht gegen ihn. Er hatte vor seinem gestrigen Besuche bei Herrn v. Wanoski noch nach Ostrowo heranfahren wollen, um sich dort ein Paar neue Manschettenknöpfe zu kaufen. Er war indessen, da es ihm an Zeit gefehlt, nicht dazu gekommen. So hatte er in der Eile die eine Manschette mit dem Goldknopfe, die andere mit einem einfachen Hornknöpfchen schließen müssen. Es war klar, daß diese an sich sehr geringfügige Thatsache durch die eigenthümliche Gruppirung der Umstände, vor Allem aber infolge

der unbegreiflichen Gedankenlosigkeit Supan's, auf die Richter einen für Grätz höchst ungünstigen Eindruck machen mußte.

Der Staatsanwalt hatte indessen kaum ausgesprochen, als ein seltsames Geschehniß eintrat, das der ganzen Angelegenheit eine unerwartete Wendung gab.

Supan stand im Moment so, daß das volle Licht der Lampe und der Kerzen auf seine Gestalt fiel. Seine Arme hingen schlaff hernieder, und seine Augen schielten tückisch zu Grätz herüber mit einem eigenthümlich lauernden, boshaften Ausdruck.

Da ertönte ein heller Schrei. Jadwiga stürzte sich vom Fenster aus auf den Kastellan und griff ihn an die Brust.

„Schuft Du!" schrie sie. „Willst Du Deinen Herrn verleumden? Du bist der Mörder Zloczew's! Sieh' her — hier hängt noch ein Büschel seines grauen Haars! Willst Du noch leugnen, daß Du ihn erstickt hast?!"

Supan wurde todtenbleich. Seine Augen quollen vor und suchten die Stelle, wo sich an seinem langen schmutzigen Rock ein paar eisgraue Haarsträhnen um einen Knopf gewickelt hatten. Dann sank er in die Kniee.

„Gnade!" stöhnte er. „Ja — ich war's!"

Jadwiga sank halb ohnmächtig zurück in die Arme Otto's. Der Staatsanwalt aber stand mit einem Sprunge dicht vor dem Kastellan und packte seine Schultern.

„Gestehe, Elender!" rief er, „Du hast Deinen Herrn mit einem Kissen erstickt!"

„Ja, Herr," jammerte Supan, „ich that es."

„Wann geschah das Verbrechen?"

„Am — am Vormittag!"

„Während Herr Grätz im Nebenzimmer weilte?"

„Ja!"

„Du drücktest das Kissen auf das Gesicht Deines

Herrn und lehntest Dich mit aller Kraft darauf — nicht wahr?"

„Ja — ja —"

„Und dann sagtest Du Herrn Grätz, der Rittmeister wolle schlafen?"

„Ja, Herr."

„Warum ermordetest Du Deinen Herrn?"

„Weil er so schimpfte — und ich nicht mehr wußte, was ich that. Und weil der gnädige Herr schon so alt und so elend war und weil ich endlich erben wollte —"

Der Verbrecher begann plötzlich laut zu schluchzen, fiel vornüber zu Boden und schlug mit der Stirn auf die Erde.

„Herr Amtsgerichtsrath," sagte der Staatsanwalt, „ich beantrage die Verhaftung des Kastellans Supan und seine Ueberführung in das Untersuchungsgefängniß von Ostrowo."

„Halt, meine Herren!" rief Bjeltschitz dazwischen. Sein Gesicht war dunkel geröthet, und seine Augen brannten. „Ich protestire im Namen des Rechts gegen diese Komödie! Der Haarbüschel am Rocke des Kastellans stammt einfach von dem Transport der Leiche in das Erdgeschoß — wir hätten ihn sonst sicher schon vorher bemerkt! Es ist übereilt, auf ein so trügliches Anzeichen hin ein Schuldig aussprechen zu wollen!"

„Lassen Sie das unsere Sache sein, Herr Kreisphysikus," entgegnete der Amtsgerichtsrath geringschätzig. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie Recht haben, daß die Haare in der That von dem Transport der Leiche herrühren. Aber das ist gleichgiltig geworden in dem Augenblick, da der Mörder gestanden hat. Er hat geglaubt, daß das graue Haar seines Herrn an ihm zum Verräther geworden sei, und die Beschuldigung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel über ihn kam, schmetterte ihn zu Boden. Wir haben nichts mehr miteinander zu verhandeln, Herr Kreisphysikus."

Supan, der bei den Worten des Doktor Bjeltschitz wie ein Rasender aufgefahren war, krümmte sich wieder wimmernd am Boden. „Thier!“ murmelte der Kreisphysikus mit einem Wuthblick auf den Kastellan. Sein Fuß zuckte, als ob er ihn treten wolle. . . . Im Nebenzimmer klirrten die Waffen der herbeigerufenen Gendarmen.

Grätz hatte Jadwiga zu dem Lehnsessel am Fenster geführt, beugte sich über sie und küßte ihre Hände.

„Du. hast mir Ehre und Leben wiedergegeben,“ sagte er leise, „ich danke Dir!“

Glücklich lächelnd zog sie seine Rechte an ihr Herz. Zu antworten vermochte sie nicht.

9.

Das sensationelle Ereigniß erregte weit über die Grenzen der Provinz hinaus Aufsehen. Supan hatte anfänglich den Versuch gemacht, sein Geständniß zu widerrufen, verwickelte sich aber in Widersprüche und gab schließlich, durch die Richter in die Enge getrieben, rückhaltlos die ganze Schandthat zu. Nach seiner Schilderung hatte ihn, als er seinen kranken Herrn schimpfend und schmähend vor sich liegen sah, plötzlich ein Wuthanfall gepackt. Zweifellos aber war die Thatsache, daß ihm der Inhalt des Testamentes Zloczew's bekannt geworden, ein Hauptgrund zu dem Verbrechen gewesen. Die Gier war in ihm erwacht, er hatte den Tod seines Herrn nicht mehr erwarten können. So war in der verrohten Seele des Polen im Augenblick der Gedanke der Frevelthat gereift. Plan und Ausführung fielen zusammen. Supan ging ohne Ueberlegung vor, dem plötzlich in ihm erwachenden wilden Instinkte folgend.

Auf die Richter machte Supan den Eindruck eines geistig halb verblödeten Menschen. Auf die Frage des Staatsanwalts, ob er denn nicht gefürchtet habe, daß Zloczew noch im letzten Augenblick habe aufschreien und

seinen Neffen herbeirufen können, antwortete er nur: „Ich habe gar nichts gedacht." Und so mußte es in der That gewesen sein: die Bestie war urplötzlich mit vernichtender Kraft in Supan ausgebrochen; er hatte „nichts gedacht", sondern war einfach dem thierischen Impuls eines Moments gefolgt.

Erst nachträglich mochte die Ueberlegung gekommen sein — vielleicht mit der erwachenden Angst. Er schlich sich aus dem Zimmer; „der Herr will schlafen," sagte er zu Grätz und schielte ihm in's Gesicht. Und innerlich mochte er gefrohlockt haben: der hat nichts gemerkt! — Von nun ab begann seine Komödie. Er that erschreckt, als Gericht und Polizei das Schloß besetzten, und als er merkte, daß der Verdacht des Mordes sich gegen Grätz richtete, blitzte in seinem Hirn ein Funke von Bauernschlauheit auf. Er sah, wie wichtig für die Richter der gefundene Manschettenknopf war. Zweifellos hatte ihn Grätz, wie er auch angeführt, vor einigen Tagen verloren, als er den keuchenden, mit Asthma ringenden Oheim auf seinem Schmerzenslager gestützt hatte; der Knopf mochte sich losgelöst haben, war in die Kissen gefallen und dort liegen geblieben, denn Supan pflegte beim Ordnen des Bettes stets oberflächlich zu Werke zu gehen. Aber er leugnete einfach, als Grätz die Behauptung aufstellte, er habe Supan schon vor Tagen auf den verlorenen Knopf aufmerksam gemacht. Er spürte, daß sich die Verdachtsmomente gegen Grätz häuften, spürte, daß er einen Rückhalt in Bjeltschitz fand, und daß die nächsten Augenblicke die Entscheidung bringen mußten — ein gewisses Verständniß für die Gefahr der Situation war in ihm rege geworden.

Um so blitzähnlicher traf ihn die Beschuldigung Jadwiga's. Mit einem Schlage sah er Alles verloren und sich entdeckt. Er brach zusammen, nicht unter der Wucht des Schuldbewußtseins, sondern aus Feigheit. Er konnte nur noch um Gnade wimmern.

Er wurde später zu fünfzehnjährigem Zuchthaus verurtheilt. — —

Für Otto Grätz war jener Schreckenstag der Beginn eines neuen Daseins. Unverwischbar tief hatte sich das Leid dieser Stunden in seine Seele gegraben. Er vergaß nicht, welch' tragischem Ereignisse er den Umschwung in seinen äußeren Verhältnissen zu danken hatte — er war vom Morgen bis zum Abend ein anderer Mann geworden.

Zloczew hatte ein großes Vermögen hinterlassen. Grätz ordnete seine Angelegenheiten in bester Weise, verkaufte das ihm unheimlich gewordene Czentowo, gab die Raczyn'sche Pachtung auf und siedelte sich am Rheine an, wo er ein stattliches Weingut erwarb. Ihm selbst, wie auch Jadwiga, die ein Vierteljahr nach den erzählten Begebnissen seine Gattin wurde, war es lieber, nicht in nächster Nähe des alten Wanoski schalten und wirthschaften zu müssen. Zwischen Grätz und seinem Schwiegervater war es nämlich zu ziemlich erregten Auseinandersetzungen gekommen; Otto war auch gegen Wanoski durchaus freigebig gewesen, aber der alte Pole wollte sich noch tiefer in den Säckel des reichen Erben einwühlen. Schließlich war Jadwiga vernünftig genug, ein Machtwort zu sprechen, und Wanoski mußte sich damit begnügen, aus den Polypenarmen des Doktor Bjeltschitz befreit zu werden.

Nach Lage der Sache hatte zunächst Herr v. Kurnik die Spielschulden Otto's bei dem Kreisphysikus beglichen. Bjeltschitz selbst hielt es für angebracht, auf einige Zeit nach dem Süden zu reisen. Er kehrte in den Ostrowoer Kreis überhaupt nicht zurück, sondern zog zuerst nach Wien, dann nach Pest, wo er zwei Jahre später in eine unangenehme Duellgeschichte verwickelt wurde, die ihn zwang, nach Amerika überzusiedeln, wo er seitdem verschollen ist.

Der Kampf um die spanische Corrida.

Momentbilder aus der Arena. Von **Hermann Brink.**

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In Südfrankreich droht die Leidenschaft des Volkes für die Stiergefechte, die kaum minder lebhaft ist als in Spanien selber, und welche die Regierung vergeblich durch Strafverfügungen und Polizeimaßregeln niederzuhalten sucht, zu einer nicht unbedenklichen Agitation gegen den Norden und die Pariser Centralgewalt zu führen. Dort ist der Kampf um die spanische „Corrida" (d. h. Wettkampf überhaupt, insbesondere aber: Stiergefecht) schon so alt, wie die Vereinigung des Südens mit dem Norden unter gemeinsamen Gesetzen. Vorher hatten sich ja die Provinzen nach eigenen Gesetzen verwaltet, und da konnte der französische Süden, der immer an seinen partikularistischen Absonderlichkeiten starr festgehalten hat, nach Herzenslust Stiere in der Arena tödten lassen.

Schon im Jahre 1634 erließ aber Ludwig XIII. ein dahingehendes Verbot, und ähnliche Erlasse folgten nun in kürzeren oder längeren Zeiträumen, ohne jemals den barbarischen Sport ausrotten zu können. Vergebens verwies man die „Aficionados" (Liebhaber der Stiergefechte) auf das Beispiel mancher Gegenden im Süden, wo man des Sonntags auf dem Lande auch allerlei harmlose Plänkeleien mit Stieren, deren Hörner sorgsam umwickelt sind,

veranstaltet, wo das Vieh aber zum Schluß nicht getödtet, sondern wieder auf die Weide getrieben wird. In der Gascogne, im Languedoc und in der Provence fühlt man sich mit den Spaniern blutsverwandt und wüthet gegen die Gesetze der „Francimans", welche die Corrida nach spanischer Art mit Tödtung des Stieres und Aufschlitzung der Pferde in offener Arena unter Berufung auf die „Loi Grammont" (das französische Thierschutzgesetz) verbieten wollen.

In Spanien selbst datirt die Vorliebe für diese grausamen Schaustellungen aus sehr alter Zeit und mag vielleicht ein Ueberbleibsel der römischen Gladiatorenspiele sein. Jedenfalls durften im Mittelalter bei großen Festen die „Fiestas de toros" nicht fehlen, nach denen das Volk lechzte, wie vordem das altrömische „panem et circenses" begehrte.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die „Kunst der Tauromachie" sogar vom Staate offiziell als eine sehr edle anerkannt, und am 28. Mai 1830 erließ König Ferdinand VII. ein Dekret, demzufolge in Sevilla eine Hochschule dafür in's Leben gerufen wurde, die aber inzwischen wieder eingegangen ist. Niemals vielleicht ist jedoch die Leidenschaft für die Corrida in Spanien so lebhaft und allgemein gewesen, wie gegenwärtig, und die Schilderung eines solchen Schauspiels in einer spanischen Plaza de Toros dürfte daher nicht ohne Interesse sein.

Jede größere Stadt in Spanien besitzt ihr eigenes Stierfestspielhaus (Plaza de toros). Die umfangreichste Plaza ist die zu Madrid vor der Puerta de Alcala, worin 16,000 Zuschauer Raum haben, dann kommen die zu Xeres de la Frontera und Valencia. Meist ist ein solches, ganz nach Art der römischen Amphitheater eingerichtetes Bauwerk Eigenthum der Stadt oder einer Wohlthätigkeitsanstalt und wirft einen ganz erheblichen Nutzen ab. Man

verpachtet es gewöhnlich an einen Unternehmer, der sein Geschäft ähnlich betreibt, wie ein Opern- oder Konzertunternehmer.

Alle an einem Stiergefechte Betheiligten heißen Toreros,

Spanische Stierfechter.

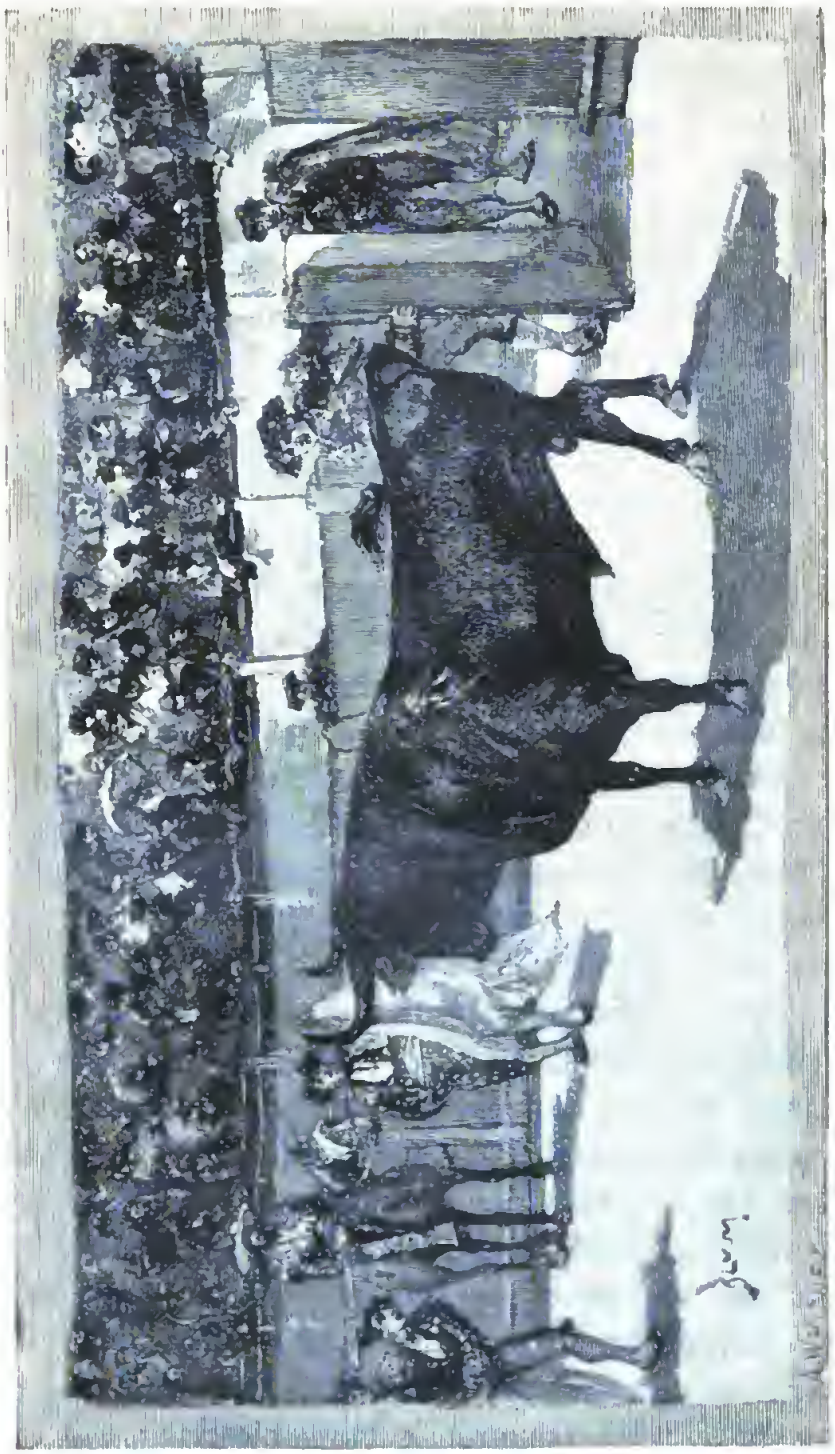
während die Ausdrücke Toreador und Matador, die man im Auslande wohl benutzt, in Spanien selbst nicht üblich sind. Die Toreros führen ein Wanderleben, denn sie ziehen von einer Stadt zur anderen, gewöhnlich im Gefolge eines berühmten Espada (der den Stier mit dem Degen tödtet), von denen jeder seine eigene „Cuadrilla" oder Truppe hat. Die Espadas erfreuen sich derselben Beliebtheit, wie bei uns etwa die gefeiertsten Tenoristen,

und man ſchätzt das Einkommen der hervorragendſten unter ihnen auf 150,000 bis 200,000 Franken. Man erkennt die ſpaniſchen Stierfechter, die meiſt Andaluſier ſind, an den kurzen, offenen Jacken, dem Filzhut mit aufgeſchlagener Krempe, der breiten ſeidenen Schärpe und dem Haarzopf.

Die Stierkämpfe beginnen überall mit dem Oſterfeſte und dauern dann die ganze ſchöne Jahreszeit hindurch. Ihre Zahl hängt natürlich von der Bedeutung der einzelnen Städte ab, aber man kann annehmen, daß in ganz Spanien jährlich etwa 200 ſtattfinden, die nach einem niedrigen Anſchlage zwiſchen vier bis fünf Millionen Franken einbringen.

Die Stiere, welche man verwendet, ſind fünfjährige, feurige Thiere, die von den großen Heerdenbeſitzern Andaluſiens — der bedeutendſte iſt der als Abkömmling des Columbus gefeierte Herzog von Veragua — auf umfangreichen Weiden gezüchtet werden; es ſind eigentlich keine wilden Stiere, ſondern vielmehr künſtlich verwilderte Rinder. Die ſtärkſten und ungeberdigſten Rindkälber werden nämlich aus den Heerden ausgeleſen und in die ſogenannten Ganaderias, von hohen Kaktushecken umfriedigte Weiden, gebracht, wo man die Thiere, die nie in eine Stallung kommen, ganz ſich ſelbſt überläßt. Erſt nach fünf Jahren darf ein Toro de muerte (ein Stier, der würdig iſt, einen edlen Tod zu ſterben) in einer Corrida figuriren. Die Thiere werden von den Hirten, die nicht minder gewandt ſind, wie die amerikaniſchen Cowboys, mit dem Laſſo eingefangen, dann mit eigens dazu dreſſirten zahmen Ochſen zuſammengeſpannt und ſo zur nächſten Bahnſtation gebracht, wo mit ſtarken Eiſenſchienen verſtärkte Wagen ſie aufnehmen. In dieſen werden ſie auch an Ort und Stelle bis zu dem Stalle der Arena transportirt.

Der Durchſchnittspreis für dieſe Thiere beläuft ſich auf je 1200 Franken; gewöhnlich ſind bei jeder Corrida ſechs



Der Stier tritt in die Arena ein.

bis acht dem Tode geweiht, manchmal auch mehr. Die Pferde, welche geopfert werden, ſind arme, abgetriebene Mähren, die nur einen Spottpreis koſten; man bedarf bei jedem Kampfe zwei bis drei Dutzend ſolcher Schlachtopfer, und es ſei gleich vorher bemerkt, daß dieſe Pferdeſchinderei das Scheußlichſte und Empörendſte an der Corrida iſt, viel weniger noch das Hetzen, Reizen und ſchließliche Tödten des Stieres, wobei man in dem Aufregenden des Kampfes die freilich auch hier geübte Thierquälerei doch einigermaßen vergißt. Hier tritt auch der Menſch dem Stiere wenigſtens offen gegenüber, während der erſte Akt, das Auftreten der berittenen und lanzenbewehrten Picadores, einfach ekelerregend iſt.

Sehr richtig bemerkt ein neuerer Reiſender, Georg Wegener, dazu: „Hier handelt es ſich nicht etwa um ein ritterliches Anſprengen mit eingelegter Lanze gegen den Feind, wie man wohl denken mag, ſondern ein erbärmliches, zitterndes Stillſtehen des abgelebten alten Kleppers, dem die Augen verbunden und die Ohren mit Werg verſtopft ſind, bis der aufſpringende Stier, von unten her aufſtoßend, mit dumpfem Krach Roß und Reiter über den Haufen wirft. Der dick ausgepolſterte Reiter läuft dabei ſo gut wie gar keine Gefahr, kaum die, ſich die Rippen zu brechen, und dem Stier ſchadet die kurze ſtumpfe Spitze der Lanze, die ſich in ſeinen Nacken gebohrt hat, wenig. Stromweis dagegen, thatſächlich wie bei einem Faſſe, aus dem der Spund herausgeſtoßen, ſchießt das Blut aus dem zerriſſenen Bauche des Gauls, der ſich unter Schlägen und Stößen der Chulos wieder emporrafft; die Eingeweide quellen hervor, ſo daß er darauf tritt und ſie ſich um die Füße ſchlingt. So humpelt das Thier, ein unſagbar ſcheußlicher Anblick, ſtumpfſinnig durch die Bahn, bis entweder der Picador unter jauchzendem Gejohle der vollſtändig gefühlloſen Menge wieder hinaufklettert, um es

Der Angriff beim Stiergefecht.

noch einmal gegen den Stier zu treiben, oder bis es zusammenbricht."

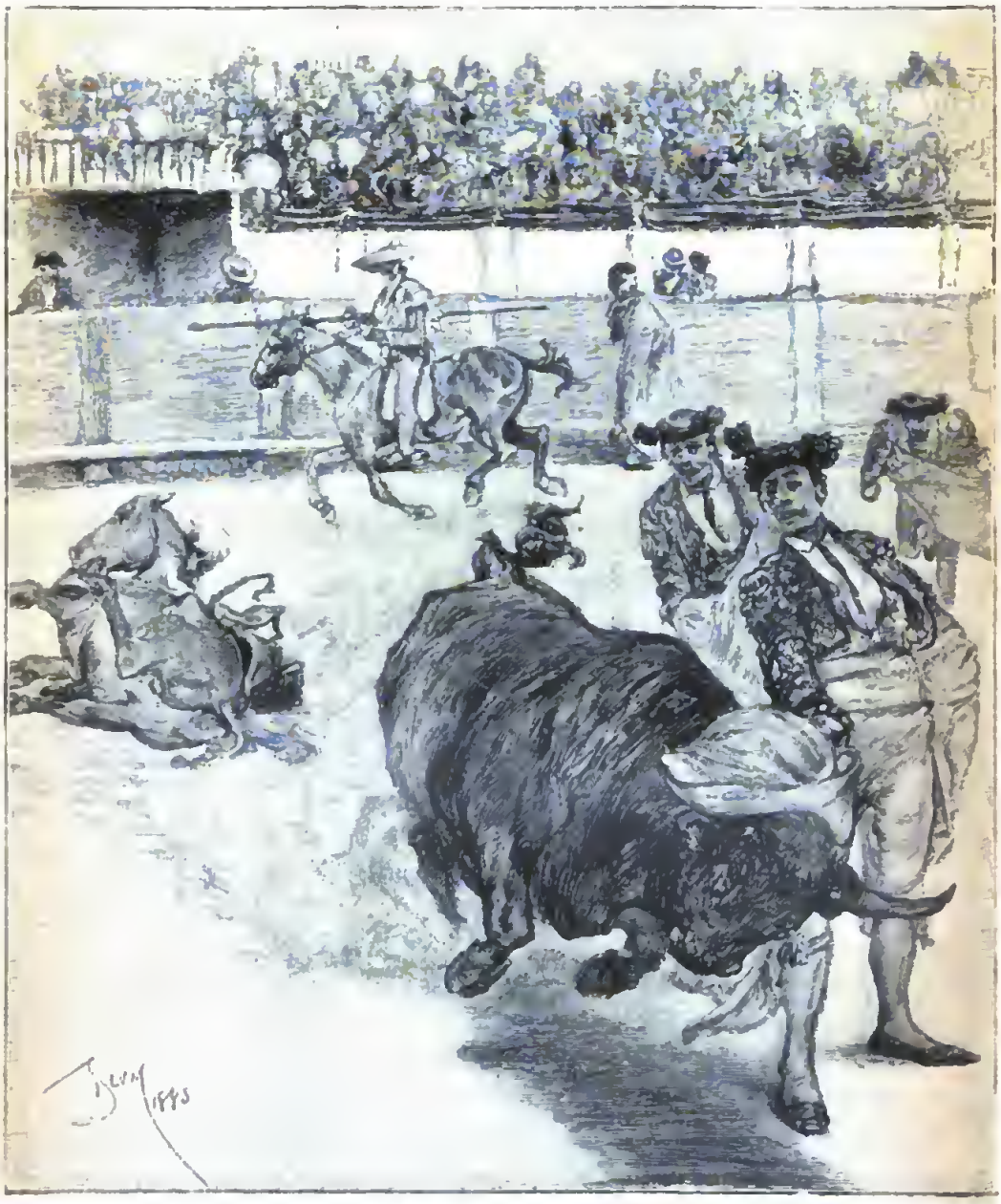
An dem Tage einer Vorstellung ist die ganze Stadt in fieberhafter Aufregung, zumal wenn Espadas von Ruf auf den schon seit Langem überall angeschlagenen Ankündigungen in Buntdruck namhaft gemacht sind. Wenn die

Witterung, die natürlich eine weſentliche Rolle ſpielt, da die Plazas unbedeckt ſind, einigermaßen gut ſich anläßt, ſo ſtrömt auch die Bevölkerung der Umgegend in Schaaren herbei, und das Amphitheater füllt ſich bei Zeiten, obwohl der Anfang des Spieles gewöhnlich erſt um zwei oder drei Uhr Nachmittags iſt.

Wenn alle Ränge des gewaltigen Raumes mit einer feſtlich gekleideten Menge beſetzt ſind, und die Sonne vom blauen Himmel auf dieſes lebhafte Gewimmel herabſcheint, dann bietet eine ſpaniſche Plaza de toros in der That einen überaus anziehenden, für den Fremden doppelt intereſſanten Anblick. Die Preiſe der Plätze unterſcheiden ſich nach den Rängen und je nachdem ſie in der Sonne oder im Schatten liegen; die Schattenſeite iſt erheblich theurer. Im Uebrigen gibt es Sperrſitze und Logen erſten und zweiten Ranges; darüber liegen die Gradas (Stufen, Bänke) und zu oberſt die ſogenannten Tendidos oder Gerüſte. In Madrid koſtet ein Logenplatz erſten Ranges auf der Schattenſeite etwa 20 Franken; in der Provinz ſind die Preiſe billiger. Ueberall erleiden ſie große Schwankungen nach den Witterungsausſichten, wie Börſenpapiere nach den politiſchen Vorgängen.

Die Einrichtungen des Amphitheaters ſind überall die gleichen. Die Arena bildet einen kreisrunden Raum, der mit feinem Sande bedeckt iſt, und den ringsherum eine mannshohe, roth angeſtrichene Bretterwand, die Tablas oder Tableros, umgibt. Dieſe Schranke hat auf beiden Seiten etwa 50 Centimeter über dem Fußboden eine ſchmale Leiſte, welche den Toreros als Fußtritt dient, wenn ſie ſich im Nothfalle der Verfolgung eines Stieres durch einen Sprung über die Wand entziehen müſſen. Hinter dieſer Schranke zieht ſich ein ſchmaler Gang, der Callejon, hin; auf der anderen Seite iſt eine maſſive, etwa noch 80 Centimeter höhere Umfriedigung, die oben noch ein

eiſernes Geländer hat, und hinter dieſem erſt erheben ſich die Zuſchauerſitze. In der Mitte der Schattenſeite liegt



Ein Akt der Kühnheit.

die Loge des die Corrida leitenden Präſidenten, der mitunter der Alcalde oder Bürgermeiſter der betreffenden Stadt, ſonſt ein Magiſtratsmitglied iſt. Dieſer Loge

gegenüber befindet sich in den Tablas eine Thür mit Doppelflügeln, von der ein Gang nach dem Stalle der Stiere (Toril) führt. Nicht weit davon ist die Hauptthür zur Arena angebracht, durch welche die Toreros sämmtlich ihren Einzug halten, die Picadores abreiten, und die getödteten Thiere fortgeschleift werden.

Auf ein Zeichen des Präsidenten ertönt eine Fanfare, die Thürflügel zum Haupteingang werden geöffnet, und die „Cuadrilla" in ihrer alterthümlich-festlichen Tracht, die man aus der Oper „Carmen" oder den Gemälden Villegas' kennt, beginnt unter den Klängen eines Marsches ihren feierlichen Einzug.

An der Spitze reiten zwei Alguacils, die zugleich Polizei- und Gerichtsdiener sind, in dem altspanischen Kostüm des 16. Jahrhunderts. Dann kommen zunächst die Gente á pié, die Leute zu Fuß, an ihrer Spitze die für das Spiel engagirten Espadas im kurzen spanischen Mantel mit goldgesticktem Kragen, ferner die Banderilleros und die Chulos, die auch Capeadores heißen, von der Capa, dem über dem Arm getragenen langen bunten Mantel, der zum Reizen des Stieres benutzt wird. Es folgen zu Pferde die Picadores, welche lange Lanzen mit einer kurzen eisernen Spitze führen, durch deren Stöße sie den Stier in Wuth versetzen. Sie sitzen in einem vorn und hinten sehr hohen Sattel gleichsam eingeklemmt, die Steigbügel gleichen einem Kasten, in dem der Fuß beinahe verschwindet, und ihre Beine, die den Stößen des Stieres ausgesetzt sind, werden durch Eisenschienen geschützt. Den Picadores folgen die Tiros, einige prächtig herausgeputzte Gespanne von Maulthieren, die zu je Dreien oder Vieren vor ein Querholz gespannt sind, an dem sich ein Haken befindet, mittelst dessen man die getödteten Pferde oder Stiere aus der Arena schafft. Die Leiter der Tiros heißen Muchachos; ein Troß von Stallknechten und sonstigen untergeordneten

Angestellten beschließt diesen Zug, der durch die Pracht der Kostüme und die Schönheit und Eleganz der meisten Gestalten seine Wirkung auf die Zuschauer niemals verfehlt.

Diesem Vorspiele folgt nun der eigentliche Stierkampf, der in drei Akte zerfällt; im ersten haben die Picadores die Hauptrolle, im zweiten die Banderillers, und im dritten

Herausforderung des Stiers.

tritt der Hauptheld, der Espada, auf den Plan, der die Entscheidung gibt.

Auf ein abermaliges Zeichen des Präsidenten folgt wieder ein Trompetentusch. Die Muchachos öffnen die Flügelthür zum Toril, und der Stier stürmt in die Arena, vom vieltausendstimmigen Geschrei der Zuschauermenge empfangen. Dies macht die meisten Thiere erst verdutzt, andere gerathen sofort in die größte Wuth und stürzen auf die Pferde der Picadores los, während wieder andere sich vorzugsweise gegen die Banderilleros wenden — fast

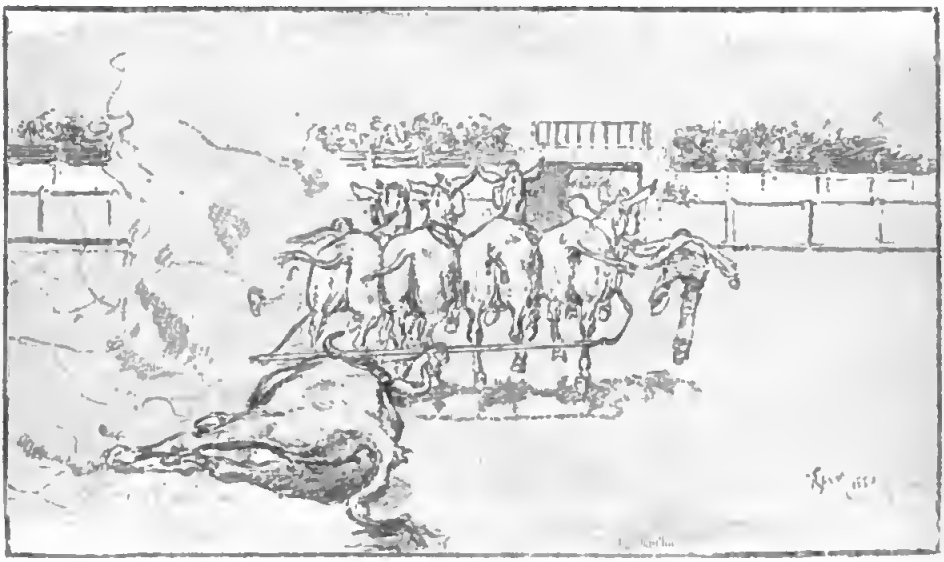
jeder Kampfstier aber zeigt eine ganz besondere Eigenart. Die Hauptkunst des Espada besteht darin, diese richtig zu erkennen, um darnach sein Verhalten einzurichten; zumal der berühmte Lagartijo, der sich 1893 im Alter von 52 Jahren vom Publikum verabschiedete, soll in dieser Beziehung einen untrüglichen Scharfblick bekundet haben.

Die nun folgenden Scenen bezwecken, den Stier gleichzeitig zu reizen und zu ermüden; er wird „gestraft", wie man in Spanien sagt, indem die Picadores den Angriff eröffnen und ihm leichte Lanzenstiche beibringen, worauf die Banderilleros an die Reihe kommen, welche ihm Stäbe mit Widerhaken (Banderillas) in's Fleisch bohren. Während der ganzen Zeit, die etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, wird das immer wilder werdende Thier außerdem durch die rothen Tücher der Capeadores und Chulos hin und her gehetzt. Ein besonderer Akt der Kühnheit, der jedesmal stürmischen Beifall entfesselt, ist es, wenn einer dieser Leute den Stier mit seinem Tuche auf sich lockt und dem blind anstürmenden Thiere erst im letzten Augenblicke die Capa über Hörner und Kopf wirft, dabei aber nur so wenig zur Seite weicht, daß die Hörner ihn fast streifen. Auch der Banderillero lockt den Stier mit den in beiden Händen emporgehobenen bunten Stäben an, ihn gewissermaßen herausfordernd. Dem Heranstürmenden springt er dann entgegen und bohrt ihm über die Hörner weg die spitzen Haken in den Nacken oberhalb der Schulterblätter, um dann schnell wie der Blitz zur Seite zu springen. So groß die Gewandtheit dieser Leute ist, so führen derartige tollkühne Bravourstücke doch auch nicht selten zu Unglücksfällen.

Endlich hat das arme Opfer seine Lanzenstiche und Banderillas empfangen, mehrere Gäule sind getödtet worden, in der Arena befinden sich jetzt außer dem Stier nur noch die Chulos und der Espada. Letzterer tritt vor die Loge

des Präsidenten, der ihm durch Abnehmen seiner Kopfbedeckung die Erlaubniß ertheilt, den Stier zu tödten: der entscheidende Augenblick ist da.

Der Espada hält in der Rechten den langen, geraden Stoßdegen, von dem er den Namen hat, in der Linken die über einen Stab geschlungene Muleta, ein scharlachrothes, kleines Tuch, mit dem er zunächst den Stier nun ebenfalls



Das Hinausschleifen des Opfers.

hin und her lockt, um in der verwegensten Weise mit ihm zu spielen. Dann kommt auf einmal der Augenblick, in dem das zur höchsten Wuth entflammte Thier und der Mensch einander bewegungslos gegenüberstehen, und der in der That von einer ganz eigenartigen, schaurigen Spannung ist.

Paul Lindau, der noch den berühmten Lagartijo in der Arena sah, schildert den Vorgang höchst anschaulich folgendermaßen: „Wie das gesammte Publikum es erfaßte, daß jetzt der Moment gekommen war, ist mir noch immer unbegreiflich; aber es wurde auf einmal in der unendlichen Menschenmenge, die sich in der großen Runde aufstaute,

todtenstill. Der Stier stand wie festgewurzelt, ohne eine Bewegung zu machen, wie hypnotisirt, Lagartijo gegenüber, in einer Entfernung von höchstens zwei bis drei Schritt. Lagartijo hatte die Muleta in der Linken langsam gesenkt. Jetzt hob er die Rechte mit dem Degen auf bis zur Höhe des Auges. Er zielte etwa eine Sekunde, trat dann schnell unmittelbar vor das Thier, hob sich auf den Fußspitzen, beugte sich über den breiten, mächtigen Kopf des stolzen Thieres, und mit einem gewaltigen Stoß bohrte er über die Hörner hinweg den spitzen Degen in die tödtliche Stelle zwischen den Schulterblättern so tief ein, daß nur der rothe Handgriff aus dem Nacken hervorsah. Mit größter Ruhe trat Lagartijo bei Seite, während ein wahrhaftes Höllengeschrei des Jubels die Luft erschütterte.

Der Stier blieb immer noch ruhig stehen, dann machte er einige würgende Bewegungen, als wolle er speien, und gleich darauf drang hellrothes Blut aus den Nasenlöchern und dem Maul, der untrügliche Beweis, daß der tödtliche Stoß vortrefflich gesessen hatte, daß er mitten durch's Herz gegangen war. Bei einem weniger guten Stich ist das Blut schwärzer. Es ist das dunklere Lungenblut.

Nun war der Stier rettungslos verloren. Er hatte sein Leben nur noch nach einigen Minuten zu zählen. Aber noch immer stand er aufrecht, und die Regeln des Kampfes wollen es, daß das Thier am Boden liege, und alle Versuche, es wieder aufzubringen, als aussichtslos aufgegeben werden müssen, bevor es den Gnadenstoß empfängt."

Meist lockt man in solchem Falle den Stier mit der Muleta oder den Capas der Chulos noch einige Schritte weit, bis er niederbricht, worauf ihm der Chachetero, einer der Chulos, mit einem dolchartigen Messer den Gnadenstoß gibt. Rauschend setzt jetzt die Musik ein, die Maulthiere schleifen den todten Stier und die noch immer daliegenden Pferdekadaver aus der Arena, deren Sand frisch geharkt

wird — und dann beginnt die Vorstellung von Neuem, deren Gesammtdauer sich meist auf drei Stunden beläuft.

Während der Pariser Weltausstellung von 1889 befanden sich in der Seinestadt sogar drei Arenen, in denen zum Ergötzen der Menge das Blut der Stiere und Pferde floß, doch zwang die anständigere Presse nach Jahresfrist die Polizei, diesen barbarischen Sport zu verbieten. Ein exzentrischer junger Lebemann, Max Lebaudy, veranstaltete nun 1894 in seinem Park zu Maison Lafitte bei Paris eine greuliche Stiermetzelei und lenkte dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf die im Süden, namentlich in Dax, Auch und Nimes, vollständig nach spanischem Muster eingebürgerten Corridas.

Man kann der französischen Regierung bezüglich ihres Einschreitens gegen diesen barbarischen Sport nur beipflichten, denn was auch die Spanier zu seiner Erklärung und Entschuldigung vorbringen mögen: er ist und bleibt ein Hohn auf die Menschlichkeit.

Verschwundener Glanz.

Plaudereien aus den Tuilerien. Von **Aug. Schreiber.**

Mit 3 Porträts.

(Nachdruck verboten.)

Wenngleich vor fünfundzwanzig Jahren das zweite französische Kaiserreich den Höhepunkt seiner Macht und seines Ansehens bereits überschritten hatte, so spielte bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges der Tuilerienhof noch immer die erste Rolle unter den europäischen Fürstenhöfen.

Alle Welt blickte auf Napoleon III., horchte auf seine Aeußerungen und suchte seine Absichten zu erkunden, die Kaiserin war gleichzeitig die „Kaiserin der Mode", deren Launen tonangebend waren für die ganze elegante Damenwelt, und die Tuilerien umstrahlte ein Glanz, der freilich in dem freventlich heraufbeschworenen Kriege nur zu bald gleich einem Meteor spurlos verschwinden sollte.

Es wird Angesichts des bevorstehenden Jubiläums der großen Ereignisse von 1870/71*) unseren Lesern nicht un-

*) Um dem gegenwärtig so lebhaft erwachenden allgemeinen Interesse für die Ereignisse vor fünfundzwanzig Jahren entgegen zu kommen, läßt die „Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart" soeben eine Jubiläumsausgabe der Schönlein'schen „Illustrirten Geschichte des Krieges 1870 und 1871" erscheinen (in 30 Lieferungen à 25 Pf., zu beziehen durch jede Buchhandlung).

willkommen sein, wenn wir durch die nachstehenden Aufzeichnungen Erinnerungen an Napoleon III., seine Gemahlin und seinen Sohn wachrufen. —

Der erste Gang, den der in Paris ankommende Fremde zu unternehmen pflegt, führt ihn in der Regel nach den noch erhaltenen Resten der Tuilerien. Seit dem durch die Kommunarden verursachten Brande ist nur der nördliche Flügel und der Flora-Pavillon wieder hergestellt worden. Die übrigen Trümmer des Schlosses wurden auf den Abbruch verkauft und völlig weggeräumt.

Von wie viel Glanz und Pracht und zugleich von wie viel verschuldetem und unverschuldetem Unglück erzählen diese Reste des alten Königspalastes, dessen Mauern, so lange sie standen, wie von einem Fluche beladen schienen.

Ueberblicken wir seine und seiner Bewohner Geschichte nur in den letzten hundert Jahren: Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette, die schöne Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, endigten, obwohl man sie keines Unrechts zu überführen vermochte, unter dem Fallbeile. Ihr schuldloses Kind, der kleine Dauphin, erlag in zarter Jugend der nichtswürdigen Behandlung des trunksüchtigen Schusters Simon, dem man den Knaben zur Erziehung übergeben hatte.

Die Kaiserin Josephine, deren Leben, so lange sie in den Tuilerien residirte, einem Märchen von Liebe und Glück geglichen hatte, starb, plötzlich verstoßen und verlassen, in Malmaison an gebrochenem Herzen. Napoleon I. verbrachte seine letzten Jahre als Gefangener auf einem öden Felseneilande — seine zweite Gemahlin Marie Luise, ebenfalls eine Tochter Oesterreichs, und sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, lebten und starben aus Frankreich verbannt.

Von den späteren Insassen der Tuilerien fiel der Herzog von Berri, der letzte noch lebende Sohn Karl's X., durch

Mörderhand, und seine Gemahlin, Karoline Ferdinande Luise, die — zart und schwach an Körper, wie stark an Geist und Muth — für die Rechte ihres erst nach dem Tode ihres Gemahls geborenen Sohnes den Krieg in der Vendée entfacht und allen Gefahren trotzte, fand, gleich diesem Sohne — dem Grafen von Chambord — ein Grab in fremder Erde. Das gleiche Schicksal wurde Karl X. selbst zu Theil, den die wilden Fluthen der Julirevolution (1830) hinwegschwemmten, um den „Bürgerkönig" Ludwig Philipp auf den Thron zu heben, bis auch dieser (1848) in's Exil wanderte, mit ihm seine Gemahlin Marie Amélie, die weder ihre Tugenden als Königin wie als Frau, noch ihr weißes Haar vor der Verbannung schützten.

Der Sohn des Paares, der vielversprechende Herzog Ferdinand Philipp von Orleans, schloß, infolge eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen, im blühendsten Mannesalter die Augen (1842), und seine Wittwe, Helene von Mecklenburg, mußte seine Söhne — nachdem sie muthig aber vergeblich versucht hatte, ihnen das Erbe der Väter zu retten — fern vom vaterländischen Boden erziehen. Ihr ältester Sohn, der Graf von Paris, hat erst kürzlich (am 8. September 1894) in England auf dem von dem Herzog von Buckingham gemietheten Schloß Stowe-House die Augen geschlossen.

Und jeder dieser Namen ruft uns eine blutige Epoche der Geschichte Frankreichs in's Gedächtniß, in welcher Tausende von Existenzen zu Grunde gingen, und die Tuilerien der Plünderung und theilweisen Zerstörung preisgegeben waren.

Keine Erinnerung drängt sich uns aber Angesichts dieser Ruinen mit größerer Lebendigkeit auf, als die an ihre letzten Bewohner, Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie. Nicht nur, daß sie unserer Zeit am nächsten stehen, ihr Untergang ist auch mit dem glänzendsten Blatte

Napoleon III und seine Gemahlin Eugenie.

der neueren Geschichte Deutschlands untrennbar verbunden.

Es war am 2. Dezember 1852, als Ludwig Napoleon, der bisherige Präsident der französischen Republik, als Kaiser in die Tuilerien einzog, die seit der Flucht Ludwig Philipp's und seiner Familie leer standen. Am 29. Januar 1853 führte er Eugenie Montijo, Gräfin von Theba, als Gemahlin in seine nunmehrige Residenz ein, und die junge Kaiserin zeigte sich — nicht ahnend, daß sie die letzte fürstliche Braut sein sollte, die mit Schleier und Orangenblüthenkranz auf den jetzt nicht mehr vorhandenen Balkon des Marschallsaales hinaustrat — der draußen harrenden vieltausendköpfigen Menge. Die ehrgeizige junge Spanierin konnte sich an den begeisterten Huldigungen berauschen, die ihr und ihrer Schönheit von den leicht entzündlichen, aber auch ebenso leicht ihre Gesinnung ändernden Parisern an jenem festlichen Tage dargebracht wurden.

Mit diesem Ereignisse kehrten der Pomp und die Pracht des ersten Kaiserreiches, welche die prunksüchtigen Franzosen unter dem sparsamen Ludwig Philipp so schmerzlich vermißt hatten, in den verödeten Palast der Bourbonen zurück. Eine neue Aera des Glanzes und leichten Lebensgenusses zog für eine kurze Spanne Zeit wieder in die alten Mauern ein.

Dennoch war der Aufenthalt in dem Schlosse ziemlich unbehaglich. Der von Katharina von Medici's (seit 1564) und ihren nächsten Nachfolgern erbaute Palast hatte, um im Laufe einer wechselvollen Vergangenheit den verschiedenartigsten Ansprüchen zu genügen, im Innern zahlreiche Umgestaltungen erfahren, die, meist nur halb vollendet, dem Ganzen wenig günstig gewesen waren. So zum Beispiel hatte Ludwig Philipp, um Raum für seine zahlreiche Familie zu gewinnen, mehrere der großen Gallerien zu Wohnungen umwandeln lassen, und die Gänge und engen Wendel-

treppen, durch die man dieſe improviſirten Wohnungen und die verſchiedenen Stockwerke im Innern untereinander nothdürftig in Verbindung geſetzt hatte, empfingen weder Luft noch Licht von außen. Tag und Nacht mußten hier Lampen brennen, welche die ohnehin dumpfe Luft nur noch verſchlechterten, und die mangelhafte Kanaliſation, ſowie die unvollkommene Waſſerleitung waren Uebelſtände, die ſich in der unangenehmſten Weiſe bemerklich machten.

Napoleon III. bewohnte als Kaiſer das nach dem Garten hinaus gelegene Erdgeſchoß des Palaſtes. Die Kaiſerin hatte dieſelben Räume des erſten Stockwerkes inne, die mit denen ihres Gemahls durch eine der ſchon erwähnten engen, dunkeln Wendeltreppen in Verbindung ſtanden, und gerade mit dieſen Gemächern, wo ſich die großen Ereigniſſe des Jahres 1870 zum Theil vorbereiteten, zum Theil abſpielten, war das Feuer, das die Tuilerien in Aſche legte, am gnädigſten umgegangen. Bis zu dem ſchließlichen Abbruch war durch die leeren Fenſterhöhlen ihre ehemalige Eintheilung zu erkennen.

Jenes erſte Gemach des oberen Stockwerkes, gegenüber der großen Allee des Tuileriengartens, war in zweierlei Grün dekorirt und wurde daher der „Grüne Salon" genannt. Als Hauptſtück enthielt es einen ungeheuren Spiegel, der die Champs-Elyſées bis zu dem Triumphbogen de l'étoile wiedergab. Es war dem „Ehrendienſt", das heißt den Ehrendamen und Kammerherren der Kaiſerin, welche „die Woche" hatten, zum Aufenthalt angewieſen. Die darauf folgenden Fenſter gehörten zum „Roſa Salon", einem köſtlichen, gleichſam mit Roſen überſtreuten Gemache, das zum Warteſaal für die Perſönlichkeiten diente, die ſich zur Privataudienz bei der Kaiſerin einſtellten.

Aus dieſem Gemache gelangte man in den „Blauen Salon", ein mit auserleſenem Geſchmack dekorirtes Gemach, wo die Kaiſerin, umgeben von den herrlichſten Blumen

und Kunstwerken, ihre Besucher empfing. Es war dasselbe Gemach, wo sie am 4. September 1870 die Regentschaft niederlegen mußte, welche ihr der in deutscher Gefangenschaft befindliche Kaiser übertragen hatte — dasselbe Gemach, wo General Trochu auf ihre Frage, ob sie sich unter allen Umständen auf ihn verlassen könne, vor ihr niederkniete und mit theatralischem Pathos versicherte: „Majestät, ich bin Bretagner, Soldat und Katholik, und werde lieber mein Leben hingeben, als Ihnen ein Leid zufügen lassen!" Ein Wort, dessen Einlösung er in der Stunde der Noth so schnöde vergaß. In dem Blauen Salon endlich war es, wo die Kaiserin dann von ihren Freunden Abschied nahm, um — ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, ohne auch nur für die nächste Stunde zu wissen wohin, nur von ihrer Vorleserin, einer Schwester des Generals Bourbaki, begleitet — den Schauplatz ihres Glanzes und ihrer Macht in dem Wagen ihres Zahnarztes auf Nimmerwiederkehr zu verlassen.

In diesem Salon hatte die Kaiserin die Bildnisse der schönsten Frauen ihres Hofes in Medaillonform über den Thüren anbringen lassen, während ihr eigenes Porträt, umgeben von allegorischen Figuren, von der Decke herabschaute. Diese Gemälde waren noch lange nach der Zerstörung des Palastes von außen in bleichen Umrissen zu erkennen und schienen ebenso siegreich den Einflüssen der Witterung zu trotzen, wie sie den Flammen Widerstand geleistet hatten.

Hinter dem Blauen Salon lag das Kabinet der Kaiserin, ein kleineres Zimmer, in das außer einigen wirklichen Freunden, Niemand Zutritt hatte, als ihr Geheimsekretär und ihre Vorleserin, und das ihr eigentliches Heim bildete. Hier war jedes Möbel nach ihren eigenen Angaben und Zeichnungen angefertigt, jede Farbe von ihr selbst gewählt; hier hatte sie alle theuren Andenken aufgesammelt. Hier

verwahrte ſie zum Beiſpiel den durchlöcherten Hut, welchen der Kaiſer bei dem Orſini'ſchen Bombenattentat getragen

Die Kaiſerin Eugenie.

hatte, hier die erſte Kinderklapper, die Kinderkleidchen und -Uniformen ihres Sohnes, hier alle die kleinen Gegenſtände, welche von ihrer Schweſter, der Herzogin von Alba,

herrührten, deren frühen Tod ſie nie verſchmerzt zu haben ſcheint. Hier hing auch auf blaßgrünem Grunde das Porträt dieſer Schweſter, ſowie ein ſehr merkwürdiges Bildniß der Königin Marie Antoinette, das man der Kaiſerin — die dieſer unglücklichen Frau eine Art von Kultus widmete — aus Wien geſchickt hatte. Es ſtellte die Erzherzogin als liebliches, lächelndes Kind von etwa vierzehn Jahren in ganzer Figur dar. Der rechte Arm war graziös erhoben, und der Finger zeigte auf ein ſchmales rothes Band, das ſie, nach der Mode der damaligen Zeit, um den Hals trug, und das genau ausſah, wie ein blutiger Streifen — eine Geberde, die durch das ſpätere Schickſal der Königin eine düſtere prophetiſche Bedeutung gewann.

In dieſem Zimmer verbrachte Kaiſerin Eugenie, deren Leben — wie Madame Carette, eine ſehr glaubwürdige Zeugin, erzählt — neben den großen Feſten und Repräſentationen ziemlich ſtill und jedenfalls ganz anders verlief, als das Publikum ſich vorſtellte, viele einſame Stunden.

Nach dem zweiten Frühſtück, das die kaiſerliche Familie, wenn ſie in den Tuilerien wohnte, ganz allein um zwölf Uhr einnahm, und das immer ſehr ſchnell abgemacht wurde, begab ſich der Kaiſer mit in dies Kabinet ſeiner Gemahlin. Hier unterhielt er ſich, eine Cigarette rauchend, mit ihr, oder ſpielte mit ſeinem Sohne, den die Kaiſerin faſt immer um ſich hatte und für deſſen geiſtige und körperliche Pflege ſie — ehe ſeine Erziehung in männliche Hände überging, das heißt bis zu ſeinem zehnten Jahre — in den kleinſten Einzelheiten ſorgte.

Punkt ein Uhr fuhr der Prinz ſpazieren, der Kaiſer begab ſich in ſeine Gemächer, und die Kaiſerin ſchrieb an ihre Mutter, ohne dieſe ſelbſt auferlegte Pflicht auch nur einen Tag zu verſäumen. Dann arbeitete ſie mit ihrem Geheimſekretär, einem alten, immer lächelnden Herrn,

Digitized by Google

dessen Aufgabe hauptsächlich darin bestand, die Unzahl der eingehenden Bittschriften zu öffnen, sie der Gebieterin vorzulesen, Erkundigungen über die Bittsteller einzuziehen und ihnen, nach getroffener Entscheidung, zu antworten.

Waren diese Geschäfte beendigt, so durchflog die Kaiserin — die überhaupt viel und sehr schnell las, und sich über alle bedeutenden Erscheinungen in Kunst und Literatur auf dem Laufenden erhielt — entweder einige große Zeitungen, studirte die Berichte über die Kammersitzungen, die ihr täglich zugingen, widmete sich ihrer ausgebreiteten Privatkorrespondenz oder, mit Hilfe ihrer Vorleserin, dem Ordnen der vielgenannten „Tuilerienpapiere", wovon ein kleiner Theil nach ihrer Flucht noch vorgefunden und — zur meist nicht angenehmen Ueberraschung der Schreiber — veröffentlicht wurde. Diese Papiere, die sich zum allergrößten Theil noch in den Händen der Kaiserin befinden, enthalten die Privatkorrespondenz Napoleon's III., die, von seiner Gemahlin gesammelt, in gewissem Sinne eine in allen Weltsprachen geschriebene geheime Geschichte jener Zeit bildet und dereinst für den Historiker von unschätzbarem Werth sein dürfte.

Bei diesen Beschäftigungen saß die Kaiserin mit einem Kissen unter den Füßen auf einem niedrigen Lehnstuhl in der Nähe des Kamins. Hinter ihr stand, um sie gegen Zugluft zu schützen, ein niedriger Wandschirm von grüner Seide, neben ihr ein kleiner Etagèrentisch von Ebenholz, der gewöhnlich mit Papieren bedeckt, auch ihren Tintenlöscher und ihr Schreibzeug trug, ein ganz gewöhnliches Geräth von Porzellan mit nassem Schwamm, wie es in allen kaiserlichen Kanzleien gebräuchlich war. Die Schreibmappe lag auf ihren Knieen und sie schrieb — nur mit Gänsefedern — rasch und mit großen, flüchtigen, wohlgeformten Buchstaben.

Waren diese und andere Aufgaben des Tages erledigt,

ſo hatte die Monarchin oft kaum noch Zeit, ſich zum Abendeſſen, das Punkt halb acht Uhr ſtattfand, umzukleiden. An Tagen, wo nur die zum „Ehrendienſt" gehörigen Perſonen an der Hoftafel theilnahmen, vertauſchte die Kaiſerin, die in ihren Privatgemächern gewöhnlich nur glatte, ſchwarze Seide trug, dieſe häusliche Toilette mit einem Schleppkleide von dunklem Sammt oder hellfarbigem Atlaß. Sie legte nur ſehr wenig Schmuck an; nie aber vermißte man dabei das erſte Geſchenk des Kaiſers, ein Kleeblatt von Smaragden und Diamanten, ſowie die fünf Ringe am vierten Finger, deren jeder ſie an ein wichtiges Ereigniß ihres Lebens erinnerte, und die ſie nie ablegte.

Der Kaiſer, der immer die größte Rückſicht und Aufmerkſamkeit für ſeine Gemahlin an den Tag legte, holte ſie zur Tafel aus ihren Gemächern ab. Bei Tiſche ſaß das hohe Paar nebeneinander, der kaiſerliche Prinz, der von ſeinem achten Jahre an mit am Tiſch ſpeiste, hatte ſeinen Platz zur Linken des Kaiſers.

Beim Kaffee, der in dem ſogenannten Apolloſaal ſervirt wurde, unterhielt man ſich in der ungezwungenſten Weiſe. Der Kaiſer plauderte mit den anweſenden Herren und Damen und griff dann gewöhnlich zu einem der kleinen, in Etuis zur Hand liegenden Kartenſpiele, um Patience zu legen, und die Kaiſerin folgte, wenn ſie der Unterhaltung müde war, ſeinem Beiſpiele. Zuweilen ſetzte ſich auch, um den Prinzen zu amüſiren, die ganze Geſellſchaft auf gut bürgerliche Art zu einer Parthie Lotto zuſammen. Ein anderes Spiel wurde in den Tuilerien nie geſpielt. Um zehn Uhr nahm man eine Taſſe Thee, welchen die Damen der Kaiſerin im Saale bereiteten. Der Kaiſer zog ſich gewöhnlich unmittelbar darauf zurück, während die Kaiſerin meiſt noch ein bis anderthalb Stunden in angeregteſter Unterhaltung verweilte, um ſich dann ebenfalls zur Ruhe zu begeben.

Der kleine kaiſerliche Prinz in Sappeuruniform.

Schlag zwölf Uhr wurden die Thore der Tuilerien geſchloſſen. Jeder, der noch aus und ein gehen wollte, hatte ſich zu legitimiren, und ſein Name wurde am anderen Morgen dem Schloßhauptmann gemeldet. Ueberhaupt ließ man es an keiner Vorſichtsmaßregel zur perſönlichen Sicherheit der Majeſtäten fehlen. So befanden ſich außer der Militärwache, die täglich gewechſelt wurde und täglich ein anderes Loſungswort empfing, ſtets eine Anzahl Geheimpoliziſten in den Tuilerien. Gut gekleidet und ſich in nichts von anderen anſtändigen Herren unterſcheidend, pflegten ſie gruppenweiſe unter den Hauptportalen zu ſtehen und anſcheinend harmlos miteinander zu plaudern, während ſie die Aus- und Eingehenden mit Argusaugen muſterten.

Verließ der Kaiſer, der meiſt in einem leichten offenen Wagen, den er ſelbſt lenkte, und nur in Begleitung eines einzigen Herrn ſeines Gefolges ausfuhr, das Palais, ſo befanden ſich unter dem Publikum, das ſich dann gewöhnlich vor dem Portale ſammelte, ſtets eine Menge Poliziſten in Civilkleidern. Man konnte darauf rechnen, bald ein unſcheinbares Coupé auftauchen zu ſehen, das dem kaiſerlichen Wagen in geringer Entfernung folgte. Es beherbergte den Chef der geheimen Sicherheitswächter, die längs des Weges, den das Staatsoberhaupt zu nehmen beabſichtigte, aufgeſtellt waren. Unter dieſen Leuten zeichnete ſich beſonders ein Korſe Namens Aleſſandrie aus, der ſich, dem Kaiſer mit der Treue eines Hundes ergeben, ſtets in ſeiner Nähe aufhielt, ſo daß man, wo er ſich ſehen ließ, immer auf das baldige Erſcheinen ſeines Herrn ſchließen konnte. Aleſſandrie war es denn auch, der den von Pianori beabſichtigten Meuchelmord verhinderte, und an dem Schreckensabend des Orſini'ſchen Attentats (14. Januar 1858) das kaiſerliche Paar, unter dem Geſchrei der Verwundeten und dem Umſichſchlagen der gefallenen Pferde, faſt mit Gewalt

aus dem zertrümmerten Wagen riß und in Sicherheit brachte.

Fand ein Ball in der Privatwohnung hochstehender Persönlichkeiten statt, und hatten sich Kaiser und Kaiserin dazu angesagt, so wurden die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt. Bei Masken- und Kostümfesten mußte jeder Gast vor dem Eintritt die Maske lüften und zahlreiche Mitglieder der Geheimpolizei standen am Eingang, mischten sich unter die Gäste, oder präsentirten auch, als Diener verkleidet, Erfrischungen.

Die Kaiserin fuhr fast immer im offenen vierspännigen Wagen, mit Vorreiter, Jockeys und Kutscher in Livree — Grün und Gold — aus. Sie machte dabei stets den Eindruck großer Eleganz, obgleich sie zu diesen Wagenfahrten über das gewöhnliche Hauskleid nur einen allerdings sehr eleganten Mantel zu werfen und einen ganz neuen, kleidsamen Hut aufzusetzen pflegte. Sie dankte dem sie grüßenden Publikum lächelnd und mit graziöser Verbeugung. Während sie das Ausfahrtsthor passirte, war sie fast immer mit dem Zuknöpfen ihrer, wie es schien, sehr engen Handschuhe beschäftigt, ein kleiner Verstoß gegen die Etikette, der oft bemerkt und besprochen wurde. Auch sie war immer und überall von Geheimpolizisten umgeben. Der kleine Prinz wurde, wenn er mit seiner Gouvernante, später mit seinem Erzieher ausfuhr, von einer militärischen Eskorte begleitet, die man zu seiner Sicherheit nöthig fand.

Kehren wir zur Musterung der Gemächer der Kaiserin zurück, so folgten zunächst die drei hohen Bogenfenster ihres Ankleidezimmers, das mit den darüber liegenden, ebenfalls noch kenntlichen Garderobenräumen durch Sprachrohre und Aufzüge verbunden war, und über dessen Einrichtung die erstaunlichsten Geschichten erzählt wurden, die sich später als der Volksphantasie entsprungene Märchen herausstellten. Selbst die silberne Badewanne der Kai-

ſerin ſank in das Reich der Fabel zurück, dem ſie entſprungen war.

Auf dieſe Räume folgte das ehemalige Staats-Schlafgemach der Monarchin, deſſen ſchwerfällige, erdrückende Pracht ſie indeſſen längſt mit dem Behagen eines einfacheren Zimmers vertauſcht hatte. Noch lange nach dem Brande des Palaſtes ſah man hier die verſengten Purpurgardinen des Betthimmels und ſeine goldenen Franſen und Quaſten im Winde ſchaukeln.

Zwiſchen dieſen beiden großen Gemächern lag das kleine Betzimmer der Kaiſerin, das hinter verſchiebbaren Thüren einen Altar barg. An dieſer Stelle hörte die Regentin am Morgen vor ihrer Flucht die Meſſe, die letzte Meſſe, die überhaupt in den Tuilerien geleſen werden ſollte.

Der Kommunardenführer Bergeret dekretirte am 22. Mai 1871 die Zerſtörung des Palaſtes, und der Fleiſcher Bénot übernahm die Ausführung. Viele Wagenladungen Schießpulver und Petroleum wurden noch an demſelben Tage in dem ungeheuren Gebäude aufgehäuft und angezündet, und als die Verſailler Truppen in die Hauptſtadt eindrangen, war von den Tuilerien faſt nichts mehr übrig als rauchende Trümmer, die man 1882 auf Abbruch verſteigerte.

Falſche Fürſtlichkeiten im 19. Jahrhundert.

Ein intereſſantes Kapitel aus der Geſchichte der Neuzeit.

Von

Theodor Schön.

(Nachdruck verboten.)

Zu keiner Zeit hat es an gewandten Betrügern gefehlt, die ſich irgend welche hohe Titel beilegten, und manchen iſt es ſogar gelungen, ſich für Fürſtlichkeiten auszugeben, die man bis dahin für verſchollen oder für bereits geſtorben gehalten hatte.

Von dem perſiſchen Pſeudo-Smerdis († 521 v. Chr.) bis zu dem falſchen Waldemar in Brandenburg, den Pſeudo-Sebaſtianen in Portugal, dem falſchen Demetrius in Rußland und dem ſpäteren Pugatſchew, der ſich für Zar Peter III. ausgab, weist die Weltgeſchichte eine große Zahl ſolcher falſcher Fürſtlichkeiten auf, die mitunter ſich zahlreiche überzeugte Anhänger zu ſchaffen wußten und eine große Rolle in der Geſchichte des betreffenden Landes ſpielten, bis endlich das Schwindelgebäude zuſammenbrach.

Auch das 19. Jahrhundert kennt ſolche Prätendenten, und manche von ihnen haben ſehr viel von ſich reden gemacht, ſo z. B. Naundorff, der angebliche Sohn Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens, deſſen in Holland lebende Ab-

kömmlinge immer wieder von Zeit zu Zeit mit ihren Ansprüchen auf den Thron Frankreichs hervortreten.

Naundorff hat bekanntlich noch verschiedene Nachahmer gefunden, die sich ebenfalls für Ludwig XVII. ausgaben, und auch die Familie Bonaparte fand einmal Gelegenheit, sich gegen die Ansprüche eines Pseudo-Prinzen wehren zu müssen. Im Jahre 1867 trat Eugen Joseph Napoleon Ludwig, der als Schneidergeselle in Stuttgart und Berlin gearbeitet hatte, mit der Behauptung auf: der Sohn Kaiser Napoleon's I., der Herzog von Reichstadt († 1832), habe im Dezember 1831 eine Gräfin Marie S. geheirathet, und er sei der im Jahre 1832 geborene Sohn dieser Ehe. Indessen war der Herzog zweifellos nie verheirathet und starb ohne Nachkommen.

Wendet man sich von Frankreich über den Kanal, so ist in England kein Mangel an Pseudo-Prinzen. Der älteste Sohn Jakob's III. Stuart, Karl Eduard, starb 1788, ohne aus seiner Ehe mit der Prinzessin Luise von Stolberg-Gedern Kinder zu hinterlassen. Erst nach dem Tode der Letzteren, der 1824 erfolgte, tauchten angebliche Nachkommen aus dieser Ehe auf. Die Prinzessin sollte nach deren Behauptungen im Sommer 1774 ihrem Gatten einen Sohn geboren haben. Derselbe wäre, um ihn den Nachstellungen des Hauses Hannover zu entziehen, als Sohn des Kommodore O'Halloran oder John Carter Allan erzogen und nach Schottland gebracht worden. Er starb vor dem Jahre 1821, und hinterließ zwei Söhne, Karl Eduard und Max John. Der Letztgenannte gab noch 1822 als John Hay Allan Gedichte heraus, nahm jedoch nach 1824 wie sein Bruder den Namen Stuart an und fügte demselben, da Karl Eduard's Mutter eine Sobieski war, den Namen Sobieski bei. Während Max John (geb. 1810, † April 1875) kinderlos starb, hinterließ Karl Eduard (geb. 1798), der sich Graf von Albany nannte und dem

König Karl I. sehr ähnlich sah, bei seinem am 22. Dezember 1880 erfolgten Tode aus seiner im Jahre 1823 mit Anna Beresford (geb. 1787) geschlossenen Ehe mehrere Kinder. Sein Sohn Karl Eduard Stuart d'Albany war Oberst in Diensten des spanischen Thronprätendenten Don Carlos, und wurde 1873, als er Geschütze bei San Sebastian landen wollte, von den Regierungstruppen gefangen genommen. Freigelassen, heirathete er am 15. Mai 1874 Alice Mary Emilie Hay (geb. 7. Juli 1835). Seine Schwester Maria Stuart Gräfin d'Albany starb am 31. August 1873 im Schlosse Beaumanoir bei Tours.

Fast um die gleiche Zeit wie diese Prätendenten, 1820, tauchte eine andere Pseudo-Prinzessin auf. Die am 15. April 1772 zu Warwick als Tochter des Hausmalers Robert Wilmot geborene Gattin des Malers Serres, Olivia, behauptete: der englische Prinz, Herzog Heinrich Friedrich von Cumberland († 1790), hätte am 4. März 1767 Olivia, Tochter des Dr. J. Wilmot (geb. 1750, † 12. März 1774 in Tours), geheirathet, und sie sei dieser Ehe entsprossen, auch am 21. Mai 1773 von ihrem Vater zur Herzogin von Lancaster ernannt worden. Olivia wendete sich in verschiedenen Aufrufen an die englische Nation um Unterhalt, fand aber nirgends Glauben, und endigte am 31. November 1824 im Londoner Kingsbench-Gefängniß.

Auch in den nordischen Königreichen tauchten Pseudo-Prinzen auf. Für eine Tochter Königs Gustav IV. von Schweden gab sich die am 6. September 1817 in Stockholm geborene Tochter des Zollbeamten Magnussen, Anna Florentine Helga, aus. Sie behauptete, am 16. September 1820 geboren zu sein, nannte sich „de la Brache" und gewann in der Wittwe des Königs Oskar I. eine Gönnerin, welche ihr eine jährliche Pension von 1400, später von 3000 Kronen gewährte. Im Jahre 1877 wurde jedoch gegen die Prätendentin ein Prozeß eingeleitet und

ihre niedere Herkunft festgestellt. Sie starb am 12. Januar 1885 in einer Dachkammer eines Hauses in der Nähe des Thiergartens in Stockholm.

In Rußland traten Betrüger auf, welche sich für den Großfürsten Konstantin († 1831) und dessen Gemahlin, die Gräfin Lowitsch († 1860), ausgaben.

In Deutschland ist das Auftreten von Pseudo-Prinzen, dank der nüchternen, ruhigen Denkungsweise des deutschen Volkes, sehr selten. Die bekanntesten Fälle betreffen das herzogliche Haus Braunschweig. Als im Jahre 1884 mit dem Tode Herzog Wilhelm's die herzogliche Linie Braunschweig erlosch, meldeten sich Prätendenten. Marie und Max Bevern in München behaupteten: Herzog Karl von Braunschweig († 1780) hätte sich unter dem Namen „Johann Georg Karl Bevern, Pastetenbäcker", in Bamberg am 19. November 1753 mit der dortigen Müllerstochter, Anne Marie Scherl, vermählt und hätte 1753 bis 1768 jedes Jahr acht bis neun Monate als Küchenchef in den Diensten des Domherrn v. Roth daselbst gestanden. Aus dieser Ehe sollten dann außer zweien Söhnen, von denen der eine Ordensherr im Kloster Mölk, der andere Stadtkonditor in Würzburg geworden wäre, noch ein dritter Sohn hervorgegangen sein, Georg Bevern, geboren am 6. November 1758, der 1790 Hofkonditor in Würzburg war und 1843 daselbst starb. Sein Sohn Max, der 1824 Kammerhusar und 1835 Tafeldecker des Herzogs Pius August in Bayern war, hatte wieder einen Sohn, Johann Bevern (geb. 1804, † 13. April 1886 in Bamberg), den Vater der beiden Prätendenten. Letztere verlangten 1884 die restitutio in integrum, d. h. die Wiedereinsetzung in den Stand vor dem 26. März 1780, dem Todestag Herzogs Karl, ihres angeblichen Ahnherrn, sowie Rückerstattung von 80,000 Gulden, dem Privatvermögen der Scherl. Die Kläger wurden jedoch 1885 mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Schon bei Lebzeiten des Hergogs Wilhelm von Braunschweig war eine andere Prätendentin aufgetreten. Die Gattin des Peter Eugen Collin de Bar de Civry, Marie Elisabeth Wilhelmine, geboren am 5. Juli 1826 in Wendessen, behauptete, Herzog Karl von Braunschweig († 1873) hätte 1825 eine morganatische Ehe mit Charlotte, der Tochter des englischen Admirals Colville eingegangen, und hätte dieselbe durch den Oberstallmeister im Schlosse Wendessen mit fürstlicher „Anwaltschaft" und allen Ehren installiren lassen. Sie wäre das einzige Kind dieser Ehe, hätte sich 1841 mit dem Herzog überworfen und 1847 den Grafen v. Civry geheirathet. Im Jahre 1863 verlangte sie von Herzog Karl eine Pension. Doch wies sie am 2. August 1866 der Pariser Gerichtshof ab, da der Anwalt des Herzogs, Herr Allou, feststellte, daß der richtige Name ihrer Mutter Charlotte Münden wäre, das Schloß Wendessen ein kleines Häuschen, sowie daß der Nachweis, der Anerkennungsakt der Gräfin als Tochter des Herzogs sei 1830 mit dem Archiv zu Braunschweig verbrannt, nicht gelungen wäre. Die Gräfin v. Civry suchte nun durch die braunschweigischen Gerichte die Anerkennung als Tochter des Herzogs zu erlangen, wurde jedoch auch dort abgewiesen, da festgestellt wurde, daß der Brand des Palastes im Jahre 1830 die herzoglichen Archive verschonte, demnach der Anerkennungsakt nicht verbrannt sein konnte, auch der braunschweigische Finanzdirektor erklärte, daß trotz der genauesten Recherchen nichts derartiges aufgefunden worden wäre. Nach dem Tod Herzogs Karl, der die Stadt Genf zur Universalerbin einsetzte, wandte sich 1874 die Gräfin an den Genfer Verwaltungsrath und forderte unter Berufung auf die Bestimmung des Code Napoleon, daß ein Vater nicht das Recht besitzt, Kinder ganz zu enterben, den Theil der Verlassenschaft des Herzogs, welchen ihr das Gesetz zusprach. Als Genf hierauf nicht einging, verklagte

die Gräfin die Stadt vor den Gerichten des Seinedepartements und verlangte Nichtigkeitserklärung des Testaments des Herzogs wegen Verletzung des Erbrechts der Tochter und Herausgabe der Erbschaft. Da Genf die Kompetenz dieses Gerichtes beanstandete, kam es zu keiner Entscheidung. Die angebliche Herzogstochter starb am 1. November 1880 in Paris, ohne daß es gelungen wäre, die Mitwelt von der Berechtigung ihrer Ansprüche zu überzeugen.

Ein äußerst gewandter Schwindler war der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zuerst aufgetretene angebliche Herzog von Solferino.

Die Linie des italienischen Fürstengeschlechts der Gonzaga, welche bis 1706 die Fürstenthümer Castiglione und Solferino besessen hatte, starb 1819 aus. Jener Prätendent behauptete nun im Jahre 1828: er sei Alexander Andreas Stanislaus, Graf Murzynowski, Herzog von Solferino, geboren 12. November 1799, ein Enkel des in Wirklichkeit im Jahre 1748 acht Jahre alt gestorbenen Philipp Ludwig, der ein Sohn des Herzogs Franz von Solferino war. Anfangs schenkte man ihm keine Beachtung, da die 1830 ausgebrochene Julirevolution, sowie die im gleichen Jahre ausgebrochene polnische Revolution die Aufmerksamkeit Aller auf sich lenkte. Der falsche Herzog verließ daher Rußland, wo er bis dahin geweilt, und begab sich 1830 nach Stuttgart, wo er Anhänger und Freunde fand. Im Jahre 1831 veröffentlichte er in Stuttgart mehrere auf seine Ansprüche bezügliche Schriften. Am 28. April 1833 heirathete er in dieser Stadt Friederike, die Tochter des Weinhändlers Deeg und Wittwe des Regimentsquartiermeisters Plessing, welche sich jedoch nach wenigen Jahren wegen seines wenig erbaulichen Treibens unter Aufopferung einer Summe Geldes von ihm scheiden ließ. Im Jahre 1836 wollte er nach Oesterreich gehen, doch gestattete ihm die österreichische Polizei nicht den

Eintritt in dies Land, auch verweigerte ihm Graf Franz Colloredo, der österreichische Gesandte in Dresden, den Paß zu visiren, und wies ihm ein Aktenstück vor, laut welchem er sich verpflichtet hatte, nicht mehr nach Wien zurückzukehren. Er trat dann in die Dienste des Don Carlos. Als dieser 1839 Spanien verlassen mußte, ging der falsche Herzog nach Montferrat in Italien, welches er jedoch wegen eines Konfliktes mit der sardinischen Polizei räumen mußte. Er begab sich dann nach London, wo er sich im Jahre 1841 mit Marie Elise Coke, der Wittwe eines spanischen Generals, vermählte. Am 12. Oktober 1841 sandte er an den Fürsten Metternich einen Protest wegen des ihm angeblich vorenthaltenen Fürstenthums Castiglione und Herzogthums Guastalla, ebenso am 26. April 1843 einen weiteren Protest an alle Könige, Fürsten und Potentaten, mit der Forderung, ihn wieder in die Besitzungen des Hauses Mantua einzusetzen. Er lebte bald am Niederrhein, bald in Dieppe, bald in Boulogne sur Mer, wurde übrigens einmal aus Frankreich ausgewiesen. Im Jahre 1845 forderte er die Errichtung eines neuen Königreichs Jerusalem für sich als Entschädigung für die Herzogthümer Mantua und Guastalla. Er fand immer mehr Anhänger und Zutritt in die vornehmsten Kreise. Erst im Jahre 1852 erfolgte seine Verhaftung in Paris. Am 6. Juli 1853 wurde er entlarvt als ehemaliger Bedienter eines Grafen Murzynowski, dessen Papiere er gestohlen hatte. Wegen Handels mit Titeln und unberechtigten Tragens von Orden wurde er von der Kammer des Pariser Polizeigerichts zu drei Jahren Gefängniß und 3000 Franken Geldstrafe, oder einem weiteren Jahr Gefängniß, verurtheilt. Von allen Anhängern verlassen, starb er am 6. Juli 1869 in London.

Dieser falsche Prinz fand in Paris noch manche Nachahmer. Ein gewisser Chanel, Sohn des Miliztieutenants Claude Chanel zu St. Domingo, behauptete, von dem un-

garischen Königshaus der Arpaden abzustammen, und nahm den Titel eines Prinzen von Crouy-Chanel an, was ihm jedoch am 12. Mai 1821 der königliche Gerichtshof zu Paris untersagte. Jean Joseph de Fenis du Tourondel, geboren am 13. Juni 1789, nahm unberechtigt den Titel eines Prinzen von Rohan an und führte ihn unbeanstandet bis zu seinem am 5. Mai 1837 erfolgten Tode. Erst am 22. Juli 1863 wurde die Weiterführung desselben seiner Wittwe Marie Clementine Thompson untersagt.

Im Jahre 1873 gab sich in Paris Cécile Léda Blanchart für eine Prinzessin von Polignac aus, wurde jedoch deswegen von der 12. Kammer des Civilgerichts zu 50 Franken Strafe verurtheilt. Vier Jahre später gab sich ein gewisser Bidot für den Herzog von Bouillon aus, im folgenden Jahr, 1878, Charles Georges Chesneau für den Herzog von Mouchy und, da er von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen und kecker geworden war, für den Fürsten Orloff. Da er jedoch die Pariser Juweliere um Edelsteine im Werth von 30,000 Franken betrog, wurde er zu 7 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Im Jahre 1881 endlich gab sich Charles Louis Antoine, Sohn des Charles Simon Clément Roux, für einen Prinzen von Lusignan aus. Diesen Titel haben mehrmals Pseudo-Prinzen sich angemaßt, obgleich der Zweig des französischen Hauses Poiton-Guienne, der den Namen Lusignan angenommen und die Königreiche Cypern und Armenien beherrscht hatte, 1474 erloschen ist.

Am 24. Oktober 1846 kam nach Brüssel ein sehr wohlgebauter Orientale, welcher nach einem angeblich 1846 in St. Petersburg ausgestellten Passe, den er vorzeigte, der am 13. August 1821 geborene Prinz Leo VII. Komnenos von Lusignan, ein Sohn des 1828 gestorbenen Prinzen Leo Joseph und der Helene Bagatrion, Prinzessin von Georgien war. Er gab an, seine Güter (mehr als 15 Mil-

lionen werth) wären vom russischen Gouvernement konfiszirt worden, doch hätte er dafür eine Pension von 1000 oder 1500 Franken monatlich zu beziehen, welche der russische Gesandte in Stuttgart, Fürst Gortschakow, ihm auszahlen sollte. Von Brüssel aus wandte er sich an die Königin Viktoria von England und bat um die Stelle eines persönlichen Adjutanten bei dem Prinz-Gemahl; wurde jedoch abschlägig beschieden. Auf seine weitere Bitte um Unterstützung erhielt er 1500 Franken von der Königin.

Im Jahre 1847 reiste er von Brüssel nach Aachen, nahm dann Extrapost bis Stuttgart, wo er in einem Gasthof ersten Ranges abstieg. Einige Tage ließ er in demselben sich standesgemäß bewirthen. Dann bezog er, ohne die Zeche bezahlt zu haben, ein Privatlogis. Er wagte es, mit seinem, wie sich herausstellte, gefälschten Paß beim Gesandten, Fürst Gortschakow, um eine Unterstützung anzuhalten, wurde aber natürlich abgewiesen, ja sogar aus Stuttgart ausgewiesen.

Dann tauchte er in London auf, wo er sich als Vertreter der von Rußland bedrohten Tscherkessenhäuptlinge aufspielte. Wegen einer schmutzigen Affaire zu 750 Pfund Sterling Strafe verurtheilt, zog er es vor, statt die Strafe zu zahlen, England zu verlassen, und begab sich nach Paris. Hier ließ er durch einen Lithographen ein Bild anfertigen, das ihn darstellte, geschmückt mit einem breiten Ordensband. Die Unterschrift lautete: „Leo, Fürst von Armenien, Vertheidiger der Kirche des Orients." Nachdem er sich in Konstantinopel, Turin und Frankfurt am Main umhergetrieben hatte, kam er im August 1855 nach Berlin.

Hier wohnte er drei Monate lang in der Behrenstraße Numero 17 bei Mehlmann. An der Thür seiner Wohnung prangte die Inschrift in goldenen Lettern: „Fürst von Armenien." Er trug sehr feine Toilette, auf der Brust einen großen, silbernen Ordensstern mit roth email-

lirtem Kreuz, auch goldene Sporen und eine goldene Reitpeitsche. Im Ganzen lebte er mäßig und bescheiden. Doch drängte er sich gerne an die verschiedenen Gesandtschaften heran. Fleißig korrespondirte er, seinen Behauptungen nach, mit seinem angeblichen Flügeladjutanten, Ahmed Khan, der bald in Holland, bald in Italien weilen sollte.

Bald entdeckte indessen die treffliche Berliner Polizei seinen wahren Namen. Er hieß Joseph Joannis und war der Sohn eines Schiffsrheders in Samarang auf Java und einer Deutschen, Namens Helwig. Zwei Jahre lang hatte er die Universität Leyden besucht und soll sogar den Grad eines Baccalaureus erlangt haben. Der entlarvte Betrüger wurde dann in den letzten Tagen des Oktober zu einer ihm gebührenden Strafe verurtheilt.

Der „Prinz", dessen Rolle hiermit ausgespielt war, starb erst am 21. Februar 1876 in Mailand. Er hinterließ eine Tochter, die 1877 einen Steinhauergesellen in Mailand heirathete, und sechs Söhne, von denen einer am 8. September 1886 in Mailand eine Köchin heirathete.

Mit besserem Erfolg hat ein anderer angeblicher Prinz von Lusignan seine Rolle gespielt. Guido Calfa Narbey, geboren am 2. März 1831 in Konstantinopel, behauptete, sein Großvater sei Amalrich Joseph, der in Kerynia auf Cypern geborene Sohn des Fürsten Ludwig I. von Lusignan gewesen. Derselbe habe eine egyptische Armee unter dem Mameluckengeneral Murad Bey befehligt und gegen Napoleon Bonaparte 1798 bis 1799 gekämpft. Um sich Ansehen bei seinen Untergebenen zu verschaffen, sei er („der Vertheidiger des Glaubens") Mohammedaner geworden und habe den Namen Calfa Narbey angenommen. Narbey heiße nämlich auf Türkisch Fürst des Lichts (Prince de Lusignan sei gleich dem lateinischen princeps lucis oder Fürst des Lichts). Trotz seines Uebertritts zum Islam sei er übrigens am 14. Juni 1800 ermordet worden. Ein Bruder des Fürsten Ludwig I. sei

Yussup gewesen, der unter Napoleon's Mamelucken als Offizier gedient habe und bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 gefallen sei. Gestützt auf diese durch nichts bewiesenen Behauptungen erhob Guido Calfa Narbey im Jahre 1878 Ansprüche auf den armenischen Thron, auch ließ er sich damals in Frankreich naturalisiren. Seit 1860 war er vermählt mit Marie Josephine († 30. September 1890), der Tochter eines normännischen Bauern. Diese stiftete als nunmehrige Prinzessin von Lusignan zu Ehren der sagenhaften Ahnfrau den Melusinenorden, den ein Jeder gegen Erlegung einer Taxe von 100 Franken bekommen konnte. Dieser Ordenshandel lenkte die Aufmerksamkeit der französischen Behörden auf den Prinzen und die Prinzessin von Lusignan. Im Jahre 1880 wurde dann gerichtlich erkannt, daß deren Namen Calfa, nicht Lusignan sei.

Ebenso wie der Titel eines Prinzen von Lusignan war der Titel „Fürst Komnenos" mehrfach Gegenstand von Usurpationen. Trotzdem die Türken im Jahre 1466 die ganze Familie des letzten, 1462 entthronten Kaisers David von Trapezunt aus dem Hause Komnenos, ja sogar einen zum Islam übergetretenen Sohn desselben ermordet hatten, behauptete eine korsische Familie, von den Komnenos abzustammen. Nach ihren durch nichts belegten Behauptungen sollte 1466 Georg Nikephoros Komnenos dem Blutbad entronnen und nach der Maina entflohen sein. Ein angeblicher Nachkomme desselben, Konstantin Komnenos, führte 1675 oder 1676 sieben- oder achthundert Griechen mit Genehmigung der Genuesen nach Korsika, wo er das Gebiet der alten Stadt Sagona an der Westküste erhielt. Er, sein Sohn Theodor und sein Enkel Johann, walteten dort unangefochten als Kapitäne. Sein Urenkel Konstantin II. begünstigte mit allen seinen Kräften 1758 den Versuch der Franzosen, sich Korsikas zu bemächtigen. Die damals geleisteten Dienste sollten später seinem Sohne die Anerken-

nung eines angemaßten Titels und einer falschen Abstammung verschaffen. Zunächst allerdings, als die Franzosen 1768 Korsika annektirten, litt die Familie Comnène, wie sie sich französirt nannte, Schaden. Im Jahre 1769 wurde ihr die Stelle als Kapitäne der Griechen entzogen, und ihre Besitzungen mit den französischen Domänen vereinigt. Doch erlangte Demetrius, der Sohn Konstantin's II., nach des Vaters Tod die Rückerstattung eines Theils der Besitzungen, aber nicht den von ihm beanspruchten Rang eines Souveräns, da letzterer im Widerspruch stände mit den Gesetzen der französischen Monarchie.

Weil es aber der französischen Regierung nützlich schien, für den Fall der Vertreibung der Türken aus Konstantinopel einen Prätendenten des griechischen Kaiserthrones in ihrem Lande zu haben, so erkannte König Ludwig XVI. im April 1782 an, „daß auf's Neue im Rath des Königs festgestellt wäre, daß Herr de Comnène in gerader Linie abstamme von dem 1462 auf den Befehl Mahomet's II. getödteten letzten Kaisers von Trapezunt, David." 1789 brach die französische Revolution aus. Fürst Demetrius Comnène (geb. 1750), ein eifriger Royalist, wurde verhaftet. Doch erlangte er seine Freiheit wieder und trat in die Armee des Prinzen Condé ein. Als im Jahre 1801 die Condéer aufgelöst wurden, kehrte Demetrius nach Frankreich zurück und erhielt 1802 vom Kaiser Napoleon I. eine Pension von 4000 Livres. König Ludwig XVIII. ließ ihn 1814 in dem Genuß derselben und machte ihn zum Feldmarschall und Ludwigsritter. Da Demetrius († 8. September 1821) aus seiner Ehe mit der Gräfin v. Boucherville keine Kinder hatte und auch sein Bruder Georg († 1834) kinderlos blieb, gestattete König Ludwig XVIII. im Jahre 1815 die Uebertragung des Namens Comnène auf die Kinder seiner an den Kaufmann de Permon in Montpellier vermählten Schwester Laura, nämlich an Graf Albert de Permon

(† vor 1834), Cäcilie, vermählte de Geouffre, und Laura, Gattin des Marschalls Junot, Herzog von Abrantès. Der Sohn der ältesten Schwester des Grafen de Permon, der selbst nur eine Tochter Clemence hinterließ, Adolph, Oberst der Kavallerie († 13. Dezember 1849), nannte sich Geouffre de Comnène.

Der Fall dieser Prinzen Comnène ist einer der seltenen Fälle, in denen es einer pseudoprinzlichen Familie gelang, durch Täuschung der Behörden und geschickte Ausnützung der Zeitverhältnisse sich eine amtliche Anerkennung ihrer angemaßten Titel und falschen Abstammung zu verschaffen.

Der glückliche Erfolg dieser „Comnène" veranlaßte einen andern Abenteurer, Nikolaus Stephonopulos Komnenos (geb. 1796, † 19. Juli 1869 in Paris), sich ebenfalls für einen Nachkommen des Kaisers David von Trapezunt auszugeben, und 1853, als dem türkischen Reiche wieder eine Krisis bevorzustehen schien, in London seine Ansprüche auf den vakant werdenden griechischen Kaiserthron geltend zu machen. Auch sonst tauchten noch im 19. Jahrhundert angebliche Komnenos auf, so ein Michael Komnenos Aphentale, der 1822 die aufrührerischen Kreter befehligte, und ein Johann Anton Lascaris Angelos Flavius Komnenos (geb. 1816, † 1. September 1874 in Turin).

Damit möge diese Gallerie in neuester Zeit aufgetauchter falscher Fürstlichkeiten abgeschlossen sein. Sie beansprucht natürlich keineswegs Vollständigkeit, sondern sollte nur einige der interessantesten Pseudo-Prinzen vorführen.

Einzelne darunter mögen wohl thatsächlich in gutem Glauben gehandelt haben. Meist dagegen handelt es sich um bloße Schwindeleien; gewöhnlich gelingt es der Behörde bald, dergleichen Schliche aufzudecken und der angemaßten „Hoheit" ein klägliches Ende zu bereiten.

Die Reiskultur im Reiche der Mitte.

Bilder aus dem chinesischen Landleben. Von **Hans Gerstner.**

Mit 12 Illustrationen.

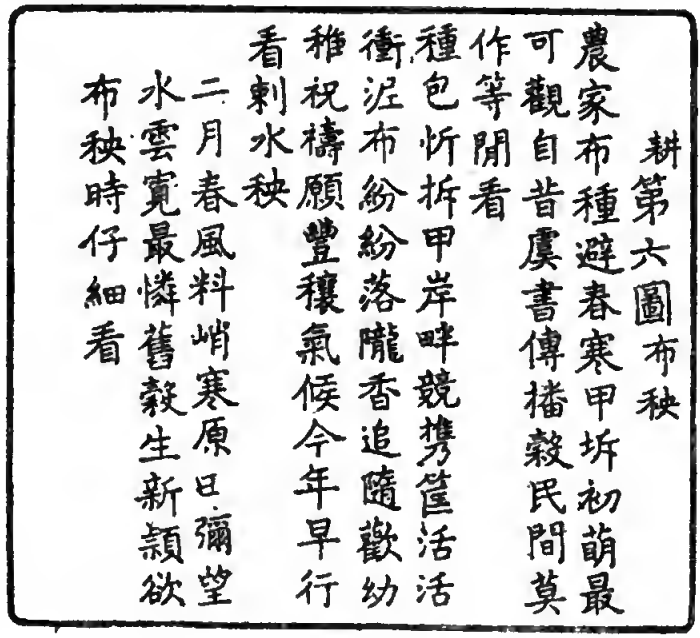
(Nachdruck verboten.)

Endlich ist der lange und erbitterte Krieg zwischen den beiden ostasiatischen Mächten China und Japan zu Ende, und der Friedensschluß bedeutet für das „Reich der Mitte" zugleich einen Bruch mit der Vergangenheit, einen Wendepunkt namentlich in seinen Handelsbeziehungen und seinem Verhältniß zum Auslande.

Es ist deswegen wohl am Platze, gerade jetzt einen hervorragenden Zweig friedlicher Kultur der Chinesen etwas eingehender zu schildern, der so recht geeignet erscheint, uns mit dem dortigen ländlichen und bäuerlichen Leben bekannt zu machen.

Man ist im Allgemeinen in Europa geneigt, China und die Chinesen zu unterschätzen, und der Verlauf des nunmehr beendeten Krieges mit dem mächtig aufstrebenden Japan hat wohl ganz besonders dazu beigetragen. Es ist aber verkehrt, die Chinesen nach den durchweg verkommenen und den ärmsten Klassen angehörigen Zopfträgern zu beurtheilen, die man in den chinesischen Küstenstädten wie in San Francisco und an anderen Orten des Auslandes zu sehen bekommt, oder nach den undisziplinirten und höchst mangelhaft bewaffneten Schaaren, die von den Japanern überall geschlagen worden sind.

Nennt doch ein so hervorragender Kenner wie Freiherr v. Richthofen in seinem großen Werke über China dieses „materiell das gesegnetste unter allen Ländern der Erde, die Heimath des dritten Theiles der Menschen, die Stätte einer eigenartigen, hochentwickelten Kultur und eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar großen und wichtigen Zukunft."

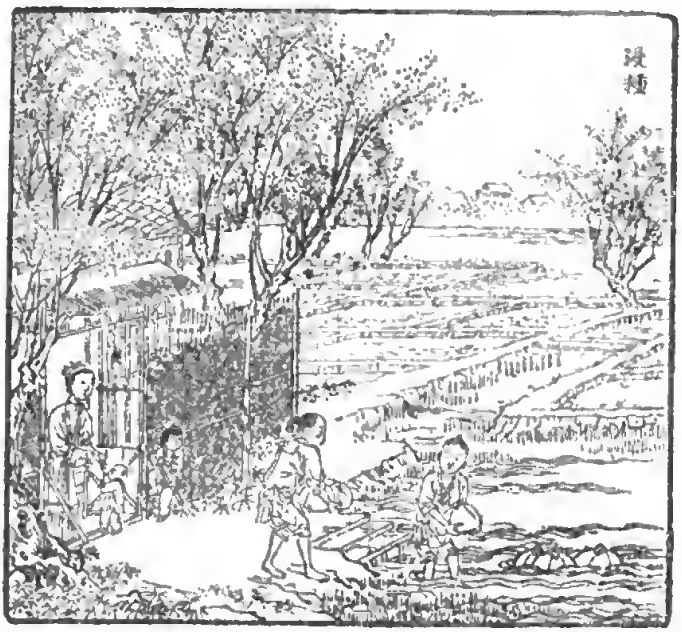

耕第六圖布秧
農家布種避春寒甲坼初萌最
可觀自昔虞書傳播穀民間莫
作等閒看
種包忻拆甲岸畔競携筐活活
衝泥布紛紛落隴香追隨歡幼
稚祝禱願豐穰氣候今年早行
看刺水秧
二月春風料峭寒原田彌望
水雲寬最憐舊穀生新穎欲
布秧時仔細看

Textseite aus einem chinesischen Bilderbuch.

Dies Urtheil des gründlichsten Kenners des himmlischen Reiches lautet freilich ganz anders wie die sonst üblichen Schlagworte über China, nach denen es als ein übervölkertes Land erscheint, das kaum die eigene Bevölkerung zu ernähren vermag. Nun zählt aber, wenn wir genauer zusehen, das eigentliche China auf etwas über 70,000 Quadratmeilen etwa 320 Millionen Bewohner — an sich freilich eine ungeheure Zahl, die aber dennoch die Durchschnittsziffer der Bevölkerung des deutschen Reiches nicht bedeutend übertrifft, während Belgien und das Königreich Sachsen sogar eine erheblich dichtere durchschnittliche Volksziffer aufweisen.

Es gibt ja freilich Theile von China, die stark über-

völkert sind, nämlich das Tiefland an der Wüste, das Mündungsland des Hoang-ho und Jangtse-kiang, und vor Allem die großen Städte in diesen Gebieten. Die unteren Klassen dieser Riesenstädte machen nun freilich keinen sehr angenehmen Eindruck, allein das kann man von vielen europäischen Großstädten ebenfalls behaupten. Kommt man aber weiter in das Land hinein, wandert man stromaufwärts in die gesegneten Gebiete der Reiskultur, so findet man dort eine harmlose, gemüthvolle Landbevölkerung, die in einer wahrhaft patriarchalischen Einfachheit sparsam und anspruchslos lebt. In das fast idyllisch zu nennende Dasein dieser chinesischen Reisbauern läßt uns ein chinesisches Büchlein — ein mit Text versehenes Bilderbuch — interessante Einblicke thun, dessen Bildern unsere Illustrationen getreu nachgebildet sind. Es ist in der Art eingerichtet, wie unsere Albums mit landschaftlichen oder städtischen Ansichten, und besteht aus einem gegen zehn Meter langen Papierstreifen, der in viereckige Blätter getheilt ist und in einem Wachstuchfutterale steckt. Das Büchlein enthält fünfzig Blätter Text und fünfzig Blätter Abbildungen, welche eine Darstellung der Reis- und Seidenkultur enthalten, jedoch haben



1. Einlegen der Saatkörner.

wir uns bei der Wiedergabe der Illustrationen auf die Hauptmomente der ersteren beschränkt.

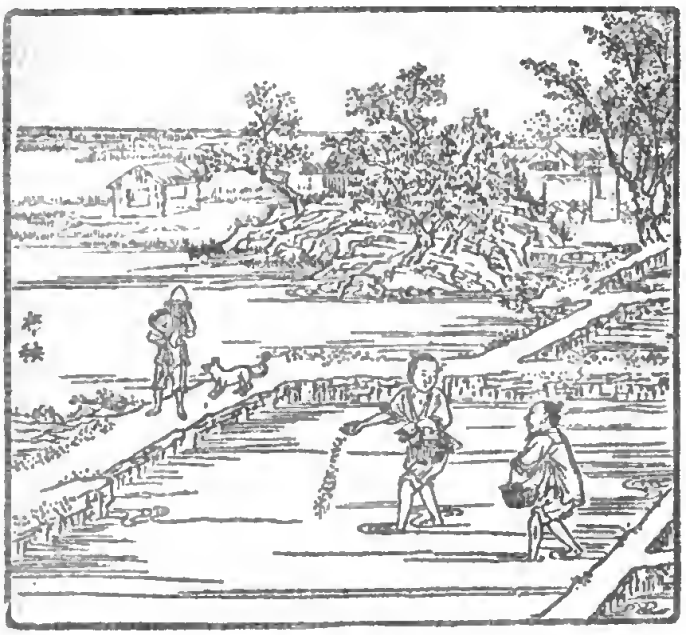
Der Text ist, wie bei den immer nur auf einer Seite des dünnen Papiers bedruckten chinesischen Büchern überhaupt, gleichfalls in Holzschnitt hergestellt und gibt in poetischer Form eine Erklärung der Bilder. Letztere sind weitaus bedeutender wie die Texte und in ihrer sorgfältigen, eigenartigen Ausführung vollkommen geeignet, uns einen Einblick in das chinesische Landleben zu verschaffen. Es sind zwar sämmtlich nur einfache Umrißzeichnungen ohne jegliche Schattirung, aber die Linien sind mit großer Sicherheit gezogen, die Bewegungen von Menschen wie Thieren mit erstaunlicher Naturwahrheit wiedergegeben und das Landschaftliche so charakteristisch aufgefaßt, daß die größte Anschaulichkeit erzielt wird.

2. Zubereitung des Ackerbodens.

Es ist aber für den europäischen Leser um so lehrreicher, sich genauer mit dem Dasein der chinesischen Landbevölkerung vertraut zu machen, als die Landwirthschaft den bei Weitem wichtigsten Faktor im wirthschaftlichen Leben des „himmlischen Reiches" bildet, da eine Großindustrie noch so gut wie gar nicht vorhanden ist. All-

bekannt ist es ja, daß der Kaiser von China alljährlich selbst einmal den Pflug führen muß, um dadurch die hohe Wichtigkeit des Ackerbaues zu betonen, und ein Gleiches thun seine obersten Vertreter in allen Provinzen.

Der Grund und Boden ist in der großen chinesischen Ebene, wie in den meisten Theilen von Südchina in ungemein kleine Parzellen getheilt, und diese Kleinheit der einzelnen Besitzthümer macht es wiederum nothwendig, den Boden möglichst sorgfältig zu bearbeiten, um ihm möglichst viele Früchte abzugewinnen. Namentlich in dem Tieflande im Mündungsgebiet des Hoang-ho und Jangtse-kiang wird der Boden nicht wie ein Acker, sondern wie ein Garten bestellt, in dem man jedes Fleckchen auf das Sorgfältigste ausnutzt. Deswegen ist vielfach auf dem Lande kein Platz für die Wohnstätten der Menschen übrig, so daß man die Häuser auf festgeankerten Flößen von Bambusrohr oder auf einem Roste von Pfahlwerk über dem Wasser errichtet.

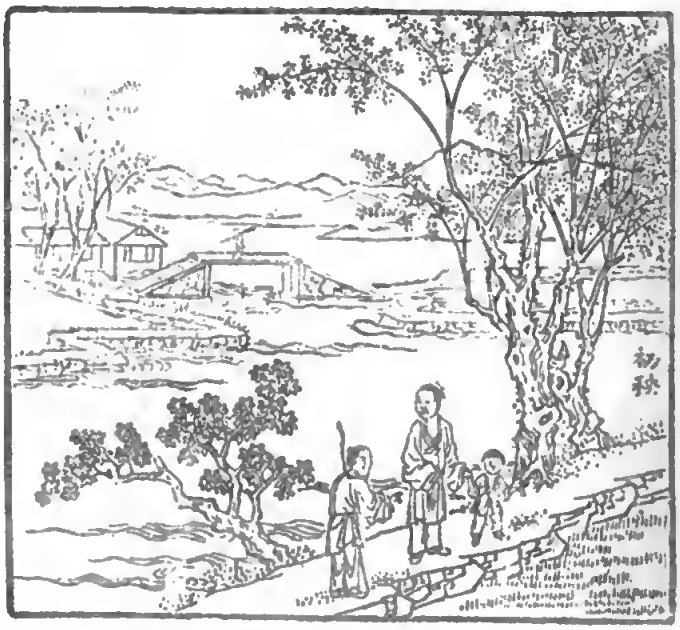


3. Die Aussaat

Namentlich ist es auch die große Zahl der Kulturen, mit denen sich der chinesische Landmann befaßt, die eine besonders intensive Ausnutzung des Bodens ermöglicht. Der mit Land und Leuten genau vertraute Reisende Eugen

Simon führt nicht weniger als 70 bedeutendere Kulturen auf, von denen er als die wichtigſten: Reis, Weizen, Gerſte, Roggen, Hirſe, Sorghum, Baumwolle, Thee, Seide und Zuckerrohr anführt. Auch der Gemüſebau wird ſehr gepflegt, und grünes Gemüſe fehlt ſelbſt bei der ärmlichſten Taglöhnerkoſt nicht.

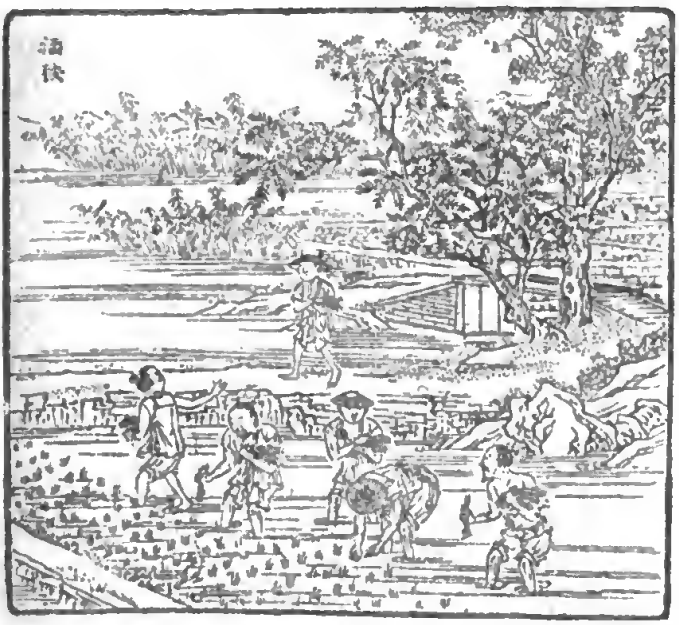
Sehr hoch ſind die Bodenpreiſe; durchſchnittlich koſtet ein Hektar Reisland 1320 bis 2640 Mark unſeres Geldes, während ein Hektar Gartenland nahe bei Shanghai ſich auf 11,220 Mark ſtellt. Dafür bringt aber in einzelnen Gegenden der Reis im Jahre auch 3500 bis 10,000 Kilogramm, ja ſelbſt 14,000 Kilogramm vom Hektar, letzteres zum Beiſpiel in der Provinz Setſchuan bei Tſchentu, wo dann der Hektar Boden aber auch nicht unter 18,000 bis 28,000 Mark zu haben iſt. Die Pachtzinſen belaufen ſich durchſchnittlich auf 10 Prozent der Landpreiſe. Ungefähr die Hälfte alles Ackerlandes in China wird von Pächtern, und zwar vorzugsweiſe von kleinen Pächtern bearbeitet, die durch den Kinderreichthum faſt aller Familien über billige Arbeitskräfte verfügen. In der Genügſamkeit, dem Fleiße und dem Familienzuſammenhange beruht der weitaus



4. Beſichtigung der aufſprießenden Saat.

größte Theil des Kapitals, mit dem der chinesische Bauer schafft.

Was die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse angeht, so sind sie starken Veränderungen unterworfen, und die Preisunterschiede scheinen dort noch viel schärfer wie bei uns hervorzutreten. „Der mangelhafte Verkehr," sagt Ratzel, „macht dies wahrscheinlich, und die Reis- und Kornhäuser der Regierung, welche alljährlich gefüllt werden, um mit ihrem Vorrathe dem Mangel in den mageren Jahren abzuhelfen, sind — abgesehen vom Betruge, der auch ihrer sich bemächtigt — dem Bedürfnisse nicht von fern gewachsen. Nach Simon's Mittheilungen variiren die Preise des Reises um mehr als 300 Prozent, was um so mehr in Erstaunen setzt, als der Reis das wichtigste Getreide des Landes ist."



5. Einsetzen ausgerauften Halme in unbesäete Felder.

Der Reis, dessen Anbau in Europa auf den Süden von Frankreich, Spanien, Italien, Sardinien und Griechenland beschränkt ist, bildet eine Gattung aus der Familie der Gramineen und gedeiht in Asien, Afrika und Amerika überall in den wärmeren Himmelsstrichen. Als seine Heimath wird meist Indien angesehen, obgleich er sich jetzt nirgends mehr wild findet und überall, wo er verwildert

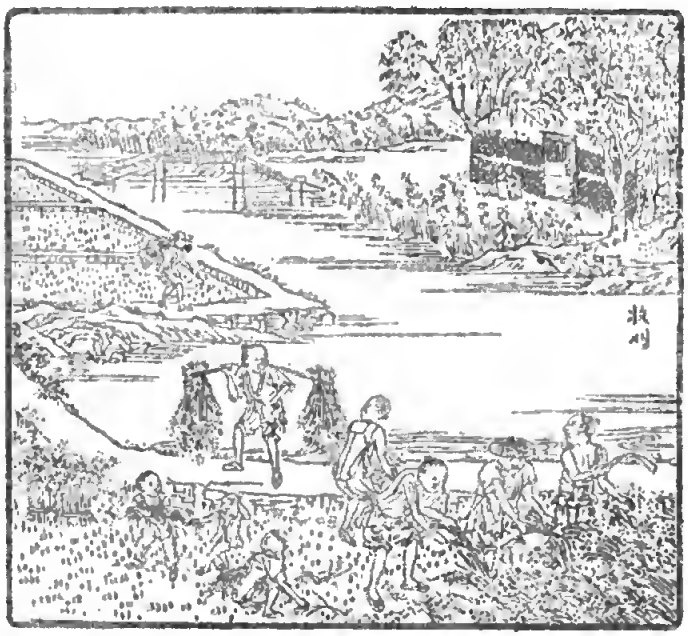
vorkommt, auch angebaut wird. Der Sanskritname dieser wichtigen Frucht, von der in China, Japan, auf dem Malayischen Archipel, in Indien, Persien, Arabien, in der Türkei, in Nordafrika und Portugal über 750 Millionen Menschen mehr oder minder ausschließlich leben, war im Sanskrit vrihi, woraus in den iranischen Sprachen brizi wurde. Die Griechen wandelten dann diese Form in oryzaum, und dieses Wort liegt der bei allen neueuropäischen Völkern sich findenden Benennung zu Grunde.

6. Familie, dem Vater Essen auf's Feld bringend.

Der gemeine Reis (Oryza sativa) ist eine Sumpfpflanze, die große Bodenfeuchtigkeit und außerdem eine Sommertemperatur von 29 Grad Celsius zu ihrem Gedeihen erheischt. Man kann Reis daher nur in niedrigen, feuchten und leicht unter Wasser zu setzenden Gegenden bauen, wo seine Kultur freilich die Luft verpestet und sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Bewohner wirkt. Es gibt allerdings eine Spielart, den wohlschmeckenderen Bergreis (Oryza montana), der auf trockenem Boden gedeiht, kürzerer Vegetationszeit bedarf und nur bei erheblicher Trockenheit Bewässerung verlangt. Er kommt aus Ostindien und kann auch in Berggegenden kultivirt werden, doch ist sein

Anbau bisher von keiner Bedeutung. Die Bemühungen, die man in Europa zur Einführung dieser Varietät gemacht hat, um dadurch die ungesunden Kulturen des Sumpfreises zu verdrängen, sind leider ganz erfolglos geblieben.

Der Reis ist ein sehr gesundes Nahrungsmittel; er enthält von allen Getreidearten am wenigsten eiweißartige Stoffe, ist dagegen am reichsten an Stärkemehl (76 und mehr Prozent). Auf einer gegebenen Bodenfläche liefert er die größe Menge Nahrungsstoff und ist, wie schon hervorgehoben, vielleicht diejenige Pflanze, welche den größten Theil der Menschen ernährt.



7. Schneiden und Binden der Frucht.

In China wird der Reis seit etwa 5000 Jahren kultivirt. Der Reisbauer beginnt seine Thätigkeit damit, daß die Saatkörner, in Tücher verpackt, in's Wasser gelegt werden, damit die Keime aufquellen. Dies zeigt uns das erste Bild, das zugleich die landschaftliche Scenerie aller folgenden andeutet: leichte, unzäunte Hütten aus Bambusrohr, die, von hohen Bäumen beschattet, an einem Flusse liegen. Von letzterem sind die Reisfelder, die in viereckige Beete von etwa 15 bis 20 Meter Seitenlänge, getrennt durch niedrige und schmale Dämme, getheilt sind, wiederum nur durch niedrige Mauern geschieden, so daß sich das

Stromwasser ihnen mühelos zuführen läßt. Der Boden wird durch Pflügen und verschiedenartiges Eggen (Bild 2) nur wenig tief bearbeitet und dann ganz unter Wasser gesetzt. Nachdem dieses eine gewisse Zeit auf dem Felde gestanden hat, säet man die aufgequollenen Reiskörner hinein (Bild 3), die alsbald in den Schlamm einsinken und bereits nach etwa zehn bis vierzehn Tagen hervorkommen.

8. Dreschen der Frucht.

Auf dem nächsten Bilde (4), dessen landschaftlicher Hintergrund besondere Beachtung verdient, sehen wir, wie der Stand der aufsprießenden Saat besichtigt wird, denn in demselben Maße, wie der Reis wächst, läßt man auch das Wasser steigen, um die biegsamen Halme zu schützen. Vorher jedoch erfolgt die Düngung, indem aus Kübeln, die an der Spitze von Stangen befestigt sind, der Dung über die Saat gestreut wird.

Das ganze Feld wird in China niemals gedüngt, wie bei uns, weil das Material viel zu kostspielig ist. Im ganzen mittleren und südlichen China wird nämlich fast gar kein Vieh gehalten, da man das Fleisch der Rinder und Schafe als Nahrungsmittel nicht gebraucht, und der Milchgenuß unbekannt, und selbst dort, wo man ihn durch

Europäer kennt, dem Chinesen zuwider ist. Das Rind wird also nur zum Pflügen benutzt, wo man den Boden nicht durch Handarbeit aufwühlt. Nirgends aber treibt man Viehzucht, um Dünger dadurch zu gewinnen, und der vorzugsweise benutzte Dünger besteht daher aus menschlichen Exkrementen, die man mit einer für den Europäer komischen Sorgfalt sammelt.

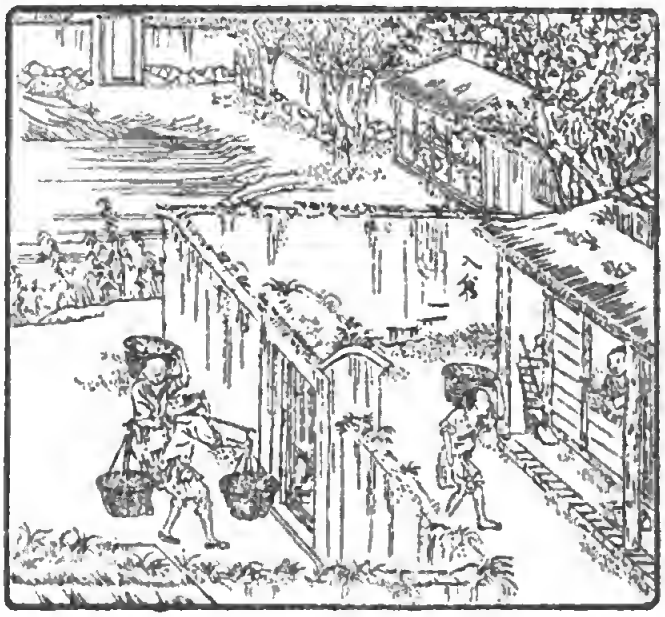
9. Sondern der Körner und Hülsen.

Die Städter treiben mit diesem Artikel sogar einen nicht unbedeutenden Handel, und zeitweilig sieht man die Bauern in langen Reihen, je zwei dichtverschlossene Eimer an einer Bambustrage auf der Schulter, aus der Stadt kommen und damit heimziehen. Dieser Dung wird nur in flüssiger Form benutzt, indem man — wie gesagt — die Pflanzen, nicht das Land damit begießt. Außerdem wird aber auch alles Sonstige gesammelt, was irgendwie als Düngungsmittel zu verwenden ist; so heben z. B. die Barbiere zu diesem Zweck sogar den Seifenschaum und die Haarreste sorgfältig auf. Alle Sorten von Abfällen schichtet man mit einer Art schwarzer Moorerde zusammen, trocknet das Ganze, verbrennt es und düngt mit der Asche.

Endlich gibt es noch, und zwar vorzugsweise auf Reis-

feldern, die Gründüngung. Nach dem ersten Bewässern läßt man das Wasser ab und zieht Furchen, in die Klee und andere Pflanzen gesäet werden. Sobald die Krautentwickelung genügend ist, werden die Pflanzen untergepflügt und zersetzen sich nun sehr rasch, worauf man in den dadurch gedüngten Boden den Reis säet.

Wo die spätere Besichtigung nun ergibt, daß die Saat zu dicht aufgegangen ist, läßt man das Wasser ab und jätet, worauf man von Neuem Wasser bis zur Höhe der stehen gebliebenen Pflanzen eintreten läßt. Die ausgerupften Halme aber werden in unbesäet gebliebene Felder eingesetzt, wie wir das auf Bild 5 veranschaulicht finden.



10. Einbringen in die Scheuern.

Während der ganzen Arbeitszeit tragen Mittags die Frauen, von ihren Kindern begleitet, den Männern das Essen auf das Feld hinaus (Bild 6), bis endlich die Ernte herankommt, und nun die ganze Familie eifrig bemüht ist, die Rispen mit den reifen Früchten zu schneiden und in Garben zu binden (Bild 7). Diese Garben werden in unzäunten Gärten nahe bei den Wohnhäusern zunächst in hohe, oben weit ausladende Diemen aufgesetzt, worauf die Frucht durch Dreschen

Digitized by Google

(Bild 8), was aber ausschließlich Sache der Frauen ist, gewonnen wird.

Die Körner werden in Hütten durch Stampfen mit Stößern und mit den Füßen enthülst, Körner und Hülsen meist durch Ausschwingen im Freien (Bild 9) gesondert und die gereinigten Körner dann in der Scheuer eingeheimst (Bild 10). In Amerika, Indien und Italien u. s. w. benutzt man zum Dreschen, wie zum Enthülsen natürlich längst Maschinen, polirt auch zum Schluß den geschälten Reis auf Polirmaschinen. Die beim Schälen abfallende Kleie wird als Reisfuttermehl in den Handel gebracht.

11. Dankopfer nach vollbrachter Ernte.

Unser letztes Bild zeigt die ländliche Familie, wie sie für die glücklich vollbrachte Ernte Gebete und Dankopfer darbringt. Auf einem Tische vor dem Bilde der Gottheit des Landbaues stehen pilzförmige Reiskuchen.

Zum Genuß werden bekanntlich die enthülsten Reiskörner in kochendem Wasser oder im Dampfe erweicht und dann entweder ohne Zuthat oder mit einigen Gewürzen und Salz als Pilau verzehrt, ebenso mit Butter gedämpft, mit Fischen, Hühnern und Gewürzen vermischt, als Curry. Aus gemahlenem Reis werden in Indien die verschiedensten Speisen, auch Brod, bereitet. In China, Japan und

Westindien macht man ferner allerlei alkoholische Getränke daraus, und in Ostindien dient er zur Darstellung von Arak. Das chinesische Reispapier aber wird nicht aus Reisstroh, wie man wohl meint, sondern vielmehr aus dem Mark der Reispapierpflanze (Aralia papyrifera) gewonnen. Es ist dies ein bis vier Meter hoher Strauch, der auf der von Japan jetzt als ein Theil der Siegesbente angestrebten Insel Formosa heimisch ist und im übrigen Ostasien vielfach kultivirt wird. Das Mark der Pflanze ist weiß und dient zur Herstellung des Reispapiers, das neuerdings vielfach nach Europa eingeführt wird, wo es namentlich zum Anfertigen künstlicher Blumen dient.

Nadelhelden.

Skizzenblatt von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Wie jeder andere Stand, so hat auch der der Kleidermacher oder Schneider seine Größen und Berühmtheiten aufzuweisen, nur daß deren Reihe, in Deutschland wenigstens, nicht wie bei den Schlossern, Waffen- und sonstigen Schmieden im grauen Alterthume, sondern erst im 13. Jahrhundert beginnt, eine Erscheinung, deren Grund wohl darin zu suchen ist, daß es vor jener Zeit Schneider in dem Sinne, wie wir sie heute kennen, nicht gegeben hat.

Vielmehr wurden, wie unter Anderem auch aus einem zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt im Jahre 1280 geschlossenen Vertrage hervorgeht, nur jene „Kramer", welche wollene Tücher ausschneiden, das heißt nach der Elle verkaufen durften, Schneider genannt. In dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Augsburgischen Stadtrechte heißt ebenfalls derjenige, welcher sich ausschließlich mit dem Verkaufe oder Ausschnitte von Kleiderstoffen befaßt, Gewandschneider.

Später jedoch, als diese Art von Handelsleuten die Befugniß erhielt, nicht nur Stoffe auszuschneiden, sondern auch Bein- oder Gürtelgewand, also Kleidungsstücke, die vom Gürtel gehalten wurden, aber nur in schwarzer, weißer, grauer oder rother Farbe zu verfertigen, wurden sie Gewäntler oder Gwantler genannt und von den Joppnern

und Mäntlern, welche wieder nur diese Kleidungsstücke herstellen durften, strenge unterschieden.

Das Kleidermachergewerbe war also getheilt, um die Mitte des 14. Jahrhunderts erst finden wir in Wien eine Schneiderzunft, der Gwantler, Joppner und Mäntler angehören. Auch eine Schneiderherberge gab es damals schon in der Kaiserstadt an der Donau, und die Gesellen, die da auf Arbeit harrten, mögen sich recht oft von Meister Berthold, dem ersten ihres Standes erzählt haben, der die Bezeichnung Schneider führte.

Berthold ist aber nicht nur deshalb, sondern auch wegen seiner politischen Umtriebe merkwürdig. Zu den mit der Herrschaft Habsburgs über die österreichischen Lande Unzufriedenen gehörend, stand er mit dem Herzoge Otto von Bayern in Verbindung und war, in seiner Eigenschaft als Schützenmeister einflußreich und mächtig, eifrigst bestrebt, ihm zunächst die Wege zum ungarischen Königsthrone zu ebnen. Als dies nicht gelang, und Otto mit den Reichskleinodien Ungarns flüchtig wurde, da war es Meister Berthold, der ihn bei sich aufnahm und eine Zeitlang sogar die ungarische St. Stephanskrone in Verwahrung hatte. Später wieder, und zwar 1309, wollte Berthold den Herzog Otto zum Herrn Oesterreichs machen und zettelte zu diesem Zwecke in Wien eine Verschwörung an, die indessen rechtzeitig entdeckt wurde. Nun mußte Meister Berthold fliehen, und Niemand weiß, wohin er sich gewendet hat, noch was aus ihm geworden ist. Doch wird vermuthet, daß er in einem der Gefechte, welche die Anhänger Otto's mit den Getreuen Herzog Friedrich's von Oesterreich zu bestehen hatten, den Tod gefunden habe.

Sein Zeitgenosse, Meister Friedrich, jedoch ist ruhig in seinem Bette gestorben, nachdem er sich Zeit seines Lebens ausschließlich mit der Verschönerung der Menschheit und seiner selbst beschäftigt hatte. Selbst ein rechter Zierbengel,

war er der Erfinder vieler neuen und seltenen Gewänder und nebstbei ein so eifriger Mädchenjäger, daß ihm der Beiname „Der Minnegauch“ (verliebter Geck) verliehen wurde.

Als solcher gehört er denn auch den „Unsterblichen“ der Wiener Chronik an, während daselbst Meister Jakob aus dem Voigtlande aus dem Grunde einen hervorragenden Platz einnimmt, weil er der Erste ist, der den Titel „des Herzogs Schneider“, also in unserer Ausdrucksweise Hofschneider führt. Nach seinem im Jahre 1404 erfolgten Tode wurde Friedrich von Hirschau zu dieser Würde erhoben, gleichzeitig aber ein Meister Konrad zum Schneider der Herzogin bestellt.

Ob er der Erste war, der die Damenschneiderei als Spezialität betrieb, und ob wir daher in ihm den Ahnherrn des kürzlich in Paris verstorbenen Großmeisters dieser Gilde, Worth, erblicken dürfen, geht aus den zeitgenössischen Chroniken allerdings nicht hervor, dagegen steht fest, daß die weltberühmte Pariser Damenkleidermacherei von einem Deutschen, Namens Rhomberg, dessen Wiege in einer bayrischen Bauernhütte gestanden hatte, begründet wurde.

Und zwar muß dies bereits in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts geschehen sein, denn schon im Mai 1730 ließ Rhomberg, wie ein ungenannter Forscher schreibt, einen prunkvollen Reklamewagen in Paris herumfahren, auf dem ein Wappenschild in Form eines großen Schnürleibes mit darüber gespreizter Scheere prangte. Rhomberg, der möglicherweise ein Schüler des berühmten Messin, „kurfürstlich sächsischen Hofschneiders für Frauenzimmer“, gewesen sein und seine Lehrjahre somit in Dresden durchgemacht haben dürfte, soll ein Meister in der Kunst gewesen sein, kleine Mängel und Gebrechen zu vertuschen und die natürlichen Gaben im günstigsten Lichte zu zeigen.

Er fand daher auch großen Zuspruch, und als er, kaum 40 Jahre alt, starb, hinterließ er seinen Erben ein Jahreseinkommen von 50,000 Livres.

Nach Rhomberg's Ableben ließ sich der Hof und das ganze weibliche Paris von Schneiderinnen bedienen und kehrte damit zu einer Gepflogenheit zurück, die, wie aus verschiedenen Dokumenten hervorgeht, schon im grauesten Alterthume herrschend gewesen ist.

Nach der großen Revolution kamen indessen wieder die Schneider an die Reihe, und zunächst erschien Leroy, ein Mann auf dem Plane, der sich unter dem Kaiserreiche „Habilleur", Kleidermacher, unter dem Königthum aber „Modiste", Putzmacher, nannte. Ihm folgte Aurelly, den seine Bewunderer den Michelangelo der Kleidermacher nennen. Es war eine hohe Gunst und Auszeichnung, als Gehilfe in sein Atelier aufgenommen zu werden, und man kann sich daher leicht vorstellen, daß Worth, dem sie in den fünfziger Jahren zu Theil wurde, kein gewöhnliches Schneidertalent war. Nein, dieser Mann, den die Welt, deren Aeußeres er verschönte, später den Schneiderkönig nannte, verstand die Kunst der Herausfindung dessen, was für eine bestimmte Person das Kleidsamste sei, derart, daß er selbst solche Damen reizend zu kleiden verstand, die er nur im Bilde gesehen hatte. Worth durfte daher einer Herzogin, die über die Höhe seiner Honorarforderung für eine Toilette erstaunt war, die stolzen Worte zurufen: „Wie, Madame, bezahlen Sie denn Meissonier, den berühmten Maler, blos für die Leinwand und die Farben?" Uebrigens soll Worth, dessen Taufnamen seltsamerweise keiner der zahlreichen Nekrologe verräth, eigentlich Wörth geheißen haben und weder Amerikaner noch Engländer, sondern ein Elsäßer sein.

Ueber sein Emporkommen cirkuliren mancherlei Nachrichten. Die eine besagt, Worth habe, nachdem er sich

mit Hilfe des reichen Schweden Doghby selbstständig gemacht, eine hochstehende Pariser Dame mit Bitten bestürmt, sich bei ihm ihre Toilette zum bevorstehenden Hofballe anfertigen zu lassen. Die Dame habe seinem Wunsche nachgegeben und mit ihrer Toilette derartiges Aufsehen erregt, daß sie von der Kaiserin Eugenie um den Namen des „Autors dieser schönen Kleiderdichtung" befragt wurde, worauf Worth sofort zum Hofschneider avancirte.

Nach einer anderen Legende hatte es Worth gar nicht nothwendig, hochstehende Damen mit Bitten um deren Kundschaft zu behelligen; dieselbe wurde ihm vielmehr von der extravaganten Fürstin Pauline Metternich, Gemahlin des österreichischen Botschafters, angetragen, als er noch im Atelier Aurelly thätig war, und es soll auch diese Dame gewesen sein, welche seine Toiletten bei Hofe einführte. Dem widerspricht jedoch Madame Oktave Feuillet, die Wittwe des berühmten Romanschriftstellers und Theaterdichters, in ihren jüngst erschienenen „Denkwürdigkeiten", indem sie schreibt, daß sie diejenige gewesen sei, welche zuerst in einer von Worth „kreirten" Toilette bei Hofe erschien und die Aufmerksamkeit Eugeniens in solchem Maße erregte, daß dieselbe wissen wollte, wer diesen wundervollen Anzug „geschaffen", worauf natürlich die entsprechende Antwort erfolgte, eine Antwort, die das Aufgehen des Sternes Worth's zur Folge hatte. Jedenfalls verstand dieses „Schneidergenie" die Kunst der Reklame ebenso gut, wie die des Kleiderschnitts, und selbst nach seinem kürzlich erfolgten Tode haben ihm die Zeitungen noch Nachrufe gewidmet, wie einem Wohlthäter der Menschheit.

Neben Worth strahlte Dussautoy, der Schneider Napoleon's III., vor Allem aber Joseph Kowalski, ein Schneider, von dem man zu sagen pflegte, daß er die Leute wirklich anzuziehen verstehe, während die übrigen Schneider nur die Blößen ihrer Kunden zu bedecken verstünden. In der

Passage des Princes war sein Atelier. Dort thronte der Meister und ließ sich herbei, den Dandies jene „stylvoll gebauten" Beinkleider, Röcke und Fräcke anzumessen, welche das Entzücken aller kleiderverständigen Menschen bildete.

Armer Kowalski! Wäre er blos Schneider gewesen, so hätte er sein Dasein als Millionär beschließen können. So aber wollte er auch Gentleman sein, und wenn einer seiner vornehmen Kunden ihn zum Frühstück einlud, so machte er einen Strich durch die größten Rechnungen. Nebstbei aber gab er selbst der Blüthe der Aristokratie Festmahle, die Unsummen verschlangen. Kurz, mit dem überspannten Polen, wie man Kowalski in Paris nannte, ging es immer mehr abwärts, so daß er sich schließlich aus Furcht vor völligem Ruin vergiftete.

Da ist Mr. P., der berühmteste Londoner Herrenschneider, der auch die Ehre hat, den Prinzen von Wales zu bedienen, ein ganz anderer Mann. Titel imponiren ihm nicht, und wer ihn etwa fühlen läßt, daß er nur ein Schneider ist, der hat nichts zu lachen. Beweis dessen folgende Geschichte. Als Mr. P. jüngst einmal im Hydepark mitten unter der eleganten Welt spazieren fuhr, rief ihm ein vornehmer Kunde, der das übelnahm, plötzlich mit lauter Stimme zu: „Mr. P., sehen Sie doch, dieser Ueberrock will gar nicht sitzen."

Mr. P. stieg ruhig vom Bocke herab, und bat den Herrn, eine Sekunde stille zu stehen. Er ging um ihn herum und betrachtete von allen Seiten aufmerksam den Rock. „Ja, Sie haben Recht," erklärte er endlich und zog ein Stückchen Kreide aus der Westentasche, „hier muß der Rock etwas eingenommen werden, und hier und hier."

Und bei jedem „Hier" machte er dem hohen Herrn dicke, fette Kreidestriche auf den Rock, während sich eine lachende Menge um Beide sammelte.

„So, wenn Euer Gnaden sich jetzt in mein Atelier

bemühen wollen, aber ohne unterwegs die Kreide zu verlöschen, so wird mein Werkführer auf der Stelle die nothwendigen Aenderungen vornehmen!" erklärte ernsthaft der Gentleman-Taylor, verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung und kutschirte davon.

So verfuhr Worth, der jährlich etwa 13 Millionen Franken in Kleidern umsetzte, mit seinen unzufriedenen Kundinnen allerdings nicht, allein auch er pflegte recht grob zu werden und Damen, die an seinen Vorschlägen und Arrangements etwas auszusetzen fanden, ohne Weiteres den Rath zu ertheilen, sich doch zu einem anderen Schneider zu bemühen.

Wir kommen nun zu Thomas W. Grimes in Washington, demselben, den Frau Cleveland, die Gemahlin des Präsidenten der Vereinigten Staaten, entgegen der Gewohnheit aller ihrer Vorgängerinnen, Schneiderinnen zu beschäftigen, bereits im Jahre 1888 mit ihrer Kundschaft beehrt hat. Warum, weiß Niemand zu sagen, dagegen aber ist aller Welt bekannt, daß Grimes seither „fashionable" geworden, und daß sein Geschäft eine enorme Ausdehnung gewonnen hat. Jede Dame in der Bundeshauptstadt, welche Anspruch darauf macht, zur „Gesellschaft" zu gehören, läßt bei Grimes arbeiten, und täglich kann man zu gewissen Stunden eine ganze Reihe von Equipagen vor seinem in der Nähe des Weißen Hauses in Washington befindlichen Etablissement halten sehen. Der berühmte Schneider ist infolge der zahlreichen, vornehmen Kundschaften, deren er sich erfreut, außerordentlich unabhängig und selbstbewußt geworden und befolgt seinen Kundinnen gegenüber ganz strikte Geschäftsregeln, das heißt, wenn er einer Dame ein Kleid zu machen versprochen hat, kann ihn weder Rang noch Reichthum einer anderen Kundin bestimmen, sie zu bevorzugen. Wer sich den von ihm aufgestellten Geschäftsregeln nicht fügt, wird von seiner Kunden-

liſte geſtrichen, und um wiederum auf dieſe geſetzt zu werden, bedarf es eines Einfluſſes, der ebenſo groß ſein muß, wie derjenige zur Erlangung eines Geſandtenpoſtens. Thomas W. Grimes, welcher ſomit der vollendete Modetyrann der Waſhingtoner Damengeſellſchaft und indirekt natürlich auch der „Herren der Schöpfung“ iſt, war vor nicht langer Zeit noch ein unbekannter kleiner Schneider.

Der Chef des Pariſer Damenmodeſalons, Bianchini, hingegen iſt noch immer Koſtümzeichner und hat, obwohl er der Genoſſenſchaft der Schneider angehört, jedenfalls nie als ſolcher gearbeitet, kann alſo keineswegs auf jene ehrenvolle Bezeichnung Anſpruch machen, welche wir zur Ueberſchrift dieſer Skizze gewählt haben. Jedermann weiß, daß ſie die Schneider führen, warum und ſeit wann, dürfte indeſſen nur Wenigen bekannt ſein. Uebrigens gehen in dieſen Punkten die Anſichten auseinander, denn während die Einen den Ausdruck „Nadelheld“ für die Erfindung eines Witzboldes der Neuzeit halten, gehen Andere bis in's 15. Jahrhundert zurück und behaupten, die Wiener Schneider ſeien zuerſt ſo genannt worden, weil ſie in den mannigfachen Kämpfen jener Zeit eine ganz unvermuthete heldenhafte Tapferkeit und Ausdauer bewieſen.

Belege hierfür gibt es indeſſen nicht, dafür aber geht unter Anderem aus der Geſchichte Böhmens hervor, daß im Jahre 1422 ein Prager Schneider, Namens Hedwitſchka, an der Spitze der huſſitiſchen Anhänger des Thronprätendenten Sigmund Korybut ſtand und die Belagerung des, von dem kaiſerlichen Hauptmanne Johann Polenz aus Meißen vertheidigten Schloſſes Karlſtein, wo die Reichsinſignien verwahrt wurden, mit ſolchem Geſchicke leitete, daß die Belagerten alsbald von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeſchnitten wurden und nichts mehr zu eſſen hatten. Um jedoch ihre Noth zu verbergen, thaten ſie ſo, als ob es ihnen außerordentlich gut gehe und ließen von

ihrem „Ueberfluſſe“, einem einzigen Ziegenbocke, auch den Feinden ein mit Rehhaaren beſtreutes Viertel zukommen. Dadurch wurde Hedwitſchka zu der Annahme verleitet, daß er die Veſte nicht ſo bald aushungern werde und zog mit den Seinen ab. „Nachdem,“ ſchreibt Bermann, „die Karlſteiner dies geſehen, thaten ſie ſogleich Freudenſchüſſe und ſpotteten darob, daß ein Geißbock den Schneider vom Schloſſe weggeſtoßen habe.“

Seither werden die Schneider allerorten Geißböcke genannt, ein gutmüthiger Spott, den ſie ſchmunzelnd über ſich ergehen laſſen können, weil er auf eine berühmte Epiſode aus der Geſchichte ihres Standes Bezug hat.

In derſelben finden wir unter Anderen auch einen gewiſſen Karl Weiſenthal genannt, der im Jahre 1755 um das Patent für eine Maſchine nachſuchte, die ſelbſt nähen konnte. Man ertheilte es ihm auch, allein der arme Schneider war nicht in der Lage, ſeine Erfindung auszunutzen. Etwas beſſer erging es dem in Wien anſäſſigen, aus Kufſtein in Tirol gebürtigen Schneider Joſeph Madersperger, der 1814, nach ſiebenjährigem Bemühen, eine Maſchine konſtruirte, mit der alle Näharbeiten ſchnell und genau ausgeführt werden konnten. Anfangs nähte und ſchlang die Maſchine allerdings nur in gerader Linie, allein ſchon 1817 war ſie auch auf krumme Linien eingerichtet. Trotz all' dieſer Vorzüge jedoch vermochte auch dieſe Maſchine noch nicht Wurzel zu faſſen.

Dieſelbe Erfahrung machte der franzöſiſche Schneider Thimonnier, der 1825 einen Nähapparat erfand, damit aber erſt 1841 durchdrang. Als er jedoch, von einer zum Betriebe dieſer Nähmaſchine gegründeten Handelsgeſellſchaft unterſtützt, mit acht Maſchinen zugleich zu arbeiten begann, wurde er von den um ihre Exiſtenz beſorgten Pariſer Schneidergeſellen überfallen und gezwungen, Zeuge der Zerſtörung ſeiner Apparate zu ſein; er mußte ſchließlich

aus Paris entfliehen, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war. Trotzdem gab er seine Idee nicht auf, arbeitete an der Vervollkommnung der Nähmaschine weiter, so daß es heute wohl ein System Thimonnier gäbe, wenn das Modell dieser Nähmaschine 1851 nicht zu spät auf der Londoner Weltausstellung eingetroffen und infolge dessen bei Seite gestellt worden wäre. Das war der letzte Schlag, der den unglücklichen Erfinder treffen konnte, jetzt unterlag die seltene Geisteskraft und Energie dieses Schneiders. Er vegetirte noch einige Jahre und starb 1857 im Armenhause, ein Loos, das gar manchen Schneider, aber aus anderen Ursachen, zu ereilen pflegt.

Der ganze Stand ist nämlich durch seltene Vertrauensseligkeit ausgezeichnet. Wie ein Statistiker behauptet, gibt es auf der ganzen Welt keinen einzigen Schneider, der nicht ein Häuflein seiner Mitmenschen im Schuldbuche hat. Und dieses Buch ist in der Regel mit sieben Siegeln verschlossen. Kowalski verbrannte es, bevor er freiwillig in den Tod ging, und auch Worth gestattete Niemand Einblick in dasselbe. Mit der von den Pariser Schneidern beschlossenen Anlage eines Verzeichnisses schlechter Zahler war er durchaus nicht einverstanden, und nahm zu gerichtlichen Schritten nur im äußersten Nothfalle Zuflucht, wie denn die Schneider allen Anspruch darauf haben, der Findigkeit wegen gerühmt zu werden, mit der sie säumige Schuldner an ihre Verbindlichkeit erinnern.

Hiervon wußte unter Anderen auch der Humorist Saphir ein nettes Stücklein zu erzählen. Sein Bekleidungskünstler pflegte ihm nämlich täglich und an Orten, wo er dies am wenigsten vermuthen konnte, die unbezahlte Rechnung vor Augen zu halten. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß Saphir augenblicklich wußte, was da kommen werde, als er am Abende des 20. Dezember 1844 im Wiener Hofburgtheater, wo gerade ein neues Stück von Bauern-

feld „Ein deutſcher Krieger" gegeben wurde, neben ſeinen Schneider zu ſitzen kam. Na warte! dachte Saphir, forderte diesmal ſelbſt die Rechnung, betrachtete ſie und meinte dann: „Wiſſen Sie, lieber Meiſter, welch' ein Unterſchied zwiſchen dem Helden des Stückes und Ihnen iſt?"

„Nein," war die Antwort, „aber Sie werden mir das wohl ſagen."

„Gewiß, mein Lieber; der Held des Schauſpiels iſt ein deutſcher Krieger, Sie aber ſind ein deutſcher Nichtskrieger."

Der Bekleidungskünſtler lächelte und ſorgte fortan noch eifriger dafür, ein „Krieger" zu werden.

Uebrigens thut es uns wirklich aufrichtig leid, weder den Namen dieſes noch jenes weimariſchen Nadelhelden zu kennen, der zuweilen die Ehre hatte, Schiller und Goethe zu bedienen. Trotz der nur flüchtigen Verbindung hatte er ſich jedoch ein Urtheil über die beiden Dichterfürſten gebildet und in die vielſagenden Worte zuſammengefaßt: „Schiller, das war ein ſüßer Mann, der Geheime Rath aber, ja, das war ein großer Herr!"

Ueberhaupt pflegen die Schneider ihren Kunden nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig Maß zu nehmen, und wer Beiträge zur Charakteriſtik hervorragender Perſönlichkeiten haben will, der ſollte ſich auch an deren Kleidermacher wenden. Vor ihrem Scharfblick bleibt nämlich nichts verborgen, ſie ſind große, wenn nicht die größten Menſchenkenner, ſie machen nicht nur Kleider, ſondern damit auch Leute, wie das Sprichwort ſagt.

Mannigfaltiges.

Schickſalswege. — Die große Revolution in Frankreich hatte noch nicht begonnen, doch hörte man bereits ihr dumpfes Grollen. In der Bretagne war noch Alles ruhig, nichts ſtörte des Lebens altgewohnten Gang; doch auch über dieſer Provinz zogen die ſchweren Gewitterwolken ſich zuſammen und bald entſtrömten ſie ihren Feuer- und Blutregen über dieſes geſegnete Land.

Zu Nantes, im Saale des Oratoriums, fand die jährliche Prüfung und Preisvertheilung ſtatt. Manchen Jüngling beglückte ein Preis, welcher manches Mutterauge mit ſeliger Rührung füllte. Jetzt verkündete der Ton der Glocke, daß das Feſt zu Ende ſei; die Anweſenden zogen ſich zurück und immer leerer wurde der weite Saal. Nur noch wenige Perſonen ſah man hier und da in zerſtreuten Gruppen. In einer Ecke ſtand ein Lehrer des Oratoriums, von etwa achtundzwanzig Lebensjahren; ſeine Züge waren voll Würde und ſeine Haltung voll edlen Anſtandes; er hatte ſeinen Arm auf das Fußgeſtell einer Bildſäule Ludwig's XVI. geſtützt und ſah nachdenkend auf drei junge Leute hin, von denen der Aelteſte kaum fünfzehn Jahre zählen mochte. Des Oratorianers Geſicht war blaß und hager, und ſein Körper ſchlank; aus ſeinen Augen ſtrahlte ein ſcharfblickender Geiſt, doch ſein Lächeln hatte etwas Bitteres.

„Nun, meine jungen Freunde, das war heute ein ſchöner Tag. Nicht wahr? Wir trennen uns jetzt, und ihr vergeßt mich vielleicht bald; aber ich werde noch oft an euch denken, denn ich liebe euch. — Du, mein Freund," ſprach er zu einem der drei Jünglinge, „Du wirſt jetzt aus den engen Stuben unſeres Oratoriums hinaustreten in die weite Welt und wirſt von Deinen

ſchönen Kenntniſſen einen recht tüchtigen Gebrauch machen. Das trau' ich Dir zu."

„Ich möchte es gerne," antwortete der junge Mann. „Aber wird es mir erlaubt ſein? Ich werde bald mein ſchönes Latein vergeſſen haben und der Rhetorik auch nicht mehr bedürfen; denn mein Onkel will mich zum Parfümeur machen und ich ſoll meine Lebenstage zwiſchen Pomadentöpfen und Riechfläſchchen verbringen. Ein trauriges Loos! Lieber wäre ich beim Latein geblieben und einmal ein Gelehrter oder, was ich allem Anderen vorzöge, ein Arzt geworden."

„Ein ſchöner Stand fürwahr, wenn man Geiſt genug beſitzt, ihn recht aufzufaſſen!" bemerkte der ernſte Lehrer.

„Ein Arzt werde ich nie," rief der zweite Jüngling. „Was gilt ein Arzt? Schlöſſer möchte ich beſitzen, Gärten und Ländereien; ich möchte auf dem Meere Schiffe haben und weitausgedehnte Geſchäfte machen; es müßten mir Schätze und Diener zu Gebote ſtehen. Aber ach, ich bin verurtheilt, ein Spezereikrämer zu werden und in einem dumpfen Laden meine Jugend zu vertrauern. Mir graut davor."

„Warum wollt ihr Leutchen aber auch ſo hoch hinaus?" fragte der Lehrer. „Da lobe ich mir euren Kameraden da; der iſt nicht ſo ehrgeizig und wird höchſtens einmal Hauptmann von tapferen Soldaten."

„Jawohl, Hauptmann, aber noch lieber General!" antwortete der Dritte.

„Alſo auch Du biſt ehrgeizig? Sonderbare Menſchen! Nun, es wird die Zeit der Schlachten kommen, und ſie iſt vielleicht näher, als Du glaubſt."

Der Lehrer ſeufzte, ſah nachdenkend vor ſich hin, und ſein Geſicht nahm den Ausdruck der Rührung an; er ſprach: „Meine jungen Freunde, es wird noch mancher Tag und manche Nacht kommen, und wer weiß, was geſchehen kann. Des Lebens Wege ſind gar ſonderbar. So habe ich ein Seemann werden ſollen und bin nun Lehrer im Oratorium. Sonderbar! — Und beinahe wäre —" er hielt etwas inne und fuhr dann fort: „Lebt wohl, junge Freunde! Der Menſch denkt, Gott lenkt! Wir werden uns, das glaube ich feſt, ſpäter noch einmal wiederſehen, und

zwar in ganz anderen Verhältniſſen als jetzt. Ich ſage euch, es werden große Dinge geſchehen. Lebt wohl!“ Damit entfernte er ſich ſchnell. —

Ein Jahr ſpäter ſaß der Erſte der drei jungen Leute in der Bude ſeines Onkels und träumte zwiſchen Puderſchachteln und Pomadentöpfen von der Zukunft; der Zweite ſtand im Laden, wog Kaffee und Zucker und dachte dabei, wie er es wohl beſſer haben könnte, wenn er nur reicher wäre; der Dritte trat als Freiwilliger in ein Regiment, und der Lehrer des Oratoriums erklärte nach wie vor den alten Horatius.

Zwanzig Jahre aber nach jenem Tage der Prüfung im Oratorium zu Nantes fanden die vier Nanteſer ſich wieder in der Hauptſtadt von Frankreich. Die Prophezeiung des Lehrers war eingetroffen; Alle hatten mancherlei Schickſale erduldet und Alle waren an das Ziel ihrer Wünſche geführt worden.

Der Erſte war Soldat, Chirurg, Arzt, Profeſſor und endlich Mitglied der Akademie der Medizin geworden. Der Kaiſer hatte ihm Würden und Titel verliehen und ihn ſeiner Freundſchaft nicht unwerth gehalten; die Dichter hatten ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Menſchenliebe und ſeine Aufopferung beſungen, ganz Europa hatte ihn aus ſeinen Schriften kennen gelernt und in Aſien und Afrika war ſein Name bekannt geworden. Es war der Arzt Pariſet.

Der Zweite, welchem ſein Spezereiladen bald zu enge wurde und den ſein Spekulationsgeiſt zu Unternehmungen antrieb, hatte ſich erſt als kleiner, dann als großer Lieferant hervorgewagt, war Börſenſpekulant und endlich Generallieferant für die Armeen geworden. So war er zum Beſitze eines ungeheuren Vermögens gekommen und beſaß, was er einſt als Knabe ſchon ſo ſehnlich gewünſcht hatte, Paläſte, Gärten, Diener und prächtiges Hausgeräthe. Um ſeine Gunſt bewarben ſich die Großen, und mit ſeinem Gelde wurden Kriege geführt und Armeen ausgerüſtet und man nannte ihn den reichen Finanzier Ouvrard.

Der Dritte und Jüngſte von den Dreien war zuerſt dem General Hoche in die Vendée gefolgt, hatte dann unter Maſſena bei Zürich geſtritten, darauf in Oeſterreich unter den größten Feldherren des Jahrhunderts, bei Jena, an den Ufern der Bere-

sina, bei Hanau, unter den Mauern von Paris und endlich bei Waterloo mit Tapferkeit gefochten. Er war es, der die alten Legionen, vor denen Europa so lange gezittert, anführte; er war es, der bei Waterloo die berühmte Vertheidigung der alten Garde leitete. Das war der General Cambronne.

Und der Lehrer im Oratorium? Aus ihm war ein wilder Klubredner, dann ein Deputirter des Convents, darauf ein Prokonsul, ein Gesandter, ein Minister, ein Senator und ein Herzog geworden. Darauf hatte man ihn den, welcher ihn erhoben, stürzen gesehen; das Staatsruder war in seine Hand gekommen; er unterhandelte mit fremden Mächten; er erschien wieder mit seinem alten Herrn, gegen den er, wo es noth that, aufzutreten wußte; er schrieb den Ständeversammlungen Gesetze vor, beherrschte die Ansichten und lenkte, wie es ihm beliebte, die öffentliche Meinung. Ferner hatte man ihn, als Chef der provisorischen Regierung, das Schicksal von Frankreich in seinen Händen halten, mit den alliirten Mächten kapituliren, als Vermittler zwischen Frankreich und dessen König auftreten, der Monarchie drohend gegenüberstehen, die Zügel des Staates ergreifen und vierzehn Millionen aufhäufen gesehen. Dieser Lehrer, der vor zwanzig Jahren seinen Schülern noch den alten Horatius erklärte, war — der berüchtigte Polizeiminister Napoleon's, Joseph Fouché, Herzog von Otranto.

Das sind die Schicksalswege der vier Nanteser. C. T.

Die Gewinnung des Schellacks. — Den Schellack, dieses werthvolle Harz, das zur Herstellung des Siegellacks, zur Bereitung von Lackfirnissen und Polituren, als Bindemittel für Porzellan und Glas und als Steifungssubstanz in der Hutfabrikation zum Steifmachen des Hutfilzes massenhaft verwendet wird, verdanken wir einem kleinen Insekt, der sogenannten Lackschildlaus. Die Lackschildlaus ist nahe verwandt mit dem Kermesinsekt, dem polnischen Körnerinsekt und am meisten mit dem Cochenilleinsekt, die alle, wie sie selbst, einen rothen Farbstoff liefern. Das Heimathsgebiet der Lackschildlaus und damit die wichtigsten Produktionsgebiete des Schellacks sind Assam und Bengalen und die Zentralprovinzen von Indien. Die Lackschildlaus lebt auf einer ganzen Reihe von Bäumen, die sich

alle dadurch auszeichnen, daß sie einen lebhaften Saftstrom besitzen.

Sobald sich Lackschildläuse auf den jungen Zweigen eines Baumes niederlassen, bohren sie ihre Rüssel in die Rinde. In erster Linie verwenden sie den ausgesaugten Saft als Nahrung, einen Theil desselben verwerthen sie in anderer Weise. Sie schwitzen ihn nämlich, mit harzigen Bestandtheilen vermengt, aus und bilden aus diesen harzigen Ausschwitzungen eine Schutzdecke, in die sie ihren Körper vollständig einhüllen. Durch die harzige Masse verkleben sie völlig mit den Zweigen, auf denen sie sitzen, und da sie sich stets in einer außerordentlich großen Zahl ansiedeln, so werden die Zweige allmälig mit einer dicken, harten Kruste umgeben. In dieser Kruste verbleiben die Weibchen, die die Hauptmasse der Ansiedelung ausmachen, denn auf etwa 5000 Weibchen kommt erst ein Männchen, Zeit ihres Lebens. Diese Verkrustungen der Zweige stellen das Rohmaterial des Schellacks dar, den sogenannten Stocklack.

Von den die Stocklackkolonien anlegenden Lackschildläusen erscheinen jährlich zwei Generationen, anfangs Juli und anfangs Dezember. Etwa drei Monate nach der Ansiedelung findet die Paarung statt, wonach den Männchen Flügel wachsen, während die Weibchen eine Gestalt annehmen, die einem länglichen, glänzend carmoisinrothen Sack gleicht, aus dem ein Rüssel hervorragt, der in die Rinde des bewohnten Zweiges führt. Wenn die Weibchen Eier gelegt haben, sterben sie. In kurzer Zeit tritt die junge Brut in's Leben und frißt sich einen Weg in's Freie. Außerordentlich klein und zahllos, wie sie ist, hat sie bei ihrem Ausschwärmen das Aussehen von blutrothem Staub. Emsig suchen die jungen Thierchen nach weichen Zweigen, um sich in der geschilderten Weise wiederum für die Dauer ihres Daseins anzusiedeln.

Die Güte des Stocklacks wird nach seiner Stärke beurtheilt. Besonders geschätzt sind mehr als einen Centimeter dicke Krusten rund um den Zweig herum von tiefrother Farbe, die, gegen das Licht gehalten, lebhaft leuchtet. Wird der Stocklack nach dem Ausschlüpfen der jungen Brut gesammelt, so ist er löcherig, es geht der größte Theil des Farbstoffs verloren und wahrscheinlich erleidet

auch das Harz durch seine Durchlöcherung einen Verlust. Im Durchschnitt enthält der Stocklack 68 Prozent Harz, 10 Prozent Farbstoff und 6 Prozent Wachsstoff. Um die größte Menge Harz und Farbstoff zu gewinnen, ist es daher nothwendig, die Ansiedelungen mit ihren lebenden Bewohnern zu erwerben. Das geschieht im Juni und November. Die Zweige mit den Ansiedelungen werden abgeschnitten und des bequemen Transportes wegen in Stücke von fünf bis acht Centimeter zerlegt.

Um eine Ausrottung der Lackschildläuse zu verhüten, werden kurz vor der Ausbrütung der Eier Ansiedelungen mit den Zweigen abgeschnitten und als sogenannter Samen in die Kronen von anderen Bäumen gebunden, die die junge Brut später willig als Wohnungen annehmen. Außerdem sorgt man dadurch für die Erhaltung des Insekts, daß nicht alle Ansiedelungen vor dem Ausschlüpfen der Brut abgeerntet werden.

Der Stocklack wird fast gänzlich in Indien selbst zu Schellack umgearbeitet. Zunächst handelt es sich darum, den Farbstoff aus dem Stocklack auszuscheiden. Daher geht dieser zuerst durch zwei kräftige Walzen, die durch eine einfache Vorrichtung enger und weiter gestellt werden können. Die zerkleinerte Masse wird gesiebt, um den Lack von dem Holz zu trennen. Darauf wird der Lack in große, mit Wasser halbgefüllte Bottiche gebracht, wo er von Männern und Frauen gewaschen wird. Dieselben stehen in der Bütte, halten sich mit ihren Händen an einer über ihnen hinlaufenden Stange fest und stampfen abwechselnd mit Füßen und Ferse, bis nach mehrmaligem Wechsel das Wasser klar bleibt. Das abgelassene Wasser läßt man in großen Fässern ruhig stehen, wo sich auf dem Boden ein Niederschlag, der rothe Farbstoff des Stocklacks, absetzt. Der Niederschlag wird, halb trocken, unter eine Presse gebracht, um zu kleinen, viereckigen, dunkelrothen Kuchen mit der Handelsmarke des Fabrikanten geformt zu werden. Der rothe Farbstoff soll aus den Resten der Insektenkörper, nicht aus Ausschwitzungen bestehen. Die Kuchen kommen als Lacdye — Lackfarbe — in den Handel und werden namentlich in Südasien zum Färben von Seide und Leder benutzt.

Der in den großen Bottichen, aus denen das Wasser mit

dem Farbstoff abgelassen wurde, verbleibende Rückstand gibt nun die Masse für den eigentlichen Schellack ab. Nachdem der Niederschlag oberflächlich getrocknet worden ist, wird er in etwa 3 Meter lange Baumwollenschläuche gefüllt, die in einen Raum gebracht werden, wo mehrere offene Holzkohlenfeuer brennen. Vor einem jeden dieser Feuer sitzt ein Vorarbeiter mit zwei Gehilfen. Der Vorarbeiter hält nun das eine Ende eines jeden Schlauches in die unmittelbare Nähe des Feuers, wobei er den Schlauch dreht, während ein Gehilfe, weiter entfernt vom Feuer stehend, das andere Ende mit seinen Händen in entgegengesetzter Richtung dreht. Der Schlauch wird also so behandelt, wie die Waschfrauen verfahren, wenn sie die Wäsche auswringen. Die Wärme des Feuers schmilzt bald den Lack in dem Sackende, welches der Vorarbeiter in der Hand hält, und durch die Drehungen wird die flüssige Masse durch die Schlauchwand herausgepreßt und fällt auf ein als Behälter dienendes Agavenblatt. Hat sich auf dem Blatt eine genügende Menge geschmolzenen Lacks angesammelt, so schöpft der Vorarbeiter ihn mit einem hölzernen Löffel in eine handbreitweite Holzröhre, in der er herunterfließt, und von dem zweiten Gehilfen zu einer gleichmäßig dicken Schicht mit der Hand geformt wird. Der Gehilfe nimmt sodann die Schicht mit beiden Händen auf, schwenkt sie einige Augenblicke über dem Feuer, um sie krustig zu rösten, und hält sie gegen das Licht, um nach beigemischten Fremdkörpern zu suchen, die einfach mit den Fingern aus dem spröden Blatt, wie die technische Bezeichnung lautet, entfernt werden. Die Blätter werden in Kisten gepackt, in denen sie in viele Bruchstücke zerfallen, wenn sie starken Pressungen und Erschütterungen ausgesetzt sind. Damit steht der Schellack zum Versandt fertig.

Je sorgfältiger gereinigt, je mehr einer hellen orangebraunen Farbe sich nähernd, desto besser ist der Schellack. Dunkler Schellack ist häufig mit Fichtenharz verfälscht, erwärmt man ihn, so bleibt er geruchlos, während unverfälschter Schellack einen sehr angenehmen Wohlgeruch ausströmt. Die Ausfuhr aus Indien beträgt an Lackfarbe gegen vierhunderttausend und an Schellack bald fünf Millionen Kilogramm in einem Werth von zehn bis zwölf Millionen Mark. Th. S.

Eine Aufschneiderin, die nicht aufschneidet. — Von dem Dichter Gustav zu Putlitz erzählt man sich folgende komische Anekdote. Nach dem Erscheinen seines kleinen Märchenbuches: „Was sich der Wald erzählt", besuchte er Frau v. S., eine Dame, die in der Gesellschaft durch kleine Uebertreibungen und artige Aufschneidereien bekannt war. Sie wurde nicht selten deswegen geneckt und hatte dann immer die Liebenswürdigkeit, recht wacker darüber mitzulachen. Als Gustav zu Putlitz zu ihr in's Zimmer getreten, rief sie ihm gleich entgegen: „Ach, was haben Sie uns für ein schönes Buch geschenkt. Ich bin ganz Feuer und Flamme darüber. Auch mein Mann, der sonst nie ein Buch zu Ende liest, ist entzückt davon."

Putlitz bedankte sich natürlich für diese Komplimente, über die er so schnell als möglich fortzukommen suchte. Aber kaum, daß dies geschehen, erscheint der Mann der Frau v. S. und sie beginnen auf's Neue.

„Ach," sagt Herr v. S., „Sie haben da etwas recht Niedliches geschrieben. Alle Welt ist des Lobes voll. Ich selbst habe es noch nicht gelesen, aber es liegt unten im Garten. Meine Frau hat's gelesen, glaube ich. — Geh', Johann, und hole es herauf!" ruft er dem Bedienten zu.

Es dauert nicht lange und Johann bringt das Märchenbuch. Als es Putlitz in die Hand nimmt, sieht er, daß es noch gar nicht aufgeschnitten ist. Bei dieser Wahrnehmung wendet er sich zu Frau v. S. und ruft: „Wie die Leute doch verleumden! Komme mir noch Einer und sage: Frau v. S. schneidet auf! Ich will ihn bedeuten! Mein Buch ist der beste Beweis vom Gegentheil. Es ist gänzlich unaufgeschnitten!" C. T.

Ist der Laubfrosch ein Wetterprophet? — Bei dem hohen Ansehen, das der Laubfrosch allgemein als Wetterprophet genießt, sind die Untersuchungen von besonderem Interesse, die kürzlich der bekannte Zoologe R. v. Leudenfeld über die prophetische Begabung des Laubfrosches in Wettersachen angestellt hat. Im vergangenen Herbst suchte der genannte Forscher durch fortgesetzte Beobachtungen an zehn Laubfröschen festzustellen, in welcher Beziehung das Aufsteigen und Absteigen derselben zum Wetter ständen. Er hatte in den Behälter der Frösche eine Leiter gesetzt, deren

zehn Sprossen mit den Zahlen 1 bis 10 von unten nach oben bezeichnet waren. Die Nummer einer jeden Sprosse wurde mit der Zahl der auf ihr sitzenden Frösche vervielfältigt und die verschiedenen Resultate wurden zusammengezählt und vermerkt. Jeden Tag wurden 3 bis 5 Ablesungen an der Froschleiter vorgenommen und daraus die Durchschnittszahl als Tagesmittel bestimmt. Indem man die einzelnen Tagesmittel durch Linien miteinander verband, erhielt man eine Kurve, die das Verhalten der Laubfrösche sichtbarlich darstellte. Diese Bewegungslinie der Frösche wurde nun mit den gleichzeitigen Verhältnissen des Regens, der Bewölkung und des Luftdrucks verglichen. Durch die erwähnte Einrichtung hatte man sich sozusagen ein Froschbarometer geschaffen. Während der 86tägigen Beobachtungsdauer nun regnete es 26mal, 10mal bei tiefem, 16mal bei hohem Froschbarometerstand. Vom vorhergehenden Tage bis zum Regentage war die Froschkurve 11mal absteigend und 15mal ansteigend. Demnach übt der Regen auf das Verhalten der Laubfrösche durchaus keinen Einfluß aus, und es kann daher auch ihr tiefes Sitzen als ein Anzeichen nahenden Regenwetters nicht angesehen werden. Hinsichtlich der Bewölkung traf an 38 Tagen starke Bewölkung mit hohem Stand des Froschbarometers und schwache Bewölkung mit niederem Stand desselben zusammen. An 50 Tagen war jedoch das Umgekehrte der Fall, indem die Frösche bei hellem Wetter oben, bei trübem Wetter aber unten saßen. Auch der Meinung, daß die Laubfrösche bei starker Luftfeuchtigkeit mehr einen tieferen, bei schwächerer Luftfeuchtigkeit einen höheren Standpunkt aufsuchen, widersprach ihr Verhalten im Allgemeinen, denn an 51 Tagen stimmte ihr Platz zwar mit dieser Annahme überein, an 35 Tagen dagegen nicht. Am meisten zeigten sich die Frösche noch vom Luftdruck abhängig. Bei hohem Luftdruck stiegen sie hinauf, bei niederem Luftdruck dagegen hinab. So verhielten sie sich an 55 Tagen der Beobachtungsdauer, während das Verhältniß an 30 Tagen umgekehrt war. Ein Hinabsteigen der Frösche einen oder zwei Tage vor dem Eintritt einer bedeutenderen Verringerung des Luftdrucks war nicht wahrnehmbar. Nach diesen Untersuchungen ist K. v. Lendenfeld der Ansicht, daß den Laubfröschen im Großen und Ganzen die Gabe der Wetterprophezeiung nicht

zukommt und daß darum ihr Aufsteigen und Absteigen von den Witterungsverhältnissen nicht beeinflußt wird. Th. S.

Ein pumpender Kaiser. — Der Bildhauer Carpeaux in Paris war ein besonderer Liebling des Kaisers Napoleon III., der ihn nebst anderen hervorragenden Künstlern zu allen Hoffestlichkeiten heranzog. Bei einer solchen zog sich der Kaiser mit Carpeaux in ein Zimmer zurück, um ungestört ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, die Kollegen des Künstlers aber barsten fast vor Neid und Mißgunst über die ihm gewordene Auszeichnung. Als der Bildhauer wieder im Saal erschien, bestürmten ihn seine Kunstgenossen mit Fragen, was der Kaiser mit ihm gesprochen habe, was er von ihm wollte und ob er die übrigen Künstler erwähnt habe. Geheimnißvoll zog der Künstler die neugierigen Frager in eine Ecke und erklärte ihnen mit leiser Stimme, daß er es ihnen verrathen wolle, wenn sie ihm ihr Wort geben wollten, es keinem Menschen weiter zu erzählen. Alle gaben ihm die Hand darauf und gelobten feierlichst unverbrüchliches Schweigen.

„Nun denn," sagte Carpeaux mit wichtiger Miene, „der Kaiser hat mich angepumpt."

„An—ge—pumpt?" stammelten die Hörer und machten ob dieser Fopperei merkwürdig verdutzte Gesichter.

„Wie ich euch sage," versicherte der Bildhauer mit der ernstesten Miene von der Welt, „leider hatte ich aber nur 15 Franken bei mir, und diese habe ich brüderlich mit dem Kaiser getheilt."

Der Neid sorgte dafür, daß Napoleon diesen Scherz des Künstlers wieder erfuhr; hoffte man doch, daß derselbe in Ungnade fallen werde. Zum allgemeinen Erstaunen aber fuhr der Kaiser schon an einem der nächsten Tage am Atelier Carpeaux vor und besah sich mit vielem Interesse dessen Arbeiten. Als er sich entfernte, zog er plötzlich seine Börse und sagte: „Hier, lieber Carpeaux, ich bin heute gerade bei Kasse, nehmen Sie die von Ihnen geliehenen 7 Franken 50 Centimes zurück."

„Majestät — ein schlechter Witz —" stammelte verlegen der Künstler.

„Schlecht? Nein gut!" versetzte der Kaiser, „Eugenie und ich haben sehr darüber gelacht. Aber Eines müssen Sie mir

verſprechen, was auch in Ihrem eigenen Intereſſe liegt: das nächſte Mal pumpen Sie mir etwas mehr!" M. L.

Der Weiberfeind. — Schopenhauer behauptet von den Frauen: ſie führten den Vorſitz in der Geſellſchaft und ertheilten der Unterhaltung einen frivolen und läppiſchen Charakter, ſie verbannten jedes gehaltvolle Geſpräch, ſie wären wegen der Schwäche ihrer Vernunft weit weniger als die Männer fähig, allgemeine Grundſätze zu verſtehen, feſtzuhalten und zur Richtſchnur zu nehmen, ſie neigten zur Verſchwendung und dürften deshalb eigentlich nie für mündig erklärt werden, ſie ſeien kindiſch, läppiſch und kurzſichtig, blieben Zeit ihres Lebens große Kinder, die jungen Mädchen behandelten ihre häuslichen oder gewerblichen Geſchäfte als Nebenſachen, wohl gar als bloßen Spaß, für ihren eigentlichen Beruf hielten ſie die Eroberungen und was damit in Verbindung ſtehe, wie Toilette, Tanz u. ſ. w., die Verſtellung ſei den Weibern angeboren, ein ganz wahrhaftes, unverſtelltes Weib vielleicht unmöglich, daraus aber entſpringe Falſchheit, Treuloſigkeit, Undank u. ſ. w. Weiber machten ſich gerichtlicher Meineide viel öfter ſchuldig als Männer, es ſei überhaupt fraglich, ob man ſie zum Eide zulaſſen ſolle, der Fall wiederhole ſich, daß die feinſten Damen in Kaufmannsläden etwas heimlich einſteckten und entwendeten, zwiſchen Weibern herrſche von Natur Feindſchaft, die Weiber bildeten nicht das ſchöne, ſondern das unäſthetiſche Geſchlecht, ſie ſetzten im Theater bei den ſchönſten Stellen der größten Meiſterwerke ihr Geplapper weiter fort und ſollten gar nicht in's Theater zugelaſſen werden, in den ſchönen Künſten brächten es nicht einmal die bedeutendſten Köpfe dieſes Geſchlechts zu einer einzigen wirklich großen, echten und originellen Leiſtung, ſie blieben die gründlichſten und unheilbarſten Philiſter, man ſollte ihre Schwäche ſchonen, aber ihnen Ehrfurcht zu erweiſen, ſei lächerlich. D.

Hungersnoth. — Im Jahre 1499 kam Wilibald Pirkheimer als Anführer der Nürnberger Truppen nach dem Engadin. „Der Zufall wollte" — erzählt er — „daß wir durch ein großes, jetzt aber abgebranntes Dorf kamen. Am Ende deſſelben ſahen wir zwei alte Weiber. Die trieben einen Haufen von faſt vierhundert kleinen Knaben und Mädchen nicht anders als wie eine Heerde Vieh

vor sich her. Sie waren alle vor Hunger völlig abgemagert und erschreckten uns durch ihr Aussehen. Ich fragte die alten Weiber, wohin sie die elende Schaar treiben wollten. Da antworteten sie, zusammenfahrend und vor Schmerz und Hunger kaum noch vermögend, den Mund aufzuthun: ‚Ihr werdet es sogleich sehen, wohin dieser unglückselige Haufen geht.‘ Kaum hatten sie das gesagt, als sie auf eine Wiese herabstiegen, auf die Kniee stürzten und wilden Thieren gleich die Kräuter abzuweiden begannen, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese ihre Speise mit dem Maule fressen, jene aber zuvor dieselbe mit den Händen abrupften. Durch die Gewohnheit hatten sie die Kräuter zu unterscheiden gelernt und wußten, welche bitter oder unschmackhaft und welche lieblich und genießbar waren. Namentlich suchten sie den Sauerampfer, welchen sie allen übrigen Grasarten vorzogen. Bei diesem entsetzlichen Schauspiele stand ich sprachlos und lange Zeit wie vom Donner gerührt. Eine der Alten aber sprach weiter: ‚Seht Ihr nun, warum wir diese unglückliche Schaar hierher getrieben haben? Ihre Väter sind durch's Schwert gefallen, ihre Mütter den Hungertod gestorben, ihre Habe ward als Beute weggeschleppt, ihre Wohnungen hat die Flamme zerstört; wir Armen sind nur wegen unseres hohen Alters verschont worden, um diese elende Jugend auf die Weide zu treiben und, so lange wir's noch vermögen, durch Grasessen am Leben zu erhalten. Aber wir hoffen, daß gar bald sowohl sie als wir aus diesem namenlosen Jammer erlöst werden. Glücklich fürwahr die, welche ein schneller Tod dahinrafft, während wir ein trauriges Leben fristen.‘ — Als ich das sah und hörte, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, ich beklagte das jammervolle Menschenloos und verwünschte die Unmenschlichkeit des Krieges.“ D.

Die Ursachen von Dampfkesselexplosionen. — Trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die zur Verhütung von Dampfkesselexplosionen getroffen werden, ereignet sich doch immer von Zeit zu Zeit einer jener beklagenswerthen Unglücksfälle, wo ohne jede erkennbare äußere Ursache die Kraft des Dampfes den Kessel sprengt, und Menschenleben und Menschengut vernichtet und zerstört werden. Für diese Explosionen, für welche also nicht irgend welche Mängel an der Kesselanlage verantwortlich zu machen sind, gibt es mehrere

Erklärungen, die sich auf physikalische Vorgänge bei der Verwandlung des Wassers in Dampf begründen.

Bei einer Anzahl von Explosionen kommt aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe Gesetz zur Anwendung, wie wir es bei dem physikalischen Experiment der sogenannten Leidenfrost'schen Tropfen beobachten können. Wenn wir nämlich einen Tropfen Wasser auf eine heiße Eisenplatte fallen lassen, so verdampft er nicht sofort, sondern hüpft und tanzt auf ihr unaufhörlich herum. Erkaltet aber die Platte allmälig und erreicht einen gewissen Temperaturgrad, so verschwindet derselbe Tropfen mit einem Male, indem er in Dampf aufgeht. Während er also bei 500 und mehr Grad nicht verdunstet, verwandelt er sich bei einer niedrigeren Temperatur in Dampf. Welches dieser Temperaturgrad ist und welche Vorbedingungen zu erfüllen sind, damit die plötzliche Verdampfung des Tropfens vor sich geht, ist noch nicht festgestellt.

Es ist nun aus verschiedenen Gründen anzunehmen, daß sich bei gewissen Kesselexplosionen ähnliche Vorgänge abspielen. Das Wasser des Kessels stellt einen einzigen Riesentropfen dar, während die Kesselwand die heiße Platte abgibt. Kühlt sich nun das Wasser bis zu einem bestimmten Grade ab und treten noch gewisse, bisher unentdeckte Umstände hinzu, so verwandelt sich mit einem Male die ganze Wassermasse in Dampf. Diese Dampfwolke, die einen ungeheueren Druck ausüben muß, sucht nun einen Ausgang und, da sie ihn nicht findet, durchbricht sie die Kesselwand und führt die Explosion herbei.

Eine zweite Art von Explosionen beruht auf einer anderen Eigenthümlichkeit des Wassers. Wir wissen, daß das Wasser unter gewöhnlichen Verhältnissen bei 80 Grad Réaumur siedet und verdampft. Diese Erscheinung tritt aber nicht ein, wenn das Wasser einem hohen Druck unterworfen ist. In diesem Falle kann das Wasser weit über die angegebene Temperatur erhitzt werden, ohne daß seine Umwandlung in Dampf erfolgt. Soll diese vor sich gehen, so muß das Wasser erst in Bewegung gerathen, wozu allerdings schon eine geringe Erschütterung genügt. Wird nun das überhitzte Wasser aus irgend einem Grunde erschüttert, dann vollzieht sich wieder der schon oben geschilderte Vorgang: das Wasser verdampft plötzlich. Auch hier macht sich

dann ein ungeheuerer Druck geltend, dem die Kesselwand nicht gewachsen ist, so daß sie zerrissen wird. Die Explosionen, die auf die dargelegten Ursachen zurückzuführen sind, sind um so unheimlicher, als sie sich durch keinerlei Vorzeichen ankünden, so daß zur rechten Zeit gegen sie Maßregeln ergriffen werden könnten. Th. S.

Der Pünktliche. — Georg III. von England war überaus pünktlich, und forderte dieselbe Eigenschaft auch von Anderen. Unter den Hofkavalieren war nun aber keiner pünktlicher, als der Lord Hastings, denn er ließ niemals auch nur eine Sekunde auf sich warten. Als er nun eines Tages um 12 Uhr zu dem König nach Windsor beschieden war, auf dem Wege zu des Königs Zimmer durch einen Saal schritt, und sah, daß die dort befindliche Uhr bereits die zwölfte Stunde zeigte, zerschlug der Lord in seinem Zorn, eine halbe Minute zu spät gekommen zu sein, das Glas über der Uhr mit seinem Stocke. Der König unterließ natürlich auch nicht, ihn daran zu erinnern, daß er sich etwas verspätet habe, was der Lord dann so gut als möglich zu entschuldigen suchte. Als er aber das nächste Mal wieder zur Audienz kam, rief der König dem Eintretenden entgegen: „Ei, lieber Lord, was bewog Sie denn neulich, nach der Uhr zu schlagen?"

„Euer Majestät," lautete die Antwort, „die Uhr schlug zuerst."

Es versteht sich von selbst, daß der König über diese Antwort, die noch dazu mit der ernsthaftesten Miene von der Welt ertheilt wurde, in ein herzliches Gelächter ausbrach. St.

Major v. Lützow als Räuberhauptmann. — Im Anzeigentheil der „Spener'schen Zeitung" vom 14. September 1813 finden wir ein Inserat, welches vom Major v. Lützow eingesetzt ist und nichts Geringeres bezweckt, als den berühmten Führer der nach ihm benannten verwegenen Schaar bei den Berlinern von dem Verdachte zu reinigen, daß er ein Räuberhauptmann wäre. Das seltsame Inserat hat folgenden Wortlaut:

„Schon längst habe ich stillschweigend gehofft, daß man mich und das Frey-Corps, welches Seine Majestät der König meiner Führung anvertraut hat, endlich mit lächerlichen und verleumderischen Zeitungsberichten verschonen werde. Aber nun lese ich wieder, daß die Schaar sich schwarz und drohend wie Gewitter-

wolken auf der Ebene von Neuem lagert, daß ich kürzlich mit Kavallery einen Wald attaquirte, um das Gespann eines friedlichen Bauern zu erbeuten u. s. w. So wird von Unberufenen vieles über mich geschrieben und gesprochen, genau in einem Tone, als ob ich ein Räuberhauptmann wäre, während doch mein höchstes Bestreben ist, dem König und dem Vaterlande zu dienen und den erwünschten Erfolg s. Z. freimüthig darzulegen. Jede Bekanntmachung, welche etwa fernerhin nicht von einem Vorgesetzten oder mir selbst unterzeichnet erscheinen dürfte, bitte ich daher dringend, als nicht gedruckt anzusehen." H. Th.

Buchstäbliche Auslegung des Gesetzes. — Es ist bekannte Thatsache, daß sich die englischen Richter bei Anwendung ihrer Gesetze streng an den Buchstaben halten. Die zahlreichen Fälle der Art sind kürzlich durch einen vermehrt worden, der in sprachlicher Beziehung Erwähnung verdient. Zwei Burschc, welche ein Schaf gestohlen, und bei deren Jedem man eine Hälfte des entwendeten Thieres gefunden hatte, wurden von den Assisen der Grafschaft Wilt freigesprochen, einzig und allein, weil zu der Sprache und dem gesellschaftlichen Zustande des jetzigen Englands mehrere Völker ihren Beitrag geliefert haben. Spricht der Engländer von seinem lebendigen Schlachtvieh, so ist er Sachse, Bauer und Viehzüchter; er spricht deutsch und sagt: ox (Ochse), sheep (Schaf), calf (Kalb). Handelt es sich aber vom Fleisch der Thiere, also in der Küche und bei Tafel, ist er Normanne und spricht französisch: beef (boeuf), mutton (mouton), veal (veau). Nun waren die Diebe angeklagt, Hammelfleisch, mutton, gestohlen zu haben, und aus den Verhandlungen ergab sich, daß sie ein lebendiges Schaf, also ein sheep, entwendet hatten. Der Präsident selbst erklärte also den Geschworenen, daß sie die Angeklagten freisprechen müßten. St.

Geistesgegenwart. — Es ist bekannt, daß Friedrich Wilhelm I., der sogenannte „Soldatenkönig", ein durchaus rechtschaffener, aber auch äußerst jähzorniger Fürst war. Der bekannte Fluchtversuch seines erstgeborenen Sohnes, des später so berühmt gewordenen „Großen Friedrich", hatte ihn so empört, daß er ihn mit dem Bambusrohr in's Gesicht schlug und außerdem noch mit dem Degen bedrohte. Derselbe Jähzorn entbrannte einmal, als seine

älteſte Tochter bei Tafel über einen Vorfall am Hofe eine etwas bittere Kritik übte. Sofort fuhr der aufbrauſende Vater mit einem Meſſer nach ihrer Bruſt, und es wäre um ſie geſchehen geweſen, hätte nicht der hinter dem König ſtehende Jäger in demſelben Augenblicke deſſen Rollſtuhl blitzſchnell umgedreht, ſo daß der Daraufſitzende ſich einem an der Wand hängenden Spiegel zugewendet ſah. Wüthend ſprang der König alsbald in die Höhe und trieb den Jäger mit dem Stocke aus dem Zimmer. Dieſer glaubte nun natürlich, die Gunſt ſeines Herrn für immer verloren zu haben und ſah ſchon ſeiner Entlaſſung entgegen, als er nach beendigter Tafel in's Kabinet des Monarchen gerufen wurde.

„Kerl!" ſchrie ihn dieſer an, „wie konnteſt Du Dich unterſtehen, mich wie einen Spielball umzukehren?"

„Ich bitte um Verzeihung!" antwortete der Jäger; „ich that es, um Eure Majeſtät vor einer Gewaltthat zu bewahren, der jedenfalls die bitterſte Reue gefolgt wäre."

„Und da meinſt Du wohl gar, ich wäre Dir zu Dank verpflichtet? Wie?" fragte der König.

„Ich erwarte keinen Dank, nur Verzeihung," erwiederte der Jäger.

Da reichte ihm ſein Herr die Rechte und ſagte: „Ich habe Dir nichts zu verzeihen; ich habe Dir nur zu danken; Du haſt brav gehandelt, und ich entlaſſe Dich." Der König hielt inne und blickte auf den betroffen drein ſchauenden treuen Diener. „Ich entlaſſe Dich," hub der Monarch wieder an und gab dem Jäger einen ſanften Schlag auf die Schulter, „um Dir zum Oberförſter zu gratuliren." E. K.

Ein Unverbeſſerlicher. — Der achtzigjährige Graf Sergius Leſtow in St. Petersburg, ein ſtarker Verehrer des Bacchus, kam einſt zu dem berühmten Leibarzt Doktor Frank und klagte über einen trockenen Huſten, der ihn ſchon ſeit gerammer Zeit plage.

„Ja," erklärte Frank, „wenn Sie davon befreit ſein wollen, dürfen Sie vor allen Dingen nicht mehr ſo ſtark trinken."

„Was," rief ärgerlich der Hilfeſuchende, „achtzig Jahre lang trinke ich und das ſoll mir ſchaden? Lieber Doktor, werden Sie erſt in Ihrer Nüchternheit ſo alt, als ich in meiner Trunkenheit, dann können Sie mir einen ſolchen Rath geben!" E. K.

Unser Bismarck

von

E. W. Allers

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über 200 teilweise ganzseitigen Textillustrationen und 42 Extra-Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

C. W. Allers:

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht von Felix Dahn.
70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Fürst Bismarck als Redner.

Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden 1848—1890.
19 Bände der Collection Spemann à 1 Mark.
In 16 Bänden gebunden.

In unserem Verlag erschien:

Freund Allers.

Ein Künstlerleben
von
Dr. Alexander Olinda.
Mit über 400 Illustrationen von C. W. Allers.
Elegant gebunden 20 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Graphologie

von

L. Meyer.

Gr. 8° 250 Seiten mit ca. 360 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Die Erkenntnis, daß es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, aus den Schriftzügen auf die geistigen Eigenschaften, auf den Charakter des Schreibers zu schließen, ist alt. Die Systematisierung dieser Erkenntnis zu der Form der neueren „Graphologie" hat namentlich in neuester Zeit zu vielseitigen Untersuchungen und Veröffentlichungen geführt. Eine große graphologische Litteratur ist entstanden, die in ihren Auswüchsen der Komik nicht entbehrt und in übertriebener Schablonisierung die Gefahr nahe legt, die Graphologie werde, noch bevor sich herausgestellt hat, was Gutes an ihr ist, in Mißkredit geraten. Im Gegensatz zu derartigen Veröffentlichungen glauben wir das vorliegende Buch des durch seine graphologischen Untersuchungen in unsrer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" weit bekannt gewordenen Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, als einen Leitfaden bezeichnen zu dürfen, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern.

Empfehlenswertes Festgeschenk!

Schatzkästlein des guten Rats.

Sechste vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

Preis elegant gebunden **5 Mark.**

Dieses Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche und zuverlässige Antwort. — Dasselbe wird jeder [illegible] bestens empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.